Ht. sing. 1401 c
(3

-15 Pf. N. 60.

<36605033290016

<36605033290016

Bayer. Staatsbibliothek

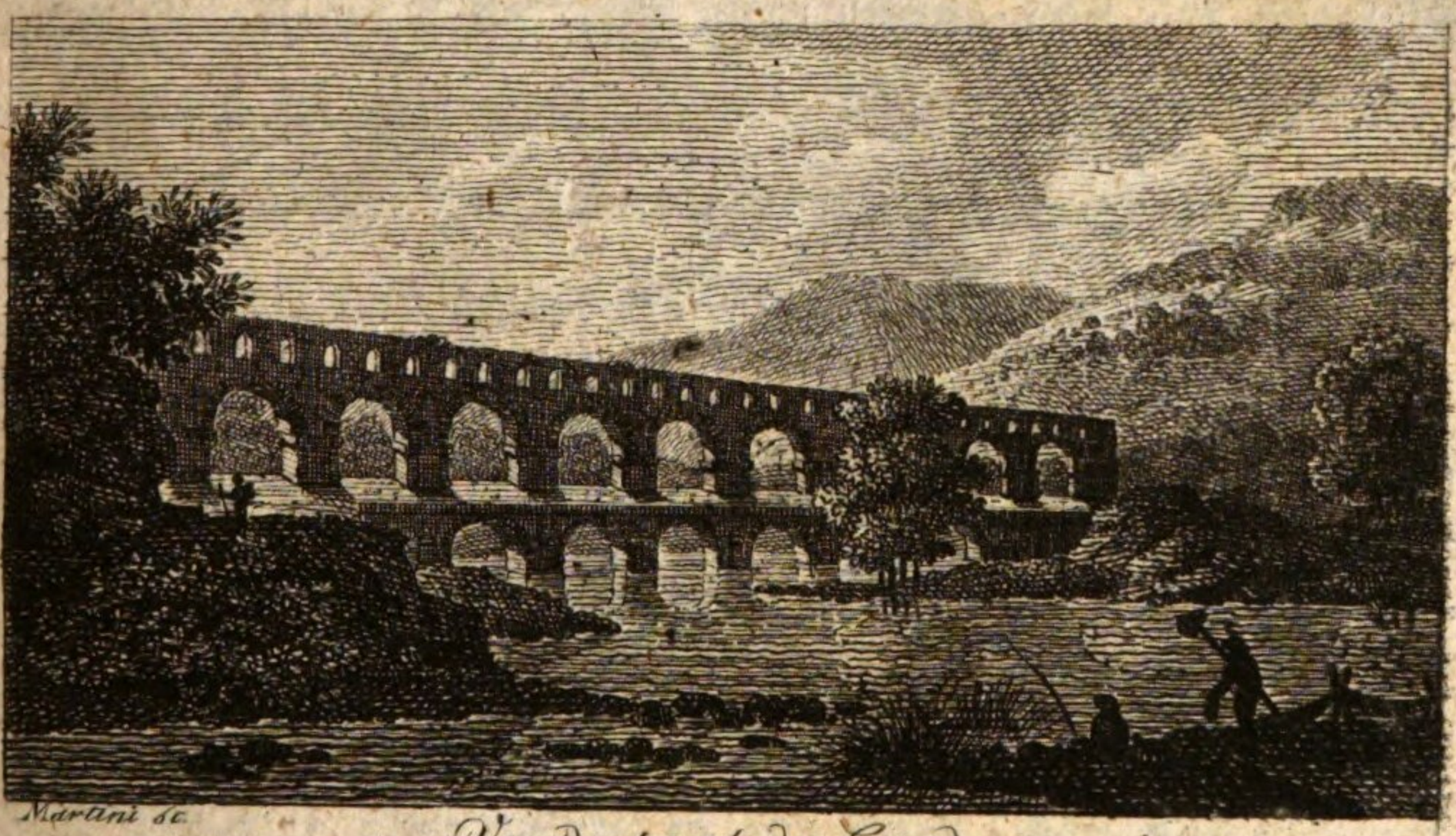
Reise

durch

das südliche Frankreich.

Von

Johanna Schopenhauer.



Marani sc.

Vue du pont du Gard.

Rudolstadt,

im Verlage der Hof-Buch- und Kunsthandlung.

1817.

Td/57/1166

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reise von Paris nach Bourdeaux.

Fröhlichen Muthes verließen wir in den letzten Tagen des Januars unsre Wohnung in Paris, um die Reise in's südliche Frankreich anzutreten, von der wir uns großen Genuß versprachen. Die Luft war mild wie im Frühling, und da wir ziemlich früh ausfuhren, so gedachten wir an diesem Tage noch recht weit zu kommen, sollten wir auch den im Kalender verheißenen Mondschein zu Hülfe nehmen müssen, um nur des andern Morgens früh bei guter Zeit in Orleans zu seyn.

Leider aber zeigte es sich bald, daß wir diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten; denn während wir noch ganz lustig durch die bisher uns ziemlich unbekannt gebliebene Vorstadt Saint Marceau hinrollten, zerstörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unsre Pläne für den heutigen Tag.

Erschrocken blickten wir um uns, sahen eines unsrer Vorderräder weit von uns liegen und uns selbst so gut als umgeworfen mitten in der schmuzigsten aller schmuzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war schuld an diesem Unfall. Sie, die keinem Franzosen erlaubt, Thür und Fenster gehörig zu schließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger deutscher Bedachtsamkeit zu vollbringen, sie hatte auch den Citoyen Wagenschmierer verhindert, das Eisen, welches das Rad festhalten sollte, ordentlich anzuschrauben. Es war verloren, und ein Artist mußte gerufen werden, um ein neues zu schmieden.

Uns blieb für unsre Personen nichts übrig, als einstweilen aus dem Wagen zu klettern so gut wir es konnten, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beileidsbezeugungen der schnell um uns her versammelten Bewohner dieses berüchtigten Theils von Paris verfolgten uns bis zu unserm, gar nicht einladend aussehenden Zufluchtsort, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artist sein Kunstwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dies lieber,

und sahen einstweilen dem häuslichen Treiben der uns fast unbekannt gebliebenen ärmern Klasse von Parisern zu, als daß wir in unser eben verlassenes Quartier zurückgekehrt wären. Wir hätten dort gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Monden lang gewöhnt war, ist gar zu unangenehm; man kommt sich selbst dabei fast wie gestorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort, doch nicht im sausenden Galopp, nein! ziemlich langsam auf verdorbnen Kunststraßen, die uns manche Stöße versetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entschädigung bot. Die erste Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpäjon, wo wir ein erträgliches Nachtquartier fanden, den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich spät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hieher war uns kein interessanter Punct vorgekommen, auf welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine schön gebaute, große Stadt gedacht hatten, ist uns selbst

nicht klar; so viel ist aber gewiß, daß sie beides nicht ist. Alles was wir davon sahen, kam uns schmuzig und ärmlich vor, und unser Gasthof, der beste in der Stadt, machte hievon keine Ausnahme. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zuckerfabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Kathedral-Kirche, die wir aber nur von außen bewunderten. Die merkwürdigen Grabmäler und Alterthümer, die sie sonst enthielt, waren alle nach Paris geschleift oder sonst zerstreut; viele derselben, auch das Denkmal des Mädchens von Orleans, hatten wir schon im kleinen Augustiner-Kloster in Paris gesehen, deshalb wollten wir lieber die Schwelle des geplünderten ehrwürdigen Tempels nicht betreten, er hätte uns in diesem Zustande doch nur einen traurigen Anblick gewährt.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und schöner; im Sommer mag es hier sehr angenehm seyn. Bald kamen wir an die schönen Ufer der „prächtig strömenden Loire." Das junge Grün der Saaten, das sie schmückte, der breite Strom, eine schöne sich über ihm wölbende steinerne Brücke gewährten uns manche reizende, malerische Ansicht; die Flecken und

Dörfer aber, durch welche unser Weg uns führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darinne sahen, trug das Gepräge der bittersten Armuth. In Lumpen gehüllte Greise, bleiche Jammergestalten von Weibern, umschrien von halbverhungerten Kindern, fielen uns mit ungestümem Betteln an, so oft der Wagen hielt. Die Versorger und Ernährer dieser hülflosen Wesen waren alle zur Armee getrieben, und diese Zurückgebliebenen verschmachteten jetzt in dem von der Natur so reich begabten Lande, weil es an rüstigen Armen fehlte es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende gemerkt, welches die Revolution über dies einst so wohlhabende Land gebracht hat. Die, so durch jene plötzlichen Umschwünge des Glücks, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort, in einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge so, daß es nicht in das dicht daran gränzende Dunkel zu schauen vermag, in welchem doch die Mehrzahl der Menschen leben muß. Aber auf dem Lande und in kleinen Städten liegt alles offen da, und der Anblick des allgemeinen Elends hier erregte unser innigstes Mitleid.

Auf dem ganzen Wege von Orleans bis Blois begegneten wir zwar vielen Frachtwagen, aber keinen andern Reisenden, überhaupt wenig Menschen. Außer den Bettlern umringten uns auch überall eine Menge Weiber und Kinder, um uns Messer zu verkaufen, die in großer Anzahl rings um in der ganzen Gegend recht gut gemacht werden. Mit augenscheinlicher Lebensgefahr stiegen die Mütter in die Speichen der Räder, so wie der Wagen einen Augenblick hielt, und reichten uns ihre halbnackten Kinder zum Schlage herein. Die Kleinen mußten uns die Messer in ihren Händchen zum Verkauf entgegentragen, und gern nahmen wir ihnen eine Kleinigkeit ab, um nur der Angst entledigt zu seyn, sie so zu sehen.

In Frankreich muß ohnehin jeder Reisende sein Messer mit sich führen, denn er erhält keines in den Gasthöfen. Gabeln dagegen und Löffel fehlen nie; gewöhnlich sind beide von Silber, ohnerachtet der Armuth des übrigen Geräths. Auch Servietten sind da, nur keine Messer, oder wenn man auf vieles Fordern welche bringt, so sind diese gewöhnlich in einem so abschreckenden Zustande, daß man sich ihrer nicht bedienen mag.

Man wird in Frankreich fast noch schneller auf den Posten weiter befördert als in England. Kaum daß

die Pferde den letzten Schritt gethan haben, so werden sie schon ausgespannt und andre gebracht. Der neue Postillion steigt flink in die kolossalen mit Stroh gefütterten Kurierstiefeln, die sein Vorgänger beim Absteigen von sich warf; klatscht einigemal kurz hintereinander mit seiner kleinen Peitsche, und nun geht es fort im schnellsten Trab, wenn der Weg es erlaubt. Man hat oft nicht Zeit die Post ordentlich zu bezahlen, und der Postmeister ruft nur in aller Geschwindigkeit dem forteilenden Postillion nach, wie viel der Reisende zu viel oder zu wenig gab; dies wird dann auf der nächsten Station berichtigt.

Die Posthäuser sind fast nie zum Empfange der Reisenden eingerichtet, und sehen auch gewöhnlich so uneinladend aus, daß man gern vorüberzieht. Mit den Gasthöfen ist es ungefähr eben so, daher saßen wir oft zehn bis zwölf Stunden wie festgebannt in unserm Wagen, und wären ohne die wohlthuende Industrie der Landesbewohner gewiß oft halb verschmachtet im Nachtquartier angelangt. Diese aber kam uns aus den benachbarten Häusern an den Posten überall mit gutem Bouillon, Backwerk und schönem weißen Brod entgegen, wofür wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu kom-

men. Höher hinauf in den südlichen Gegenden von Tours bot man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Pfirsiche, die wie in Zucker kandisirt aussahen und schmeckten. Das Obst erreicht in diesem schönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unserm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am späten Abend des Tages, wo wir Orleans verließen. Sie schien uns noch armseliger, schmuziger und kleiner, hat aber eine höchst anmuthige Lage, hart am Ufer der Loire. Unser Gasthof lag am Quai; unerträglicher Schmuz und überlästige Messerverkäuferinnen, die uns bis in unsre Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalt, doch vergaßen wir dies Ungemach über den Anblick des Stroms, der, breit und prächtig, dicht unter unsern Fenstern hinrauschte. Lange standen wir noch am Fenster und sahen dem Spiel des Mondscheins mit den Wellen zu. Alles war todtenstill auf dem Wasser, kein einziger Fischer-Kahn sichtbar auf der ganzen großen silbernen Fläche, die wir überblickten, nur das leise, fast klagende Rauschen der am Gestade sich brechenden Wellen flüsterte durch die Oede der Nacht. Wie ganz anders ist das

immer rege Leben auf der Themse bei London, der schiffreichen Elbe bei Hamburg, ja auf dem kleinsten Kanal in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannigfaltigsten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter, es war der letzte Januar und warme Maienluft umwehte uns. Tausend Vögel trieben ihr lustiges Wesen in den Hecken; letztere fingen schon an, sich mit gelben wohlriechenden Blüten zu schmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns in blauer Luft und warmem Sonnenschein, und aus dem jungen Grase guckte manches Frühlingsblümchen schüchtern hervor. Die weißen Blüten der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unserm Vaterlande jetzt eben so auf den Aesten der Bäume noch lastete. Sehr sinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erste freundliche Sonnenblick ihn verführt, seine Blüten zu entfalten, wofür er denn oft später büßen muß. Im Gegensatz mit diesem nennen sie den im südlichern Frankreich sehr gewöhnlichen Johannisbrodbaum den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet und gleich unsern deutschen Eichen die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröste

mehr drohen. Diese beiden Bäume könnten in der Geschichte unserer Tage wohl auch als Symbol des deutschen und französischen Volks gelten.

Die Gegend zwischen Blois und Tours ist entzückend schön. Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damm längs dem Ufer der Loire hin, zur Rechten den breiten prächtigen Strom, zur Linken die wie ein Garten angebaute Ebne. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannigfaltig gestaltete zackige Felsen bekränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuser reihen sich hier überall an einander; kein Fleckchen Land blieb unbenutzt. Selbst im Innern der Felsen haben die Menschen sich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hausen sie dort wie Kaninchen; sie haben sie sich zu ihrem Hausbedarf ordentlich eingerichtet, eine Thür mit Schloß und Riegel schließt den Eingang, Fenster mit gläsernen Scheiben glänzen hie und da an den Felswänden, und wirthlich steigt der Rauch aus den Schornsteinen, die sich vom Gipfel der Felsen erheben. Unwillkürlich gedachten wir dabei des wunderlichen Vesuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenster zieren und der in seinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant sind diese Wohnungen nicht, aber doch

wohl warm und auch gesund, wenigstens nach dem blühenden Ansehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemsen zwischen dem Gesteine herumkletterten, das ihren väterlichen Heerd einschloß. Je weiter wir fuhren, je häufiger wurden diese Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, sie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geschickt man gewußt hatte, die mannigfaltigen Gestaltungen der Felsen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir schon früher in den felsigen Ufern des Stromes eingehauen erblickt, aber sie als vollständige menschliche Wohnungen eingerichtet zu sehen, blieb uns ein neuer, wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den auch noch im Graus der Zerstörung großen, stattlichen Ruinen eines Kartheuserklosters dicht vorbei. Dieses prächtige Gebäude ward während der Revolution verwüstet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendsten, glücklichsten Flecken der Erde, alle Greuel jener Zeit auf's furchtbarste wütheten. Ströme von Blut färbten damals die Wellen der Loire, tausend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bei den entsetzlichen Nayaden den schrecklichsten Tod. Wenige

Jahre sind seitdem an uns vorüber gegangen, der Strom fließt silberhell wie zuvor, denn die unsinnige Wuth der Menschen vermag nichts über die ewigen Gesetze der Natur; aber unbegreiflich schien es uns oft, daß diese Menschen wieder lachen, singen, fröhlich ihren Geschäfften nachgehen konnten, ohne bei jedem Schritt von den schrecklichsten Erinnerungen ergriffen und gelähmt zu werden. Dies aber zeugt von der Macht der Zeit, von dem wohlthätigen Vergessen, womit die gewaltigen Stunden den Menschen allmälig besiegen. Wohl uns, daß dem so ist, und kein Schmerz in unserm ohnehin so kurzen Leben dauernd bleiben kann.

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen hatten wir Tours erreicht ehe wir uns dessen versahen, und fuhren über die prächtige Brücke zur Stadt hinein. Diese Brücke schien uns zwar weniger breit, aber nicht viel kürzer als die Blackfriars-Brücke, welche in London über die Themse führt. Die niedrigen Brustwehren erlaubten uns einen freien Blick hinüber auf das von der Loire durchströmte Paradies und die um die Stadt sich ziehenden Pappelalleen. Eine der reizendsten Aussichten, so wir jemals sahen.

Tours ist vielleicht die hübscheste, freundlichste, reinlichste kleine Stadt in Frankreich. Alles darin

hat ein so saubres, zierliches Ansehen, daß wir dadurch auf's lebhafteste an England erinnert wurden; auch hatten vor der Revolution sich hier viele englische Familien angesiedelt, die aus ökonomischen oder andern Gründen ihr Vaterland verließen, und wahrscheinlich sind es noch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns, welche diese Stadt vor allen andern französischen Städten unterscheiden. Die Einwohner von Tours bilden sich nicht wenig auf dieses freundliche Ansehen ihres Städtchens ein, und behaupten keck, daß selbst in Paris keine Straße wäre, die sich mit der Hauptstraße ihres Ortes vergleichen ließe. Das heißt im Munde eines Franzosen gar viel gesagt, denn ihnen ist Paris die Krone der Welt. Diese gerühmte Straße ist wirklich von beiden Seiten mit schönen, modernen Häusern besetzt, an welchen, ganz nach englischer Art, ein breiter, etwas erhöhter, mit Quadersteinen belegter Fußpfad hinläuft; sie ist breit, schnurgerade, und endigt in einer schönen Pappelallee, welche dicht vor der Stadt einen bedeutenden Hügel hinaufführt.

Von diesem Hügel übersahen wir noch einmal die artige Stadt, den breiten Strom mit seinen grünen Inseln, die sanft sich erhebenden, mit Reben und Gärten geschmückten Ufer, und eine zweite schöne

Brücke, die in einiger Entfernung über den Strom sich wölbt. Welch ein Paradies muß hier grünen und blühen, wenn die Bäume ihre belaubten Kronen tragen, die Reben Kränze um sie flechten oder in schönen Gewinden sich über die sie einschließenden Mauern beugen, wenn tausend Blumen aus diesen freundlichen Gärten ihren Duft versenden! Jetzt deckte das frische Grün nur kaum den Boden, der Mandelbaum allein stand röthlich blühend unter seinen noch schlafenden Brüdern, und doch ward es uns schwer von diesem Anblick zu scheiden. Noch schwerer würde es uns geworden seyn, hätten wir ahnden können, wie unangenehm unsre Reise von jetzt an werden würde.

Wir fuhren weiter, weil wir es mußten. Nicht lange, so bog der Wagen um eine Ecke, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe sahen wir uns plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt. Oede, flach, unwirthlich breitete sich eine Gegend vor uns aus, der auch nicht ein interessanter Punct abzugewinnen war, so eifrig wir auch darnach umblickten. Die Wege wurden sehr schlecht, die Dörfer und Flecken, durch welche wir kamen, benahmen uns alle Lust den Wagen zu verlassen; so erreichten wir denn, müde und zerschlagen an Seel' und Leib, unser Nacht-

quartier. Es war schon sehr dunkel; dennoch verfolgten uns schreiende Weiber, weinende, halbverhungerte Kinder mit großem Ungestüm bis in unsre Schlafzimmer, um uns Stahlarbeiten und Zahnstocher zu verkaufen. Nirgends noch waren sie so zudringlich gewesen als hier, auch sahen wir uns genöthigt, jede Regung des Mitleids zu unterdrücken und ihnen gewaltsam die Thür weisen zu lassen, um nur zu der uns allen höchstnöthigen Ruhe zu gelangen.

Der kleine Ort, in welchem wir uns jetzt befanden, heißt Châtellerault aux - Barres - de Nintré. Er liegt nahe an dem kleinen schiffbaren Fluß Vienne und war sonst ein freundliches, nahrhaftes Städtchen. Der starke Waaren-Transport zu Wasser und der sehr ergiebige Fischfang machte die Einwohner zu wohlhabenden Leuten, die ohne große Sorge erwarben, was sie zum stillen zufriednen Leben für sich und die Ihrigen bedurften.

Jetzt hatte Bonaparte die Männer ihrem friedlichen Heerde entrissen, um seine Marine mit ihnen zu besetzen, vor allen die flachen Böte, die damals ausschließend ihn beschäfftigten, weil er England damit erobern zu können wähnte. Die armen Weiber muß-

ten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel herab, als wir uns am andern Morgen, noch in der Dämmerung, auf den Weg machten. Wir kamen an Poitiers dicht vorbei. Die Stadt sah aber so wenig einladend aus, daß wir gar nicht hereinfahren mochten, sondern nur in der Vorstadt anhielten, um die Pferde zu wechseln. In Deutschland, oder gar in England und Holland, ist es unmöglich, sich eine solche kleine Landstadt in diesem Theil von Frankreich vorzustellen, besonders bei Regenwetter ist ihr Anblick das Scheuslichste was wir kennen. Die elenden Häuser sehen aus, als wären sie aus Koth zusammen geknetet, die seit ihrer ersten Entstehung nie gewaschnen Fenster vollenden das widrige Bild; oft fehlen sie ganz, und in Del getränktes Papier oder schlecht zusammengenagelte unangestrichene Läden ersetzen ihre Stelle. Misthaufen besetzen von beiden Seiten die engen winklichen Straßen; alles was man sieht, läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menschen in freundlich-häuslichen Verhältnissen glücklich leben könnten. Der Anblick einer solchen Stadt ist so traurig beengend, so ekelerregend, daß jeder

Frem-

Fremde die schnelle Beförderung der Posten als eine wahre Wohlthat erkennen muß.

Doch indem wir dies in der Vorstadt von Poitiers, in unserm Wagen sitzend, besprachen und man uns frische Pferde vorlegte, so überzeugte uns eine dicht neben uns sich ereignende kleine Scene, daß doch wohl selbst in diesem abschreckenden Orte häusliches Glück und Liebe wohnen können.

Mehrere Fuhrleute fuhren eben mit ihren Karren von dem Hause fort, vor welchem wir hielten und schlugen die Straße nach Bourdeaux ein, die auch wir vor uns hatten. Nur ein einziger zögerte noch, als ob er etwas erwarte. Da kam ein junges, sehr hübsches Weib aus der Stadt, sie trug eine große Fuhrmannspeitsche in der Hand und ein kleines, etwa zweijähriges Mädchen auf dem Arm, und eilte, trotz dem eben unbarmherzig strömenden Regen, auf den jungen Fuhrmann zu, der ihr auch einige Schritte entgegen ging, so daß er dicht neben unsern Wagen zu stehen kam. Sie sprachen mit einander recht lange und recht herzlich, doch was sie sagten konnten wir in ihrem Patois nicht verstehen; dann küßte der Mann Frau und Tochter mehrere Mal; nahm dann zögernd die Peitsche und ging zu seinem Wagen, kehrte aber bald

wieder um, Frau und Kind noch einmal zu herzen und zu küssen; endlich fuhr er ab, die Frau aber blieb im Regen stehen und sah ihm unverwandt nach. Papa est déja bien loin, stammelte das Kind und zeigte mit dem Händchen nach ihm hin, die Frau weinte und trocknete ihre Thränen mit dem Kleidchen des Kindes, das sie fest an sich drückte. Da klapperte eine alte geschwätzige Nachbarin auf unförmlichen Holzschuhen zu ihr hin, um sie zu trösten, und redete ihr viel von einem großen Sack voll Geld vor, den der Mann aus Bourdeaux mitbringen würde, die Frau aber schüttelte traurig und schweigend den Kopf, küsste ihr Kind und ging dann einsam zurück in die Stadt. Der Vorgang ist an sich sehr unbedeutend, für uns aber hatte er etwas rührenderfreuliches und da er das Einzige war, was in diesen Tagen uns freundlich ansprach, so mag er denn auch hier in unsern Erinnerungen sein Plätzchen behalten.

Von Poitiers aus verdiente die Straße kaum noch eine Straße genennt zu werden. Wir fuhren so langsam vorwärts, daß wir in einem elenden Weiler, maisons blanches genannt, die Nacht zubringen mußten, weil es für diesen Tag unmöglich war, weiter zu kommen. Am andern Morgen entdeckten wir,

daß unsre Räder einer Reparatur bedurften, was bei dem entsetzlichen Regen, welchen wir bis jetzt gehabt hatten, wohl nicht anders seyn konnte. Wir fuhren also nur bis Angoulême, wo wir gegen Mittag anlangten, um dort dies Geschäft vornehmen zu lassen. Die eine Hälfte von Angoulême liegt auf einer Anhöhe und die terrassenartig über einander sich erhebenden Häuser gewähren, von unten gesehen, einen recht hübschen Anblick; in der Nähe aber ist dieser Theil der Stadt eben so schmuzig und rauchrig als die niedriger liegende Hälfte derselben, in welcher wir uns den besten, größten Gasthof des Orts zum Absteigequartier erwählten.

Angoulême ist die größte Stadt in diesem Theile von Frankreich, aber auch die schmuzigste und häßlichste, so wir bis jetzt gesehen hatten. Finster und armselig wie sie, war auch unsre Wohnung; alles, was uns umgab, mit einer Kruste von Schmuz überzogen, und wenn wir die Betten ansahen und daran dachten, daß wir hier die Nacht zubringen sollten, so ergriff uns ein unwiderstehlicher Ekel. Selbst die Luft war kaum zu athmen, denn die Bewohner dieses Landes essen den ganzen Tag Knoblauch und verpesten damit die Atmosphäre, in welcher sie leben, bis zu einem fast unerträglichen Grad. Von Reinlichkeit, von allem

was das Leben angenehm und behäglich macht, hat man in diesen Gegenden keinen Begriff; die Leute im Hause verstanden gar nicht, was wir damit wollten, und meinten, alles wäre bei ihnen ganz vortrefflich. So blieb uns denn nichts übrig zu thun, als uns selbst einigermaßen einzurichten, so gut es anging, und fleißig nachzusehen, ob die Arbeit an unsern Rädern gehörig gefördert werde. Der Tag ward uns indessen in diesem unwirthbaren Aufenthalt sehr lang. Wenn wir die träge Unbehülflichkeit der Menschen um uns her betrachteten, so glaubten wir gar nicht mehr in Frankreich zu seyn. Aehnliches findet man in Teutschland nur auf der Lüneburger Heide oder in den abgelegensten Winkeln Westphalens; und dennoch gibt es hier eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Zu unserm großen Erstaunen vernahmen wir, daß in einem unserm Gasthof gegen über liegenden großen Gebäude eine solche sich befinde; in jedem andern Lande hätten wir das Haus geradehin für einen Viehstall gehalten. Junge Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs werden dahin geschickt, sogar aus Teutschland, selbst aus Amerika.

Den folgenden Morgen war endlich alles zu Fortsetzung unsrer Reise bereit, und wir bestiegen unsern

Wagen, herzlich froh über die Erlösung aus alle dem Elend. Aber gleich nach der ersten Station fanden wir die Wege völlig bodenlos. Unser gar nicht schwerer englischer Wagen, den sonst drei Pferde sehr bequem fortzogen, mußte mit sechsen bespannt werden, und auch diese vermochten es kaum, uns mit aller Anstrengung ihrer Kräfte aus den Löchern herauszuziehen, in die wir bei jedem Schritt auf's Neue bis an die Achse des Wagens versanken. Die Kärner, denen wir begegneten, selbst die Bauern, die im Felde arbeiteten, alles lief geschäftig herbei, um unsern Postillionen die Pferde prügeln zu helfen. Es schien dies eine bei ihnen gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung gegen Reisende zu seyn, für welche sie auch ihrer Seits ein kleines Gratial erwarteten. So entsetzlich es uns auch war, die armen Thiere so martern zu sehen, so mußten wir dennoch es ohne Widerrede geschehen lassen, wenn wir nicht auf der Straße liegen bleiben wollten. Das Regenwetter hatte das Land umher in einen großen Morast verwandelt, im Sommer bei ganz trocknem Wetter kommt man auf diesem, aus lauter Lehmen und Thon bestehenden Boden wahrscheinlich besser fort. In Montlieu mußten wir übernachten, dort fanden wir alles im Superlativ, Unreinlichkeit, Knoblauchsduft und die bitterste Ar-

muth. Zum Einheizen brachte man uns Hobelspäne statt des Holzes; Butter und Kaffee waren den Leuten Dinge, die sie kaum dem Namen nach kannten; im ganzen Hause befand sich kein einziges Fenster, zerbrochne Läden ersetzten ihre Stelle. Das übrige Ameublement war dem angemessen, die Betten mag die Phantasie des Lesers sich selbst malen. Mit großem Geschrei drang ein halb Dutzend Weiber in's Zimmer herein, um uns auf ihre Art zu bedienen. Aus den Lumpen, die um sie herflatterten, dem wilden Haar, das unter kleinen, weiß gewesenen Mützen ihnen über's Gesicht und über den Nacken herabhing, war es fast unmöglich, Spuren einer menschlichen Gestalt heraus zu finden. Alle redeten zugleich auf uns ein, wir verstanden kein Wort von ihrem kauderwelschen Patois, sie ihrerseits verstanden uns eben so wenig, also konnten wir nichts weiter thun, als diese Nymphen für's Erste hinaus zu komplimentiren, und dann den Rest einer Flasche Lavendelwasser auszugießen, die bei ähnlichen Gelegenheiten uns schon treffliche Dienste geleistet hatte. Unser Bediente hatte indessen in der Nachbarschaft fouragirt und wirklich sechs Eier und einen uralten Hahn erbeutet, aus denen er uns eine Suppe kochte, ohne daß die Leute im Hause ihm dabei helfen durften. Durch einen besondern Glücksfall

fand sich im Wagen auch noch eine Flasche Wein und die Ueberbleibsel einer kalten Pastete. So war denn unsre Wirthschaft für diesen Abend recht gut zigeunerhaft eingerichtet, wir trösteten uns dabei mit der Hoffnung, morgen in Bourdeaux das Ende aller unsrer Noth zu erreichen. Von Montlieu aus hatten wir noch sechs entsetzliche Meilen bis Cubsac vor uns. Daß wir auf diesem Wege nicht umgeworfen wurden, gränzt an Wunder. Der Weg war weit ärger als alle, die wir bis dahin zu überstehen gehabt hatten, jeder Schritt drohte uns die augenscheinlichste Gefahr. Dennoch gelangten wir ohne allen Unfall bis an das Ufer der Dordogne, dicht bei dem Städtchen Cubsac. Hier mußten wir in einem Mittelding von Fähre und Nachen über den Strom setzen, der dort beträchtlich breit und ziemlich reissend ist. Zwei Stunden harrten wir am Ufer, ehe alles zur Ueberfahrt bereitet ward. Wir sahen uns hier plötzlich zu einem ganz andern Volke hin versetzt. Jede Spur des plumpen, dummen Phlegma der Bewohner von Poitou und Limoges war verschwunden. Wir befanden uns mitten unter den Gascognern, den leicht beweglichsten Bewohnern Frankreichs, vielleicht der Welt, das sagte uns alles, was wir sahen. Eine Menge Menschen von wildem Ansehen versammelte

sich im Nu um unsern Wagen, Männer, Weiber, Kinder, die Schiffer, alles fluchte, schimpfte, lachte, schrie durcheinander, in rauhen, uns ganz unverständlichen Tönen, ohne daß wir begreifen konnten, warum der Lärmen entstand. Es war, als ob gleich ein allgemeiner Faustkampf beginnen sollte; jeder Versuch, zu diesen Leuten zu sprechen, war vergeblich, sie hörten gar nicht auf uns. Wir stiegen also wieder in unsern Wagen, machten die Fenster dicht zu, und erwarteten gelassen, was sie über uns beschließen würden. Nach unendlichem Toben brachten sie uns ziemlich ungeschickt in das zur Ueberfahrt bestimmte Fahrzeug und spannten ein Segel auf. Der Wind wehte heftig, der ohnehin sehr reissende Strom schlug beträchtliche Wellen, und die Bewegung des kleinen Schiffes wurde dadurch so unangenehm, daß wir gewiß Alle seekrank geworden wären, wenn die ziemlich lange Fahrt noch eine Viertelstunde länger gewährt hätte.

Endlich landeten wir unter eben so großem Geschrei und Lärmen als bei der Abfahrt. Die Pferde standen schon bereit, wir hatten noch drei Meilen vor uns bis zur Bastide, welche Bourdeaux gegenüber, diesseits der Garonne liegt. Der Weg war vortrefflich und dies uns etwas ganz ungewohntes nach allen überstandnen Plagen und Leiden.

Der Landstrich, den wir jetzt durchreisten, heist entre deux mers, eine ebne Fläche, auf der kein vorzüglich guter Wein wächst. Dennoch bauen die Einwohner fast nichts anders, und wir fuhren durch eine ununterbrochne Reihe von Weingärten hin. Es dämmerte schon, als wir die Bastide erreichten, deshalb fanden wir es gerathner, noch diese Nacht in dem diesseitigen ganz erträglichen Gasthof zu bleiben, als so spät über die Garonne zu setzen und bei dunkler Nacht in Bourdeaux anzulangen. Dort gedachten wir uns mehrere Wochen aufzuhalten, und wollten deshalb lieber am Tage und mit Muße uns eine bequeme Wohnung aussuchen, auch waren wir so ermüdet, daß wir nichts anders denken mochten als: ausruhen.

Ankunft in Bourdeaux.

In einem weiten Halbzirkel lag Bourdeaux am andern Morgen vor uns, hart am Ufer des breiten Stroms, der hier eine große Krümmung macht. Die Morgensonne vergoldete die schönen Gebäude am Quai, das alte feste Schloß château Trompette, und die bunten Flaggen und Wimpel der still vor Anker liegenden großen Seeschiffe; funkelnde Lichter spielten auf den hüpfenden Wellen der Garonne. Der Anblick

war wahrhaft bezaubernd. Unzählige Schaluppen eilten geschäftig zwischen den Schiffen hindurch, Fischer= Kähne, ankommende Marktschiffe, Nachen von allen Formen vermehrten das bunte lustige Ge= wimmel. Es war ein fröhliches Rufen, Jauchzen, Singen auf allen diesen verschiedenartigen Fahrzeugen, alles verkündete uns die Nähe eines Marktes der Welt, unter dem schönsten Himmelsstrich, bewohnt vom lebendigsten Volk der Erde. Langsam wand sich die Fähre, auf der wir uns befanden, durch das lustige Leben auf dem Strom, ähnliches jauchzte uns vom Ufer entgegen; da war ein Treiben, ein Ein= und Ausladen, ein Rasseln der Lastwagen, das uns bedeutend erschienen wäre, hätte nicht alles, was wir sahen, uns durch heimathliche Erinnerungen immer wieder aufgeregt.

Im Hôtel de Jumel, einem der schönsten Häu= ser der Stadt, fanden wir eine überaus bequeme, ange= nehme Wohnung. Sonst gehörte es der damals aus= gewanderten alten angesehenen Familie, deren Namen es noch trug und die durch manche liebenswürdige Eigenschaft sich während der Zeiten der Emigration auch in Teutschland Achtung und Freunde zu erwer= ben wußte. Der jetzige Besitzer, ein ehemaliger Diener der vorigen, hatte es zu einem der besten und

dabei billigsten Gasthöfe eingerichtet; die Ordnung und Reinlichkeit in diesem Hause setzte uns nach allem, was wir bis hieher gesehen hatten, in freudiges Erstaunen. Diese Ordnung und Reinlichkeit aber scheint uns ein Vorzug aller großen Seehäfen in jedem Lande; der häufige Verkehr mit Fremden, besonders mit Engländern und Holländern, ist wohl die Hauptursache desselben, und ohnerachtet der Entfernung vom Meere nimmt Bourdeaux doch einen bedeutenden Rang unter den Seehäfen ein, denn selbst die größten Kauffahrtei-Schiffe finden auf dem Strom dicht an der Stadt einen bequemen Ankerplatz.

Unsre Wohnung gewährte uns eine der schönsten, belebtesten Aussichten, die nur irgend eine Stadt aufzuweisen vermag. Wenn wir aus den nach Landessitte bis auf den Fußboden hinabreichenden großen Fenstern hinaustraten auf den schmalen Balkon, der rings um das Haus sich hinzog, so übersahen wir mit einem Blick den großen Strom voll Lebens, und über ihn hinaus die schönen, sanft sich erhebenden Anhöhen des entgegengesetzten Ufers mit allen ihren Schlössern, Dörfern und einzelnen Landhäusern. Dazwischen grünten Felder und Wiesen. Cypressen, Pappeln, Fruchtbäume aller Art erheben fröhlich ihre

Wipfel in die blaue, sonnige Luft. Nie vergessen wir den Anblick, wenn die sinkende Abendsonne die ganze himmlische Aussicht mit funkelndem Rosenlicht bestreute, nie den Frühling, dessen allmähliges Heranschleichen wir schon am Ende des Februars aus diesen Fenstern belauschten. Bald hier, bald da wagte ein Baum eine Hecke, ein Busch ihre Blüthen und Knospen hervor, bis ein grünlicher, duftender Schleier immer dichter und dichter alles leise überzog und zuletzt die volle Pracht des Frühlings in Laubgewölb und Blüthen-Ranken plötzlich vor uns stand.

Bourdeaux ist eine der größten Städte in Frankreich, damals zählte man über hunderttausend Einwohner darin. Verhältnißmäßig aber ist die Stadt mehr lang als breit, denn am Ufer des Stroms ist ihr eigentliches Leben und alles strebte, dort sich anzubauen. Früh morgens wandelten wir gern längs der Garonne hin, und ergetzten uns an dem ämsigen fröhlichen Treiben des arbeitsamen Volkes. Rechts von unserm Hause kamen wir zuerst am Weinmarkt vorbei, den wir auch von der einen Seite unsrer Wohnung übersehen konnten. Hier nahm das lustige Gewimmel vom Morgen an bis zur sinkenden Nacht kein Ende. Etwas weiter, immer längs dem Strom,

kommt man an einen großen, freien Platz, an welchem die Börse erbaut ist, ein ganz modernes, großes, etwas wunderliches Gebäude. Kunstverständige wissen vieles daran auszusetzen, uns selbst erschien es nicht ganz tadellos, doch macht die Fasade desselben auf diesem Platz einen ganz angenehmen Effekt. In nördlichern Handelsstädten, zum Beispiel in London, in Amsterdam, in Hamburg, versammeln sich die Handelsherren unter freiem Himmel, auf Höfen ähnlichen, ganz offnen Plätzen, die eine oben bedeckte Kolonade umgibt, unter welcher sie bei zu unfreundlichem Wetter Schutz suchen können. Hier aber hat man der drückenden Sonnenhitze wegen eine andre Einrichtung getroffen. Die Börse ist ein ungeheuer großer Saal. Uns schien es ein arger Mißbrauch, daß viele mit unzähligen Kleinigkeiten angefüllte Buden den Raum darin verengen, und ihm das imposante Ansehen rauben, welches er ohne dieses haben würde. Eine wunderliche Art von Kuppel wölbt sich hoch über den Saal, eigentlich ist es keine Kuppel, wir können diese sonderbare Bedachung nur mit den altmodischen, aus Bretern zusammengenagelten Lauben vergleichen, die man noch hie und da in kleinen Hausgärten findet. Sie wölbt sich nur von zwei Seiten über den untern viereckigen Raum, von den beiden andern steigen die

oben abgerundeten, ganz flachen Seitenwände bis zu ihrer höchsten Höhe und schließen sich an. Die Fenster sind in langen, schmalen Streifen in den beiden gewölbten Seiten der Bedachung angebracht, und machen, von unten gesehen, einen ganz eignen, feierlichen Effekt. Unter den Fenstern hin läuft eine ziemlich breite Gallerie rings um das Gebäude, die aber zur Börsenzeit immer verschlossen bleibt. Ein großer Saal stößt an diese Gallerie, den ein hiesiger Maler recht artig dekorirte; er wird bei feierlichen Gelegenheiten zu Volksfesten, öffentlichen Bällen und großen Mahlzeiten gebraucht, während des Jahrmarkts werden auch in diesem Saal eine Menge Buden errichtet.

Wenn wir die Börse und den großen Platz vor derselben verlassen, um den Strom weiter zu verfolgen, so führt uns der Weg zuerst auf den breiten, mit einer langen Reihe schöner großer Häuser besetzten Quai. Der von ihm begrenzte Strom voll Getümmel und die entgegen stehenden Ufer gewähren auch hier eine unendliche Mannigfaltigkeit der lachendsten Aussichten; ja, nirgends wohl findet man das Gewühl einer großen Stadt so vereint mit allen Reizen ländlicher Natur. An die Häuser auf dem Quai reihen sich eine Menge Speicher, Magazine, Chays. Den letztern

Namen führen hier die Weinniederlagen, von denen aus Europa und die halbe Welt versehen wird. Auf diese folgen die Schiffswerfte. Der Geruch von Theer und Pech verkündigt sie schon von weitem. Ewig wird dort gehämmert, gesägt, Theer gekocht, und ganz unbändig geschrien, denn ein schweigender Gaskogner wäre im wachenden Zustande etwas nie Gesehenes. Hier, wo bald ein neues Schiff vom Stapel läuft, bald ein altes kalfatert wird, wo es ewig zu schaffen, zu fragen, zu holen gibt, ist dies Volk ganz in seinem Element und übt die Gewalt seiner Lungen nach Herzenslust. Eine ungeheure Anzahl der albernen, platten Böte lag damals theils halb, theils ganz fertig da. Ob Bonaparte es sich selbst weis machte, daß er mit diesen Nußschalen England erobern könne, oder ob er die Welt absichtlich damit irre führen wollte, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Damals wurde so eifrig daran gearbeitet, als müßten alle in der nächsten Woche fertig werden; ihre Anzahl lief in's Unglaubliche; ungenutzt sind sie jezt spurlos verschwunden, mit ihnen die großen Summen, so sie dem Lande kosteten.

Die Schiffswerfte vorbei, am äußersten Ende der Stadt von dieser Seite, gelangt man an das Findelhaus, immer noch am Ufer der Garonne. Die-

ses schöne große Gebäude macht durch seine sehr zweckmäßige Einrichtung den wohlthätigen Gesinnungen der Bewohner von Bourdeaux alle Ehre, obgleich dessen starke Bevölkerung nicht sonderlich für ihre Sitten spricht. Ein mit Betten versehenes Turniket, dicht am Eingange, nimmt das von aller Welt verlaßne kleine hülflose Wesen zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf, und fast kein Tag im Jahr vergeht, an welchem nicht mehrere Kinder auf diese Weise dem allgemeinen Erbarmen übergeben werden. In dem vor unsrer Ankunft verfloßnen Monat waren allein sieben und dreißig Mulatten-Kinder in das Haus gebracht worden. Alle Kinder, schwarze und weiße und braune, werden mit gleicher Liebe aufgenommen und verpflegt, ohne Hinsicht auf Farbe oder Nation. Ein Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet im Hause sogleich den neuen Ankömmling, die Person, die ihn brachte, hat Zeit, sich ungesehen zu entfernen ehe man kommt das Kind herein zu nehmen, welches indessen doch sehr schnell geschieht. Die ganz jungen Kinder werden zu einer Amme auf das Land gebracht, wo sie bleiben, bis sie der ersten mütterlichen Pflege entwachsen sind. Dieses der Wohlthätigkeit geweihte Haus ist eines der letzten in der Stadt. Verfolgt man noch ferner den Strom, so gelangt man

bald an das freundliche Dorf Begle, dessen mit Weinlaub überwebte weiße Häuser uns lebhaft an die Dörfer am Rhein erinnerten.

Der Charteron.

Linker Hand vom Hôtel Jumel, am Ufer der Garonne, stößt man zuerst auf das in den letzten Zeiten so oft von den öffentlichen Blättern erwähnte Château Trompette, ein uraltes, fast noch im maurischen Styl erbautes, festes Kastell. Zur Zeit seiner Entstehung war es gewiß eine recht bedeutende Veste, zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome erbaut. Jetzt wird es nur noch zu Kasernen und Kriegsmagazinen benutzt. Die uralten Thürme, die dunkeln, zackigen Mauern bilden einen gar angenehmen Kontrast mit den sie rings umgebenden freundlichern Gegenständen und dem Strom, an dessen Ufer sie schon seit vielen Jahrhunderten dastehen, ernste Zeugen des Wechsels der Zeiten und manchen blutigen Kampfs. Vom jenseitigen Ufer nimmt sich das alte Schloß höchst malerisch aus, besonders da in seiner Nähe die Böte und die Fähren landen und abgehen, und nirgends

das Getümmel des Hafens sich lebendiger regte, als an dieser Stelle.

Wenige Schritte weiter kommt man in ein Gewimmel andrer Art. Dort thronen die furchtbaren Poissarden unter ihren ungeheuer großen leinenen Regenschirmen, die, im Boden befestigt, sich wie ein Zelt über die Eigenthümerinnen ausbreiten. Wer nicht gerade mit ihnen etwas zu verhandeln hat, macht gern einen Umweg, um nicht unter sie zu gerathen, besonders an den bestimmten Markttagen, wo sie alle in pleno versammelt dasitzen. Diese Weiber geben an Wildheit und Rohheit ihren berühmten Schwestern in Paris, den Dames de la halle, nichts nach. Wie jene scheinen sie ihre Abkunft von einem eignen Stamm abzuleiten. Riesenartig groß, von unglaublicher physischer Kraft, muß jeder Fremde sie auf den ersten Anblick für verkleidete Lastträger halten; ihr Benehmen, ihre rauhen Baßstimmen, ihre Physiognomie, müssen ihn in diesem Irrthum bestärken. Die zotenartigsten Späße, ganz unerhörte Flüche und Schimpfworte schreien sie den ganzen Tag einander mit der größten Vehemenz zu. Niemand, der nicht zu ihrer Klasse gehört, darf ungestraft an ihnen

vorbei, und wehe dem, der nur die kleinste Notiz von ihren Neckereien nimmt, sey es im Ernst oder Scherz, und nicht ganz still seinen Weg weiter geht. Vollends verloren ist der Unglückliche, der eine dieser Damen beleidigt. Zwar leben sie unter einander in ewigem, oft blutigem Kriege, aber so bald es darauf ankommt, die allgemeine Ehre zu rächen, entsteht auch ein allgemeiner Waffenstillstand. Gleich sind alle ein Herz und eine Seele und fallen mit fürchterlichem Brüllen über den Frevler her, ohne Rücksicht auf seinen Stand; sie umzingeln ihn dicht von allen Seiten und er hat von Glück zu sagen, wenn er mit ganz heiler Haut dem furchtbaren Kreise dieser Furien entrinnen kann. Viele ihrer auserlesensten Späße und Flüche sind von Liebhabern gesammelt und in Druck gegeben, aber nicht leicht wird jemand diese Lectüre lange aushalten. Manche dieser Redensarten sind durch Tradition von der Mutter auf die Tochter vererbt, die pikantesten aber erfinden sie selbst gleich aus dem Stegreif für den Bedarf des Augenblicks, oft mit ächt aristophanischem Witz. Treffend, geistreich sogar sind diese Ausbrüche ihrer guten und bösen Laune, je nachdem sie blos necken oder Ernst machen wollen, besonders ihre Vergleichungen der einander fremdartigsten Dinge und ihre Gleichnisse. Am

riesenmäßigsten zeigt sich ihre Phantasie in Erfindung der gräßlichsten Flüche; sie grenzen zuweilen an's Erhabne; die größten Hyperbeln sind ihnen wie ein Sandkorn, wenn sie so recht in Zorn gerathen, und auf jeden neuen Fluch, jedes frischersonnene Schimpfwort folgt Schlag auf Schlag die Erwiederung von der Gegenpartei im nämlichen Geiste. Es ist unmöglich, hier Beweise davon niederzuschreiben, aber Rabelais selbst dürfte sich vieler ihrer Einfälle nicht schämen. Der Dialekt dieser wunderlichen Kaste ist ein Gemisch vom gascognischen Patois und schlechten Französischen, deshalb oft unverständlich, dabei sehr rauh und übelklingend.

Vom Fischmarkt kommen wir in den elegantesten und belebtesten Theil der Stadt, den Charteron. So heist der sehr lange Quai, der auf dieser Seite sich längs der Garonne hinzieht. Er ist der eigentliche Tummelplatz des hier alles beseelenden Handels; unaufhörlich rasseln dort die mit den schönsten, großen, weißen Ochsen bespannten Lastwagen, werden mächtige Fäßer in und aus den Kellermagazinen gerollt. Dort hämmern die Böttiger, es wird geschrien, geflucht, gelacht, gearbeitet, vom frühen Morgen

bis zur Dämmerung, ohne Rast und Ruh. Nicht minder lebendig geht es auf dem Strome her, wo tausend mannigfaltig gestaltete Fahrzeuge einander immerfort durchkreuzen. Die unabsehbar lange Reihe stattlicher Häuser, welche dieser Quai von der Landseite begrenzt, wird fast von lauter fremden, hier ansässig gewordnen, bedeutenden Kaufleuten bewohnt. Diese hohen, aber selten über vier bis fünf Fenster breiten Häuser haben ein etwas reichstädtisches Ansehen. Was ihnen an Breite abgeht, ersetzt die Tiefe; fast alle umschließen einen innern Hofraum, auf dem die hier so ganz unentbehrlichen Küper ihr Wesen treiben. Selten wird ein Haus von mehrern Familien bewohnt, weil die Komtoire viel Platz wegnehmen, und der überflüssige Raum zur Aufspeicherung der Waaren benutzt wird.

Die schöne, breite Straße Chapeaurouge und die Straße Tourny, ganz in der Nähe des Charterons, werden zu demselben Quartier gezählt. Da sie nicht unmittelbar an die Garonne gränzen, so ist der Lärm in ihnen weniger groß. Es würde deshalb angenehmer seyn, dort zu wohnen, wenn nicht die Häuser des Charterons den Vorzug einer wunderschönen

Aussicht auf den Strom voraushätten. Eine schöne Allee, in der Mitte der Straße Tourny, gibt dieser einen eignen Reiz, besonders da das große, prächtige Theater an einem Ende der Allee gegenüber liegt. Dieses Schauspielhaus wird für das größte und schönste in Frankreich gehalten, selbst Paris nicht ausgenommen. Die große Hauptfasade, mit Säulen, Statuen und allem architectonischen Schmuck reich verziert, gewährt von der Allee aus einen schönen, imposanten Anblick. Ihr gegenüber, am andern Ende der Allee, liegt das mit einer artigen Kolonade verzierte Kaffeehaus de Foix. Die Häuser zu beiden Seiten der Allee enthalten mehrentheils Magazine, in welchen Bijouterien, Modesachen und andere zum Luxus gerechnete Waaren verkauft werden. An schönen Morgen ist deshalb die Allee Tourny ein Lieblingsspaziergang der eleganten Bordelaiserinnen.

Die innere Stadt.

Der ganze Theil von Bourdeaux, dessen wir bis jetzt erwähnten, wird nur als eine Art Vorstadt be-

trachtet, obgleich er wohl der beträchtlichste ist. Die eigentliche Stadt ist hinter demselben landeinwärts gebaut, und kann sich weder in Hinsicht der Schönheit noch der Lebendigkeit mit jenem vergleichen. Zwar ist die Stadt groß und weitläuftig genug, aber ihre engen, winklichen Straßen laufen in mannigfachen Krümmungen, wie durch Zufall entstanden, in- und durch einander hin; sie sind schmuzig, Nachts auffallend schlecht erleuchtet, und man athmet hier nicht die reine, stärkende Luft, wie dort, wo die erquickenden Düfte der Blumen und Bäume vom andern Ufer über den Strom herüber wehen.

An schönen Häusern, großen, öffentlichen Gebäuden fehlt es auch in der innern Stadt nicht, aber an sie grenzen stets elende, verfallne Hütten, Wohnungen des bittersten Elendes und der empörendsten Unreinlichkeit. Mitten in diesem dunkeln Labyrinth finstrer, verworrener Straßen bringt hier und da ein freier großer Platz Luft und Licht. Der merkwürdigste unter diesen war uns der Platz Dauphine. Hier stand, während der Schreckenszeit, die mörderische Guillotine. Das Blut vieler Hundert achtbarer Bürger und Hausväter, blühender Mädchen und edler Frauen, floß hier unter dem Henkerbeil und strömte täglich,

nach der Versicherung von Augenzeugen, hell und klar wie ein Bach, durch die Abzugs-Kanäle der benachbarten Straßen. Eine große Grube auf dem benachbarten Gottesacker der Kirche St. Saurin empfing die Todten, ohne Unterschied, ohne Sarg wurden sie hinein geworfen, bis das entsetzliche Grab angefüllt war und ein neues geöffnet werden mußte. Die Schranken, so den Kirchhof von der Straße trennten, waren eingerissen, und noch nicht wieder erbaut. Achtlos wandelte die Menge über diese Ruhestätten hin, deren niedrige, mit jungem Grün sich eben schmückende Hügel wir nicht ohne Schauer und Rührung betrachten konnten. Ziegen weideten darauf, und Kinder spielten vielleicht über den Gebeinen ihrer nächsten Verwandten. Die alte, von innen ganz zerstörte Kirche St. Saurin, trägt auch von außen noch sichtbare Spuren jener dem Geiste der Verwüstung hingegebnen Zeit. Verödet steht sie bei den weiten Gräbern, ein dunkles, schauerliches Monument.

Es liegt ein unerklärbares Etwas tief in uns, was uns zwingt, gern von Dingen zu hören, die mit Grausen erfüllen. Ein ähnliches Gefühl treibt uns, von vergangnen Schrecknissen und jammervollen Tagen

zu sprechen, deren Erinnerung uns dennoch jedesmal mit neuem Schmerz ergreift. So kam es denn, daß auch unsre Freunde und Bekannte in Bourdeaux uns oft mit Erzählungen ihres damaligen Elendes unterhielten, und wir aufmerksam, wenn auch schaudernd, ihren Erzählungen zuhörten. Viele von ihnen waren beim ersten Ausbruch des Sturms glücklich in's Ausland entflohen. Wie durch ein Wunder entkamen diese oft der Gefahr, auf der Flucht entdeckt zu werden; der schmählichste Tod wäre dann die sichre Folge davon gewesen. Die Unglücklichen aber, welche, gezwungen von häuslichen Verhältnissen, dableiben mußten, litten, nach ihren eignen Geständnissen, zehnfach den Tod durch die grauenvollste Erwartung dessen, was ihnen die nächste Stunde bringen konnte. Morgens früh, wenn eben der Tag zu dämmern begann, horchten sie in ihren dichtverschloßnen Zimmern auf die weit durch die öde Stille schallenden Fußtritte der Todesboten, die allmählig sich ihrer Hausthüre näherten. Jetzt waren sie ganz nahe, schon erwarteten die Opfer das entsetzliche Klopfen an ihrer Thür, es ging vorüber. Aber der furchtbare Schlag dröhnte an das des Nachbars, des Freundes, des Verwandten, des Bruders. Sie hörten die Thüren sprengen, das Weinen und Klagen der bekannten

Stimmen der Frauen und Kinder, hörten das Opfer wegführen, zum sichern Tode noch ehe die nächste Sonne sank, und erwarteten morgen das gleiche Schicksal. Diese entsetzlichen Scenen wiederholten sich täglich mehrere Male und immer in der Morgenstunde, besonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderstehlich anzog. Freiwillig folgten die Frauen ihren Männern in's Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder sie zu Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Papiere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verschiednen Häusern zugleich, mitgenommen, ohne Unterschied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeschüttet zu werden, so daß es hernach unmöglich war, sie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dies ganz unnütze Verfahren den Handelshäusern brachte, ist unermeßlich. Der Urheber aller dieser Gräuel in Bourdeaux war ein einziger, sonst ganz unbedeutender Mensch, ein abgesetzter Schulmeister, der die Gunst Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unersättlicher Mordlust die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den seinen nach, er endete fürchterlich auf dem nämlichen Platz, wo er das Blut so

Vieler vergossen hatte. Unter dem mordlustigen Geschrei des wüthenden Pöbels mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten, die furchtbaren Poissarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten sich um den Karren mit wüthendem Geschrei, die Nationalgarden konnten, oder wollten ihnen nicht mehr widerstehen. Das Ungeheuer wäre lebendig zerrissen worden, hätte sich der Karren nicht in diesem Augenblick der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günstigen Moment wahr, und sprang mit einem Satze auf das Gerüste, in den Tod, als sey dort für ihn eine Freistatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im gothischen Geschmack erbauten, uralten Kathedral-Kirche. Auch hier sind zerstörende Hände geschäftig gewesen, doch ist Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar sich durchkreuzende Gewölbe wird noch von der Pracht der alten gemalten Fenster beleuchtet. Vieles alte, künstliche Schnitzwerk, viele Gemälde und die marmorne Kanzel, sind noch unbeschädigt vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzustellen, und dies verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

Der ehemalige Pallast des Bischofs steht unfern der Kathedral= Kirche. Dieses große, stattliche Gebäude war jetzt dem Präfect zur Wohnung eingeräumt, und der Bischof mußte sich mit einer demüthigern begnügen. Ein großer Seitenflügel des Pallastes, mit einem besondern Eingang von der Straße her, war für die Gerichtspflege bestimmt, wir traten einen Augenblick hinein. Mit großer, heftig gestikulirender Beredsamkeit von Seiten der Advokaten, ward eben ein Kriminal = Proceß öffentlich verhandelt. Dem Platz der Richter gegenüber saßen eine Menge Zuschauer, größtentheils aus den niedern Ständen, sehr aufmerksam da. Wir konnten gar nicht vernehmen, wovon eigentlich die Rede war, denn die Advokaten sprachen so schnell, so heftig, dazu in ziemlich gascognischem Dialekt, daß es uns Ausländern unmöglich ward, dem Strom ihrer Worte zu folgen. Dieses und der von den Zuhörern ausströmende Knoblauchsduft vertrieb uns bald wieder. Draußen im Vorsaal standen auch viele Leute und eine Menge von Advokaten lief geschäftig durch ihre Reihen, und sprach bald mit diesen bald mit jenen, vermuthlich mit ihren Klienten, die ungeduldig erwarteten, daß auch an sie die Reihe komme, einzutreten. Die Advokaten waren ganz wie vor der Revolution ge=

kleidet, so wie man sie noch auf dem Theater sieht, schwarz, mit langen, fliegenden, schneeweißgepuderten Haaren, die sich tief auf dem Rücken in Locken schlagen; dazu einen schmalen, von den Schultern herabhängenden Mantel.

Die Ruinen eines alten römischen Amphitheaters in diesem Theil der Stadt würden sehr interessant seyn, wären sie nur besser erhalten, und wäre es nur möglich, sie gehörig zu überschauen. Aber man bekümmert sich wenig darum, und viele Einwohner von Bourdeaux kennen nicht einmal ihre Existenz. In den Zeiten der Revolution brach das Volk große Lücken in die alten Mauern, um die Steine zur Erbauung elender Hütten, mitten im Bezirk des Amphitheaters, zu benutzen. Diese stehen noch da, es dürfen aber keine mehr hinzugebaut werden, und auch dem fernern Abbrechen ist einigermaßen gesteuert. Moderne, größtentheils sehr unansehnliche Gebäude, umgeben rings diese ehrwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums, lehnen sich zum Theil an sie, und benutzen sie als Umgebung ihrer Höfe. Sehr wünschenswerth ist es, daß diese häßliche Nachbarschaft entfernt werde, denn gewiß ist weit mehr von diesen Ruinen vorhanden, als man in dieser Entstellung derselben

Stimmen der Frauen und Kinder, hörten das Opfer wegführen, zum sichern Tode noch ehe die nächste Sonne sank, und erwarteten morgen das gleiche Schicksal. Diese entsetzlichen Scenen wiederholten sich täglich mehrere Male und immer in der Morgenstunde, besonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderstehlich anzog. Freiwillig folgten die Frauen ihren Männern in's Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder sie zu Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Papiere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verschiednen Häusern zugleich, mitgenommen, ohne Unterschied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeschüttet zu werden, so daß es hernach unmöglich war, sie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dies ganz unnütze Verfahren den Handelshäusern brachte, ist unermeßlich. Der Urheber aller dieser Gräuel in Bourdeaux war ein einziger, sonst ganz unbedeutender Mensch, ein abgesetzter Schulmeister, der die Gunst Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unersättlicher Mordlust die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den seinen nach, er endete fürchterlich auf dem nämlichen Platz, wo er das Blut so

Vieler vergossen hatte. Unter dem mordlustigen Geschrei des wüthenden Pöbels mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten, die furchtbaren Poissarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten sich um den Karren mit wüthendem Geschrei, die Nationalgarden konnten, oder wollten ihnen nicht mehr widerstehen. Das Ungeheuer wäre lebendig zerrissen worden, hätte sich der Karren nicht in diesem Augenblick der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günstigen Moment wahr, und sprang mit einem Satze auf das Gerüste, in den Tod, als sey dort für ihn eine Freistatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im gothischen Geschmack erbauten, uralten Kathedral-Kirche. Auch hier sind zerstörende Hände geschäftig gewesen, doch ist Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar sich durchkreuzende Gewölbe wird noch von der Pracht der alten gemalten Fenster beleuchtet. Vieles alte, künstliche Schnitzwerk, viele Gemälde und die marmorne Kanzel, sind noch unbeschädigt vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzustellen, und dies verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

bemerken kann. Ein groſses Thor steht noch fast unversehrt; wir glaubten sogar Spuren einer Inschrift daran zu entdecken, auch von den felsenfesten Mauern und groſsen Schwibbogen ist noch vieles sichtbar, so wie einige Ueberbleibsel der für das römische Volk bestimmten Sitze. Das Volk in Bourdeaux nennt diese Ruine den Pallast des Kaisers Gallienus, es ist aber augenscheinlich, daſs sie die Ueberreste eines Amphitheaters sind.

Promenaden.

Ausgezeichnet schöne öffentliche Spaziergänge findet man weder in Bourdeaux selbst, noch in der Nähe der Stadt, obgleich die Einwohner eben so viel und so gern spazieren gehen, als alle Franzosen überhaupt. Eine französische Promenade aber, und ein deutscher Spaziergang, sind zwei himmelweit von einander verschiedene Dinge. Wir suchen dabei freie, frische Luft, und den Genuſs der Natur in einer angenehmen Gegend, ihnen ist es nur darum zu thun, sich unter vielen Menschen umherzutreiben, alte Bekannte zu finden, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, kurz

so viel als möglich zu sehen, und gesehen zu werden. Das Lokal, in welchem die Mode sie an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden zu diesem Zweck zusammentreibt, gilt ihnen daher völlig gleich, die Promenade ist doch deliciös, wenn auch kein Grashalm darin sproßt, kein Baum Schatten bietet, so bald nur recht viel elegante Welt sich dort versammelt. Deshalb genügt auch den Einwohnern von Bourdeaux des Morgens ihre Allee Tourny, zur Jahrmarktszeit der Platz vor der Börse, und zu andern, ebenfalls bestimmten Stunden und Tagen der öffentliche Garten in der Stadt. Dieser beschreibt eine ziemlich große, ebne Fläche, deren ganze Schönheit in ein paar recht großen Grasplätzen und einigen schattigen Alleen besteht. Jetzt wurde er auch zum Exercierplatz benutzt, und hieß deshalb das Marsfeld, le Champ de Mars. Die recht schöne Reitbahn stößt dicht an diesen Garten, und wird auch von bloßen Zuschauern fleißig besucht, besonders in den Stunden, wo die schönen Bordelaiserinnen ihre equestrischen Uebungen halten. Landpartien außer der Stadt werden selten angestellt, die Gegend ist nicht einladend dazu.

So wie man das Ufer der Garonne verläßt, findet man lauter meist schattenarme Ebenen, deren

ewige Weingärten das Auge ermüden. Einige wohlhabende Kaufleute besitzen in nicht zu großer Entfernung von der Stadt bequeme, oft recht schöne Landhäuser, besonders folgen die deutschen Familien der vaterländischen Sitte, und bringen einen Theil des Sommers, vor allem aber die Zeit der Weinlese dort zu. Das gibt denn Anlaß zu mancher frohen Landpartie, gewöhnlich aber nur an Sonntagen, denn in der Woche sind die Männer an ihre Geschäfte gefesselt, und können nur an Feyertagen ihre auf dem Lande wohnende Familie in Gesellschaft mehrerer Freunde besuchen.

Ein bedeutender Verlust für die lebenslustigen Bewohner von Bourdeaux ist die Verödung der großen, etwa eine Viertelstunde von der eigentlichen Stadt entfernten Karthause. Dort bewohnten sonst die ehrwürdigen Väter ein pallastähnliches Gebäude, lebten in Herrlichkeit und Freuden, und öffneten gastfrei ihre Thore den sie besuchenden Freunden, zu welchen sich alle Gutschmecker von Bourdeaux gesellten. Obgleich die Geistlichen dieses Ordens sich nur von Fischen nähren dürfen, so war doch ihre Tafel weit und breit berühmt. Höchst tolerant zählten sie alle Arten wilden Geflügels, das auf dem

Wasser schwimmt, mit zu den Fischen, dazu alle eßbare Schnecken, Muscheln und Austern. Eigentliche Fische gibt es ohnehin hier in Menge, und von allen Gattungen, so vortrefflich als irgendwo in der Welt. Die ehrwürdigen Pater Küchenmeister wußten alle diese Gaben Gottes ganz vorzüglich zu bereiten, denn die Archive des Klosters enthielten seltne von alter Zeit vererbte Küchengeheimnisse, die den Augen der profanen Welt ewig verborgen blieben. Leider aber brachte die Revolution auch das Ende dieser Herrlichkeit herbei, die frommen Väter mußten in die weite Welt auswandern, und ihre Verehrer betrachten seufzend das jetzt freudenarme große Kloster, in dessen Zellen und Sälen nun eine Kolonie rabenschwarzer, aus Sanct Domingo ausgewanderter Neger haust, denen es Bonaparte zur Freistatt einräumte.

Nirgends weiter in Europa gibt es deshalb wohl so viele Neger, als in Bourdeaux; sie leben dort in vollkommner Freiheit von dem, was sie durch Fleiß und Industrie erwerben können, und scheinen die, wie man sagt, ihnen angebohrne Trägheit ziemlich abgelegt zu haben. Die Negerinnen zeigen sich in Behandlung der Wäsche sehr geschickt, sie plätten und nähen vorzüglich gut, und finden deshalb in vie-

len Häusern freundliche Aufnahme, sogar als Ammen und Wärterinnen scheut man sich nicht, ihnen ganz junge Kinder zu vertrauen, die sie mit Liebe und Treue pflegen und warten. Die Neger thun jede Arbeit mit ausgezeichneter Geschicklichkeit, und viele von ihnen finden deshalb als Hausknechte und Bedienten, sogar als Kutscher, in angesehenen Häusern leicht ihr Unterkommen. Andere verfertigen allerhand Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung, einer unter ihnen war damals der geschickteste Damenfriseur in Bourdeaux. Er übte seine Kunst mit wahrem Kunstsinn, und ordnete die Haare und Turbans der Damen mit vielem Geschmack nach Büsten, Medaillen, Kupferstichen, die er in den Kunstläden oft Stundenlang für sich allein studirte. Auf den Bällen fehlte er nie, um mit Haarnadeln und Kamme bereit zu seyn, und jeder sinkenden Locke aufzuhelfen, die er früher aufgebaut hatte. Der arme pechschwarze Dominik war wirklich der Friseur, wie er seyn sollte; und da es wohl wenigen Menschen so ganz Ernst mit ihrem Geschäfte ist, als es ihm war, so wird es uns hoffentlich niemand verargen, daß wir hier in Ehren seiner gedenken.

Die Einwohner von Bourdeaux.

Aus allen Provinzen Frankreichs, allen Ländern Europens, ja der ganzen kultivirten Welt, kamen die Bewohner von Bourdeaux dort zusammen, und leben neben einander in recht behaglicher, geselliger Häuslichkeit, als wäre es immer so gewesen. Der mächtige Reiz des Erwerbens, das schönste Klima der Welt, vereint mit dem Ueberfluß an allem, was zum frohen Genuß des Lebens gehört, zog alle die Tausende auf diesem einen Punct zusammen, und hält sie dort fest. Deshalb gefällt es auch dem blos Durchreisenden so wohl in dieser Stadt. Aus welchem Lande er auch sey, er findet in ihr Landsleute, die ihm freundlich entgegen kommen, und in ihren Häusern die Spuren seiner eignen vaterländischen Sitte. Jede in Bourdeaux ansässige fremde Familie hat aus dem Vaterlande doch irgend eine alte, liebe Gewohnheit mitgebracht, die sie heilig hält; dieses bringt Mannigfaltigkeit in das gesellige Leben, dagegen aber verbindet ein alles beherrschender Geist der Freude und manche auf die Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Sitte alle diese Einzelnen zu einem erfreulichen, zusammen stimmenden Ganzen.

Die Bewohner von Bourdeaux theilen sich in drei Klassen. Die vornehmste, aber nicht glänzendste, besteht aus dem ziemlich zahlreichen Adel und denen, welche bedeutende öffentliche Aemter zu verwalten haben. Zu ersterm gehören viele, durch Alter und Namen ehrwürdig gewordne Familien, die theils aus Wahl, theils aus Familien-Rücksichten, theils aus Oekonomie, diesen stilleren Aufenthalt dem großen, glänzenden Schauplatz von Paris vorziehen. — Bei diesen findet man noch die, später aus der sogenannten guten Gesellschaft von den Emporkömmlingen verdrängte, alt französische Sitte, ihren Anstand, ihren Geist, ihre Urbanität, aber auch ihre feierliche Etikette. Alle diese Familien bewohnen die schönsten Häuser in der inneren, eigentlichen Stadt, sie leben größtentheils unter sich in abgesonderten Kotterieen, zu denen Fremde selten gezogen werden, weil sie nicht leicht ihre Bekanntschaft machen. Denn gewöhnlich bringt man Empfehlungen an bedeutende Handelshäuser mit, aber nicht an diese, vom Verkehr mit dem Auslande abgetrennten Familien. Auch in Bourdeaux, wie überall in einer großen Handelsstadt, muß der Adel sich durch Reichthum und durch den daher entspringenden Luxus vom Kaufmannsstande übertroffen sehen; deshalb meidet er es auch hier gern, mit jenem in ge-

sellige Verbindungen zu treten. Nur bei seltnen feierlichen Gelegenheiten und großen öffentlichen Festen treffen beide Theile zusammen, und in ihrem Benehmen gegeneinander ist dann eine gewisse feierlich abgemeßne, gegenseitige Höflichkeit vorherrschend.

Die Kaufleute bewohnen fast ausschließend den Charteron, den Quai und die an beide zunächst grenzenden Straßen und Plätze. Besonders ist der Charteron beinahe als wie eine deutsche Kolonie zu betrachten. Fast die Hälfte der hiesigen bedeutenden Handelsherren besteht aus Ausländern, und von diesen wieder die Hälfte aus Deutschen, oder doch von deutschen Eltern Abstammenden. Wir bemerkten nur bei sehr wenigen dieser unserer Landsleute eine Sehnsucht nach der Rückkehr in das Vaterland; der schöne Himmel, die tausendfachen Annehmlichkeiten von Bourdeaux, üben eine gar zu anziehende Kraft. Wenn daher auch Manche durch Geschäfte, Familienverhältnisse oder Reiselust in die angeborne Heimath zurück geführt werden, so geschieht dies doch nur auf kurze Zeit, und fast alle kehren gern bald wieder an die reizenden Ufer der Garonne zurück. Obgleich viele dieser Familien schon seit mehreren Generationen in Bourdeaux existiren, so haben sie doch

neben der französischen auch ihre Muttersprache beibehalten, und oft befanden wir uns in Zirkeln von zwanzig, dreißig Personen wie mitten in Deutschland. Auch deutsche Sitte herrscht noch in ihren Häusern, aber verflüchtigt, möchten wir sagen. Der Geist des Frohsinns, die Lust am Genusse des Lebens werden hier mit der Luft eingeathmet, und mildern höchst angenehm den angebornen Ernst der Deutschen. Der Kaufmann sitzt in Bourdeaux nicht vom Morgen bis in die sinkende Nacht am Schreibepult, wie es wohl in Deutschland der Fall ist; er arbeitet den Morgen hindurch, und das warme Klima zwingt ihn, den Tag früh zu beginnen; den Abend aber weiht er den Freuden der Tafel und der Geselligkeit. Schon die Art des hier vorzüglich betriebnen Geschäfts trägt zum heitern Leben bei. Bourdeaux ist der Weinkeller der halben Welt. Dies veranlaßt kleine Reisen in die benachbarten Weinberge und bringt unzählige fröhliche Episoden in das sonst so trockne Komtoirleben.

Vom Kaufmanns-Stande sollten wir jetzt eigentlich zu dem der Künstler und Gelehrten übergehen, aber leider wissen wir wenig von diesen zu sagen, denn weder die Kunst, noch die Literatur blühen in dieser Gegend, wo sonst doch alles gedeiht. In der

ganzen großen Stadt konnten wir, trotz aller Nachforschungen, nur einen einzigen, einigermaßen bedeutenden Maler erfragen. Er hieß Le Court, und ist der nämliche, der den früher erwähnten Saal über der Börse recht hübsch gemalt hat. Wir fanden bei ihm mehrere Portraite, die er malen mußte, um zu leben, und konnten keines davon gelungen nennen. Einige Historien-Stücke von seiner Erfindung waren besser, obgleich ganz in französischer Manier. Landschaften schienen sein Hauptfach zu seyn, und Berghem sein Vorbild dabei. Mehrere, die er uns zeigte, waren gut erfunden, gut ausgeführt, und sowohl in Hinsicht des Farbentons als der Beleuchtung lobenswerth; er arbeitete eben an einer sehr großen Ansicht des Hafens von Bourdeaux. Sein Sohn würde unter guter Leitung gewiß ein recht vorzüglicher Zeichner werden; er zeichnete mit schwarzer Kreide nach Oelgemälden; eine dieser Kopien, nach einem guten Original der italienischen Schule, war mit fast übermenschlichem Fleiße ausgeführt; sie stellte den Tod des Holofernes vor. Der junge Künstler hatte auch versucht, sich selbst in Oel zu malen; das Bild war richtig gezeichnet, sprechend ähnlich, aber der Ton zu grau und kalt. Talente dieser Art finden hier keine Gelegenheit, sich zu bilden, und überhaupt wenig

Aufmunterung, auch mögen wohl das warme, milde Klima und alle die Aufforderungen zur Freude außer dem Hause die stille Thätigkeit hemmen, welche zu Erlernung einer Kunst so unentbehrlich ist. Der größere und müheloſere Gewinnst des Handels ist dabei hier so lockend, daß nur ein unwiderstehlicher innerer Trieb zur Kunst den Jüngling bewegen kann, sich ihr zu weihen. Selbst das Handwerk, im höhern Sinn des Wortes, gedeiht hier nicht; es gibt hier keine vorzüglich geschickten Tischler, Ebenisten, Goldarbeiter und dergleichen. Nur das ganz Gewöhnliche für den häuslichen Bedarf wird in Bourdeaux verfertigt; macht man höhere Ansprüche, so muß man die gewünschte Sache aus Paris verschreiben.

Mit der Literatur geht es nicht besser, und die nicht zahlreichen Buchhandlungen sind nicht sehr bedeutend. Vielleicht wohnt dennoch mancher verdienstvolle Gelehrte in Bourdeaux, und arbeitet still für sich, aber niemand kennt ihn und seine Werke, man lebt zu wohlgemuth, als daß man vor aller Lust Zeit hätte, an etwas Höheres zu denken. Unsere Landsleute machen auch hierin eine ehrenvolle Ausnahme, denn in ihren Häusern fanden wir nicht allein die besten früheren Werke der deutschen Literatur, sondern auch viele der neuern vorzüglichen Erzeugnisse unserer Zeit.

Die eigentliche Volksklasse trägt auch hier am deutlichsten das Gepräge des Charakters der Nation zur Schau; hier findet man den ächten, wahren Gaskogner. Dem Vergnügen bis zur wildesten Ausgelassenheit ergeben, ist er doch nicht arbeitsscheu, alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, schreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er soll. Armuth oder Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich, nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen, eher das tägliche Brod. Wohnliche Bequemlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung sind Dinge, welche diese Menschen kaum dem Namen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gaskogner in Ton und Bewegung, beim kleinsten Anlaß, kann sich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man Mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander sprechen sieht, sey es im Bösen oder Guten, so muß man jeden Augenblick erwarten, Mord und Todschlag entstehen zu sehen, und ehe man es sich versieht, stiebt unvermuthet alles mit lautem Gelächter plötzlich auseinander. Der gemeine Gaskogner ist stark, groß und gut gewachsen, aber nie und nirgends sahen wir häßlichere, abschreckendere Gesichter, verzerrtere Züge, als bei diesem leidenschaftlichen Volk; besonders übertreffen die Weiber in dieser Hinsicht

alle Einbildungskraft. Die sie umgebende Unreinlichkeit und ihre unordentliche, entstellende Kleidung tragen auch viel zu diesem widrigen Aussehen bei. Nichts ist häßlicher, als die dormeusenartigen, von beiden Seiten tief in's Gesicht hängenden, leinwandenen Hauben der gemeinen Weiber, ihre unförmlichen Jacken und die um sie her schlotternden Röcke, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen ist. Die Sprache des Volks, das gaskognische Patois, hat einen singenden, unangenehmen Nasenton, den ihre rauhen Kehlen noch widriger machen; Fremde verstehen wenig davon, selbst wenn sie der französischen Sprache sehr mächtig sind. Aber auch in den höheren Ständen hört man die den Gaskogner auszeichnende Accentuation des sogenannten stummen e, überdies manches nur in dieser Provinz verständliche Wort, und die fast italienische Aussprache zweier neben einander stehender Vocale, jeden für sich allein, zum Beispiel je t'aïme, statt je t'aime. Diese Abweichung vom Gewöhnlichen klingt aber im Munde der hübschen Bordelaiserinnen gar nicht unangenehm, sie gibt ihnen eine ganz eigne, angenehme Naivität, und nimmt sich besonders artig aus, wenn sie singen, was sie oft und gern in Gesellschaft thun. Die Physiognomie der höhern Stände in Bourdeaux ist über-

dem von der des Volkes so ganz verschieden, als wären jene von ganz anderem Ursprunge. Nirgends findet man in der Gesellschaft mehr auffallend hübsche Mädchen und Frauen, als dort, zwar selten regelmäßig schön, aber doch unendlich reizend und anmuthig. Blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar bezeugen zwar die germanische Abkunft vieler unter ihnen, aber auch die ächten Bordelaiserinnen mit ihren schwarzen Locken, ihren schön gespaltnen, blitzenden, dunkeln Augen geben diesen an Liebenswürdigkeit nichts nach.

Das Leben in Bourdeaux.

Das Straßenpflaster in Bourdeaux gehört zu den schlechtesten in der Welt. Diese für den Anfang einer Beschreibung des dortigen geselligen Lebens etwas wunderlich scheinende Bemerkung ist dennoch näher damit verwandt, als man es auf den ersten Anblick glauben möchte. Vor der Revolution wimmelte Bourdeaux von eignen Equipagen; jedes angesehene Handelshaus hielt mehrere Kutschen und Kabriolets, in welchen die Herren und ihre Gehülfen täglich zur Börse fuhren. Besonders konnten die Bewohner des Charteron ihrer nicht entbehren, denn ihr Weg dort-

hin ist weit, gerade um die Mittagszeit den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt; ein Sonnenstich aber ist in diesem heißen Klima keine Seltenheit, und von gefährlicher, oft tödtlicher Wirkung. Außer der Börsenzeit benutzten die Frauen die Pferde und Wagen zu eignem Vergnügen. Jetzt ist das anders. Der Handel und mit ihm der Erwerb wurden auch hier sehr beeinträchtigt; mancherlei Einschränkungen im Hauswesen waren die Folgen davon, vor allem die Abschaffung der eignen Equipagen; zu unsrer Zeit zählte man deren kaum ein Dutzend mehr. Man fährt jetzt in Miethwagen zur Börse, wenn die Witterung dies nöthig macht, übrigens geht alle Welt zu Fuße, denn die Fiakers sind hier bei weitem nicht so gut eingerichtet, als in andern Städten. Sie sehen zwar elegant genug aus, aber ihre Anzahl ist klein, sie haben keine angewiesenen Plätze, man muß sie in ihren Wohnungen aufsuchen; auch sind sie, eben des bösen, Pferde und Wagen zu Grunde richtenden Pflasters wegen, keiner Taxe unterworfen. Aus allen diesen Schwierigkeiten, welche der Verkehr in die Weite hat, entspringt wahrscheinlich der Gebrauch, sich im Umgange auf die zunächst Wohnenden zu beschränken, und aus diesem wieder die böse Folge, daß die große Stadt dadurch von selbst in eine Menge kleiner Städte

gleichsam zerfällt. Alle, die in einem gewissen Bezirk neben einander wohnen, besuchen sich, gegenseitige Gastlichkeit bringt sie in freundschaftliche Verhältnisse, aber die Schranken dieser Bezirke sind gar scharf gezogen; das jenseits der Grenze nächst liegende Haus ist schon völlig in der fremden. Wehe den Bewohnern, doppelt wehe den Bewohnerinnen eines andern Stadtviertels, wenn sie der Zufall in einen Zirkel wirft, in welchem sie nicht einheimisch sind! Die Männer wissen sich in solchen Fällen immer eher zu helfen, aber die armen Frauen sind dann in einem wahrhaft bejammernswürdigen Zustande. Alles sieht sie an, niemand spricht ein freundliches Wort zu ihnen, und am allgemeinen Gespräch können sie auch nur wenigen Antheil nehmen, weil jede Kotterie ihre eigne, nur den Eingeweihten verständliche Sprache, ihre eignen Anspielungen, ihre eignen Späße hat. Wir Fremdlinge waren oft der einzige Trost solcher, mitten in der Gesellschaft ihrer eignen Vaterstadt verlaßnen, einsamen Damen, denn eben weil wir ganz fremd waren, kannte uns alle Welt und kam uns freundlich entgegen. Verändert eine Familie ihre Wohnung, treibt das Schicksal sie etwa vom Charteron in die Stadt, so hat sie mit dem Tage alle ihre ehemaligen Bekannte verloren; es ist eine Trennung, als zöge sie

in ein weit entferntes Land. Was eine solche Familie aber mit dem verlaßnen Quartier verliert, findet sie in der neuen Wohnung wieder, freilich in veränderter Gestalt. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der neuen Nachbarn eilt Alles herbei, sie zu begrüßen, Visiten werden mit Gegenvisiten erwiedert und so die Grundlage zu neuen Verbindungen gebildet.

Sehr auffallend war es uns, daß man es den Damen auch von außen ansieht, in welchem Viertel der Stadt sie wohnen. Jedes derselben hat seine eignen Moden, seine eignen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, welche nur für die arbeiten, so zu ihrem Bezirk gehören, und sie alle so nach einem Zuschnitt kleiden, daß es fast am Ende auf eine Art von Uniform hinausläuft. Im Theater, wo alles zusammen kommt, machte es uns oft Vergnügen, die Damen gewissermaßen mit den Augen zu ordnen und zusammen zu suchen, was sichtlich zu einander gehörte. Die Damen vom Charteron sind die elegantesten. Auch erwiederte uns ihre erste Modistin, Madame Bernos, in der Allee Tourny, mit hohem Blick und vieler Würde, „j'habille les Dames du Charteron!“ als wir es uns einmal beikommen ließen, eine ihrer Schöpfungen meistern zu wollen. Der Laden der guten Mada-

me Bernos würde indessen weder in Leipzig, noch in Hamburg, noch in Frankfurt am Mayn groſses Auffehen erregen. Dort hat man die Moden, selbst aus Paris, weit früher als in Bourdeaux. Der Luxus in der Kleidung ist hier im gewöhnlichen Leben nicht groß, nur bei Bällen und groſsen Fêten wird hierin eine Ausnahme gemacht. Man liebt grelle, bunte Farben, wie überall im Süden, wo der dunkelblaue Himmel diese zu fordern scheint. Das wissen die Kaufleute in Paris recht gut, und schicken deshalb alles, aus vielen abstechenden Farben, oft wider den guten Geschmack, Zusammengesetzte in die südlichen Provinzen, wo es nie verfehlt, Absatz zu finden.

Eines aus der Zerstückelung der groſsen Stadt in viele kleine wahrscheinlich entstehenden Uebels müssen wir noch erwähnen, nämlich der nirgends allgemeiner, als hier, herrschenden Sucht, sich um das Thun und Lassen seiner Bekannten zu bekümmern, Anekdoten zu sammlen, und mit diesen dann die Unterhaltung zu schmücken. Alle häuslichen Zustände der eben in der Gesellschaft Gegenwärtigen oder zu ihr Gehörigen, alle geheime Nachrichten aus ihrem Leben mußten wir wider Willen erfahren, denn jedermann beeiferte sich, uns davon zu unterrichten.

An Entkommen war dabei gar nicht zu denken, wir gingen aus einer Hand in die andere, und oft erwischte uns die nämliche Person, von der eben die Rede gewesen war, um uns nun auch ihrerseits von der zu unterhalten, die wir vor zwei Minuten, wohlunterrichtet, verlassen hatten. Da alle diese geheimen Anekdoten fast immer in das Gebiet der skandalösen Chronik gehörten, so empörte es unser Gefühl, daß man uns, den ganz Fremden, solche Dinge von anscheinenden Freunden vertrauen mochte, und dieses Benehmen hätte uns beinahe den Besuch der hiesigen Gesellschaften gänzlich verleidet, wenn wir nicht bald inne geworden wären, daß es damit lange nicht so böse gemeint ist, als der Anschein es gibt.

Der Franzose muß nun einmal immer schwatzen, wenn er auch nichts zu sagen weiß; er glaubt sogar, in der Gesellschaft gegen den Anstand zu sündigen, wenn er einige Minuten schweigt, und selbst ein Sterbender hält es für seine Pflicht, die ihn Besuchenden zu unterhalten, bis ihm unter der Hand des Todes die Zunge erstarrt. Nun denke man sich vollends die Gaskogner, diese Franzosen im Superlativ! Dieses ewig mobile Volk, das keine Ruhe kennt, als den Tod und seinen Zwillingsbruder, den Schlaf! Sie müssen sprechen,

so lange sie leben und wach sind. Und was kann ihnen denn Stoff zum Gespräch liefern, als die Außenwelt, die einzige, so sie kennen? Das Beobachten des Nachbars, dieser Grundzug ächter Kleinstädterei, ist in allen diesen kleinen, eine einzige große Stadt ausmachenden Städten nicht zu vermeiden; man muß dem Nachbar in die Fenster sehen, denn der Kreis, der jeden Einzelnen umgibt, ist gar zu eng. Der Umstand, daß auch die hier einheimisch gewordnen Ausländer sich von der allgemeinen Art und Weise nicht ausschließen, erklärt sich eben daraus, daß sie einheimisch geworden sind, und daß man, zufolge des alten bekannten Sprichworts, unter den Wölfen heulen lernt. Uebrigens hat alle dieses Geschwätz in der Gesellschaft weiter keine Folgen für den Gegenstand desselben, man zischelt es einander zu und das ist es Alles; der, den es angeht, wird darum nicht weniger geachtet, gerade weil niemand dem Aehnlichen entgehen kann.

Die Frauen in Bourdeaux führen, trotz alle den Beobachtern, ein gar leichtes, lustiges Leben, und denken wenig daran, sich vor dem Schein zu bewahren; manche würden es vielleicht sogar übelnehmen, wenn in der Welt, das heißt hier im Hause des Nachbars, von ihnen nicht gesprochen würde. Verhältnisse, die

man sonst wohl in den dicksten Schleier des Geheimnisses zu verhüllen pflegt, werden hier öffentlich zur Schau gestellt; oft schien es uns sogar, als wären diese Verhältnisse nur des Scheinens wegen da, weil es die Mode so will, wie ein Putzhütchen, das doch keinen Schatten gibt. Und doch, wer mag es wagen, über diese leichten, luftigen, immer fröhlichen Weiber abzuurtheln? Wahr ist es, sie thun ungern einen Schritt, ohne wenigstens einen sie bewundernden Verehrer hinter sich zu wissen, aber deshalb sind sie vielleicht nicht weniger tugendhaft, als ihre ernstern häuslichen Schwestern im Norden. Landessitte, allgemeines Beispiel entschuldigen Vieles, und daß sie die echte Würde der Frauen wohl fühlen, beweist der Heldenmuth und die feste Treue, mit der viele Hunderte von ihnen während der Revolution ihren Gatten in's Gefängniß, ja in den Tod freiwillig folgten.

So lustig und frei die Frauen in Bourdeaux leben, so eingezogen werden die Mädchen gehalten, bis der Trauring sie von allem Zwang befreit. Schauspiele, Gesellschaften, Bälle, Concerte dürfen sie nie anders, als in Begleitung ihrer Mütter besuchen, ohne deren Beiseyn darf kein Besuch gegeben oder angenommen werden, selbst nicht von und bei

vertrauten Freundinnen und Verwandten des Hauses. Sogar bei jeder Lehrstunde muß die Mutter zugegen seyn, oder doch wenigstens ihre Stelle durch eine, seit vielen Jahren treu bewährte alte Bonne ersetzen lassen. Ein Mädchen würde um keinen Preis es wagen, ohne die Mutter nur zehn Schritte über die Straße zu gehen, oder sich von einem andern Mann, als ihrem Vater, begleiten lassen, selbst nicht von ihrem Bruder. So nachsichtig man gegen den Ruf der Frauen ist, so sorgsam wird der eines Mädchens bewacht, und die kleinste Uebertretung der angenommnen Sitte würde nie vergeben oder vergessen werden. Auf den Bällen sitzt jede Mutter neben ihrer Tochter, und keine entfernt sich auch nur auf Minuten aus dem Saal oder nimmt am Spieltisch Platz. Die Tänzer bringen nach jedem Tanz die Tochter der Mutter wieder zurück, und kein Mädchen wandelt während der Pausen am Arm ihrer Gespielinnen oder eines Herrn im Saal umher. Eine Gewohnheit, welche gewiß von unendlichem Nutzen für die Gesundheit der jungen Mädchen ist, denn sie werden von der mütterlichen Sorge vor unmäßigem Tanzen, Zugluft, Erkältung bewahrt, und vor all' den traurigen Folgen jeder Unvorsichtigkeit nach starker Erhitzung.

Diese anscheinende Strenge der Sitten verursacht indessen in der Gesellschaft nicht den mindesten Zwang. Die Töchter tanzen, lachen, singen um so unbefangener unter dem Schutze und der unmittelbaren Aufsicht ihrer Mütter; ihre Fröhlichkeit zeigt sich nur um so natürlicher und furchtloser. Die Mütter ihrerseits nehmen freundlichen Antheil an Allem, was ihre Töchter erfreut, erleben in deren schöner Blüthe ihre eigne zum zweiten Male, wissen recht gut, daß auch sie einst jung waren und sind es zum Theil noch, oder scheinen es wenigstens; denn vom Alter ist in Frankreich nie die Rede. Nur das lange, müssige Dasitzen auf den Bällen, die oft der anbrechende Tag erst endigt, schien uns äußerst ermüdend, und wir bewunderten die mütterliche Geduld dabei. „Unsre Mütter „thaten das Nämliche für uns, nun sind wir an der „Reihe," war die allgemeine Antwort, die man uns lächelnd auf jede solche Aeußerung erwiederte.

Gesellschaften.

Gesund seyn, keinen Besuch haben, und zu Hause bleiben, ist etwas in Bourdeaux ganz Unerhörtes, denn nirgend in der Welt ist man geselliger. An jedem

freien Abend werden daher Visiten gemacht, die sind hier der Zweck des Daseyns, die Grundpfeiler der Geselligkeit, und sie versäumen, wird fast wie eine Sünde betrachtet, für die man schwerlich Absolution erhält. Der Anlässe zu Visiten gibt es unzählige; jede Gesellschaft, zu der man geladen war, erfordert hinterher eine Visite zum Dank; jede Reise, und währte sie nur drei Tage, wird mit Visiten angetreten und beschlossen; jeder Trauerfall in bekannten Familien, jede freudige Begebenheit, Namenstage, hohe kirchliche Feste, Krankheit, Genesung, Alles wird mit Visiten gefeiert. Hat man einander in mehreren Tagen nicht gesehen, traf man sich gestern unverhofft an, so erfordert das Ereigniß Visiten. Jede dieser Visiten wird vom Empfänger pünktlich wieder gegeben, und so dreht sich der Kreis ewig herum, schwindelerregend für den, der an diese Lebensweise nicht gewöhnt ist. Da nun auf diese Art alle Welt immer in Bewegung ist, so findet sich bald in einem oder dem andern Hause ein kleiner Kreis Bekannter zusammen, der dann den Abend ohne weitre Umstände dort zubringt, mit Musik, Tanz, Spiel, oder fröhlichem Geschwätz, wie es eben die Gelegenheit gibt. Unerachtet des Visitenwesens wird hier doch wenig auf beengende Etikette im geselligen Leben gehalten, weil

nicht sie, sondern das Bedürfniß der Geselligkeit die Leute zu einander führt.

Außer diesen Visiten aber füllen auch noch Thees die Abende aus, zu denen man von den Damen des Hauses förmlich eingeladen wird. Da man sich aber gewöhnlich erst um acht oder neun Uhr zu diesen Gesellschaften versammelt, so bleiben immer noch vorher ein Paar Stündchen übrig, welche die oben belobten Visiten, ausfüllen. Einige Damen haben auch bestimmte Abende in der Woche, an denen sie immer zu Hause bleiben und ihre einmal für allemal eingeladenen Bekannten bei sich empfangen. Das Spiel ist in diesen Zirkeln die vorzüglichste Unterhaltung, doch wird auch viel geschwatzt, Musik gemacht, und auch wohl nach einer Violine, die einer der Gäste ergreift, lustig getanzt. Um eilf Uhr wird Thee, Kaffee und Gebacknes herumgereicht, und eine oder zwei Stunden später trennt sich die Gesellschaft, um sich morgen in einem andern Hause wieder zu finden. Kleine Privatbälle sind auch nichts Ungewöhnliches, und sie erfordern hier weder ein bedeutend großes Lokal, noch sonst viel Umstände. Ein oder zwei mäßig große Zimmer, ein Paar Violinen und ein Flageolet, etwas Thee, Limonade und Zuckerwerk, mehr braucht es in diesem Lande nicht, um recht fröhlich mit einander zu

tanzen, bis die Sonne aufgeht. Im Karneval werden die Damen oft gebeten, bei diesen kleinen Festen in Maskenkleidern zu erscheinen, aber ohne Larve. In einfacher, ländlicher Tracht, oder in der niedlichen Kleidung der sogenannten Grisetten, sind sie dann nur um so reizender. Diese Grisetten-Kleidung besteht aus einem ziemlich kurzen Rock von weißem Taffent, einem knapp anschließenden Korsett von heller, abstechender Farbe, einem dreizipflichen Halstuch von Spitzen, und einer hohen Spitzenhaube mit Flügeln, aus welcher hinten ein dicker, aufgeschlagner Chignon hervorquillt; eigentlich ist es die veredelte gewöhnliche Tracht der hiesigen Bürgermädchen.

Seitdem man des Abends zu Mittage ißt, sind die Abendessen verbannt, desto häufiger wird man in Bourdeaux zum Mittagsessen geladen. An der Tafel, umringt von seinen Freunden, ist der gastfreie Bordelaise in seinem Element. Nirgends wird besser gegessen und getrunken, als in Bourdeaux, und doch darf man dabei nicht auf den Luxus schelten; er findet sich ungesucht, denn dies glückliche Klima bringt Alles selbst hervor, was der raffinirte Geschmack nur wünschen kann. Die Lebensmittel sind hier, in Vergleich mit andern großen Städten, wohlfeil zu nennen;

Land und Strom und Meer gewähren in der größten Mannigfaltigkeit und im Ueberfluß Alles, was bei uns nur als Seltenheit auf großen Tafeln erscheint. Nirgends findet man bessere Austern, sie werden lange, ehe man sie zu Markte bringt, in eignen Gruben am Meeresstrande mit Kleien und Trebern gemästet. Sie scheinen von einer ganz eignen Gattung zu seyn, das Thier ist sehr groß, hat einen grünen Bart und füllt die kleine, dünne, etwas gewölbte Schaale ganz aus. Mit den Austern fängt die Mahlzeit immer, noch vor der Suppe, an; eine Gewohnheit, die uns zuerst nicht recht behagen wollte. Das Rindfleisch ist vortrefflich, Geflügel, Wild, besonders rothe Rebhühner und Ortolanen im Ueberfluß und großer Vollkommenheit, so auch das Gemüse, die Trüffeln, vor allem aber das Obst, Weintrauben, Pfirsiche und Feigen sollen hier Alles übertreffen, leider aber fiel unser Aufenthalt nicht in die Zeit ihrer Reife. Die größte Mannigfaltigkeit bieten der Strom und das Meer. Der Bewohner des innern Landes findet hier mit Erstaunen alle die Fische auf den Tafeln, welche er sonst nur in Naturalien-Kabinetten sah. Riesengroße Hummer, Taschenkrebse, Meerspinnen, Krabben, Kabeljaue, alle Gattungen Plattfische, besonders die köstlichen Steinbütten und Zungen, fast

armsdicke Lampreten, von denen die bei uns bekannten Neunaugen oder Pricken Miniaturabbildungen zu seyn scheinen. Des Rochen gräuliche Ungestalt ist hier auch tafelfähig und schmeckt eben so gut, als furchtbar sie aussieht. Große Störe und eine unzählbare Menge andere Bewohner der dunckeln Tiefe erscheinen alle im mannigfaltigsten Wechsel. Bourdeaux wäre in dieser Hinsicht das Paradies einer deutschen Hausfrau, der es oft viel Kopfbrechens kostet, um Abwechselung in ihren Küchenzettel zu bringen; hier würde nur die Wahl ihr Sorge machen. Die französischen Damen bekümmern sich aber wenig darum, sie haben sehr geschickte Köchinnen, die Alles auf's trefflichste zu bereiten wissen, und die Auswahl scheint oft den Männern überlassen zu bleiben, die an der Tafel, wie die Frauen am Theetisch, gewöhnlich auch die Sorge für die Gäste übernehmen. Leider aber verfolgte unser alter Feind, der Knoblauch, uns auch hier, besonders in der Fastenzeit, wo ein aus klein geschnittnem Stockfisch mit Oel und Knoblauch stark gewürztes Gericht auf allen Tischen erscheint. Sie nennen es morüe a la provençale. Knoblauch ist einmal die Lieblingswürze aller Bewohner des südlichen Frankreichs; Hohe und Niedere, die elegantesten Damen genießen ihn schon zum Frühstück,

auch spürt man seinen Duft auf Bällen, im Theater, und überall, wo Viele versammelt sind, und keine Rosenessenzen und wohlriechende Wasser vermögen es, dem Uebel zu steuren.

Bei allem diesem Ueberfluß an Lebensmitteln artet der Genuß selten in Schwelgereien aus, nur ein einziges Mal wohnten wir einem Gastmahl von zwei Gängen bei, von denen jeder aus zwanzig Schüsseln bestand. Bei dem letzten erschien ein Truthahn, der nach der Versicherung des Wirths nicht nur mit Trüffeln gefüllt, sondern seit vier Wochen auch mit Trüffeln gemästet worden war. Ein Nachtisch aus beinahe hundert Tellern mit Eis und Zuckerwerk folgte alsdann, die Bedienten stellten ihn mit eigen dazu gemachten Stäben in Reih' und Glied, die Gäste zählten an der Uhr vierzig Minuten, ehe dies Kunstwerk vollendet war, standen dann ermüdet auf, und dies sybaritische Mahl diente noch mehrere Tage dem Witz der dazu Geladenen zur Zielscheibe, weil es etwas Unerhörtes war. Gewöhnlich versammelt man zehn oder zwölf Gäste um einen reichlich, eben nicht kostbar besetzten Tisch; was man ihnen bietet, ist immer vollkommen gut, wie es eben die Jahreszeit bringt, an Ostentation wird dabei nie gedacht, man wählt das Beste und nicht das Theu-

erste. Auch im Tischgeräth wird keine Pracht zur Schau gestellt, das Silberwerk ist solid, und zum Gebrauch in Menge vorhanden, aber die Mode hat wenig Einfluß dabei. Im Trinken ist der Franzose überhaupt mäßig, und trinkt nicht leicht Wein, ohne ihn mit Wasser zu mischen. Daß man in Bourdeaux, wo die besten, gesündesten Weine ein Erzeugniß des Landes sind, keine fremden Weine auf die Tafel bringt, ist natürlich. Nur ein Glas Malaga wird zuweilen geboten, auch wohl ein paar Flaschen Champagner für die Damen, die Männer ziehen zum Nachtisch die edleren Gewächse ihres Landes vor, château margot, St. Julien, la Filte, und andere, von denen aber die Flasche selbst im Lande oft über einen Thaler kostet, und die wir in Deutschland fast nie echt erhalten.

Auch in Hinsicht des Hausgeräthes läßt sich der Luxus in Bourdeaux auf keine Weise mit der üppigen Pracht vergleichen, die man in Paris und in den grö-ßern deutschen Städten findet. Die Wohnungen sind auch nicht dazu eingerichtet, denn eine lange Reihe vieler aneinander stoßender Zimmer ist hier äußerst selten. Die Stuben sind hoch, mit großen, bis zum Fußboden hinabreichenden Fenstern, welche von außen ein kleiner Balkon umgibt. Die anderswo

üblichen reichen Fenster = Drapperien sind hier nicht gewöhnlich, obgleich Gardinen zum Gebrauch nicht fehlen. Die Fußböden sind, wie überall im Süden, mit glasirten, bunten Backsteinen in mancherlei Formen belegt, ein Gebrauch, der in diesem warmen Klima im Sommer eine höchst angenehme Kühlung hervorbringt. Fußteppige sind selten, häufiger große Spiegel, doch wird auch mit ihnen nicht so verschwenderisch umgegangen, als in Paris. Die Tapeten sind einfach, von Seide oder Papier. In keinem guten Hause vermißt man das bequeme Nothwendige, aber höchst selten findet man Ueberfluß und sich zur Schau stellenden Luxus. Man sieht aus Allem, daß wirklicher Genuß des Lebens das Ziel ist, wonach Alles hinstrebt, und daß das glückliche, milde Klima die Leute verhindert, sich um den bloßen Schmuck ihrer Häuser sonderlich zu kümmern.

Ungern erwähnen wir jetzt noch eines Fleckens, der den so angenehmen Ton des geselligen Lebens in Bourdeaux entstellt, der unermeßlichen Spielwuth, die hier leider in allen Gesellschaften herrscht. Es ist nicht blos der Wunsch, einige Stunden bei einem angenehmen Zeitvertreibe hinzubringen, der die Spieltische von Bourdeaux bevölkert, man will Geld ge-

winnen. Diese Gewinnsucht spricht sich deutlich in den Mienen und Bewegungen der Spielenden aus, gleichviel ob es Silbermünzen oder Goldstücken gilt, und jede freie Minute wird von Männern und Frauen zu diesem Zweck verwendet. Schon vor Tische, wenn sich die Gesellschaft vielleicht eine halbe Stunde zu früh eingefunden hat, kommt das edle Ecartée an die Tagesordnung, und wird gleich nach Tische wieder vorgenommen, ein Spiel, welches selbst dessen eifrigste Verehrer für ein Schuhputzer = Spiel (jeu de decrotteur) erklären. Es gleicht dem in allen deutschen Bierhäusern wohlbekannten Spiel, das man an einigen Orten Bettelmann nennt. Nur zwei Personen spielen es, sey die Gesellschaft auch noch so groß, aber alle nehmen durch oft ziemlich bedeutende Wetten Theil daran. In dicht gedrängten Reihen stehen die parirenden Herren und Damen hinter den Stühlen der beiden Spieler; jeder der Wettenden hat das Recht, das Spiel dessen, für den er sich interessirt, durch seinen Rath zu unterstützen. Dies Recht wird von Allen eifrig benutzt, und keine Karte darf den Tisch berühren, über welche nicht eifrig gestritten wird, so lange sie noch in der Schwebe war. Die Rathgeber sind natürlicherweise unter sich nie einig, die Spieler, die sich so für das Allgemeine abarbeiten, erheben ihre Stimmen

ebenfalls, es wird ein Geschrei durcheinander, eine Verwirrung, ein Streiten, das uns unerträglich erschien, hier aber den eigentlichen Reiz, die Würze des Vergnügens ausmacht. Abends spielt man ebenfalls, aber die sonst üblichen sogenannten Kommerz-Spiele, l'hombre, Whist, Reversi, kommen selten vor, höchstens geben sich noch ein Paar alte Herren und Damen damit ab. Man liebt nur Spiele, in welchen der Zufall entscheidet, die in einer Minute arm und reich machen. Diese betreibt man mit einem Eifer, als gälte es das ganze Wohl und Weh jedes einzelnen Theilnehmers daran. Der Bouillotte-Tisch mit seinem verhängnißvollen Leuchter ist also der Mittelpunkt der Abendgesellschaften, dieses widerliche Hazardspiel, in welchem nicht nur der Zufall, sondern auch an feinen Betrug gränzende List entscheiden, und das deshalb, zu unsrer Ehre sey es gesagt, in Deutschland nie rechten Eingang fand, so sehr man es auch in Frankreich liebt. Selten werden in großen Zirkeln mehr als zwei solcher Tische hingesetzt, und da jeder nur fünf Personen beschäftigt, so bleibt der größte Theil der Gesellschaft dabei müßig. Dieser wartet dann ängstlich hinter den Stühlen der Spielenden, bis einer von ihnen seinen ganzen Einsatz verloren hat. Déconfit heißt es in der Kunstsprache, und jeder

drängt sich dann herbei, um den dadurch leer gewordnen Platz einzunehmen. Da nur einer dieser Glückliche seyn kann, so machen die Zurückbleibenden oft recht lange Gesichter, ehe sie sich entschließen, einen zweiten ähnlichen Glücksfall abzuwarten. Der so eben verlor, stellt sich gewöhnlich gleich wieder in die Reihen, denn nur die einmal hier angenommene Regel der Höflichkeit zwang ihn, das Feld zu räumen. Würfel, Roulette, Vingt un und ähnliche Spiele werden zwar in Privathäusern nicht gespielt, desto mehr aber in öffentlichen. Auch Damen nehmen thätigen Antheil an solchen Spielzirkeln, doch sucht man diesen dann wenigstens das Ansehen einer geschloßnen Gesellschaft zu geben.

Theater.

Mit Recht gilt das große Schauspielhaus in Bourdeaux für eines der schönsten in Europa. Der prächtigen Hauptfasade in der Allee Tourny haben wir früher schon erwähnt; die große, mit Säulen, Büsten und Statuen geschmückte Eintrittshalle, so wie auch die schöne Doppeltreppe, welche in die Logen hinaufführt, sind fast in einem zu großen, ernsten Stil für

den Zweck des Gebäudes; es ist als ob man einen Tempel beträte. Die darin spielende Truppe stand leider mit dieser Pracht in keinem Verhältniß; sie gehörte zu den mittelmäßigsten in ganz Frankreich. Auch die Ballete, welche der Franzose so ungern auf den Bühnen vermißt, haben wir in weit kleinern Städten viel vorzüglicher gefunden. Dennoch ward das Theater sehr fleißig von aller Welt besucht, denn dies Vergnügen gehört einmal zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Nation, die viel lieber Alles entbehrt, als das Schauspiel.

Große Trauerspiele kommen in Bourdeaux selten an die Reihe, das Klima ist ihnen nicht günstig. Kleine Komödien werden auf jeder französischen Bühne immer wenigstens so dargestellt, daß man sie ein paar Mal mit Vergnügen sehen kann, und so war es auch hier. Die kürzlich in Frankreich Mode gewordnen, unsern Familiengemälden ähnlichen, sentimentalen Stücke, voll Edelmuth und häuslichen Herzeleids, fanden in Bourdeaux wenig Beifall, und da die Polizei eben das Pfeifen verboten hatte, so erlebten wir es einmal, daß ein solches klägliches Drama vom Theater wegadmirirt ward. Bei den rührendsten Scenen schrie das Parterre so laut und lange mit dem Ausdruck der höch-

sten Bewunderung: ah! ah! bis die Schauspieler verstummen und der Vorhang unter lautem Gelächter der Zuschauer fallen mußte.

Einer Vorstellung, die wir sahen, müssen wir indessen, ihrer ungemeinen Absurdität wegen, hier besonders erwähnen. Es war die der Andrienne des Terenz. Die Veranlassung dazu hatte der wirklich sehr gute Komiker Paulin gegeben. Er war mit Recht ein Liebling des Publicums, schraubte aber nach und nach seine Forderungen an die Direction so hoch hinauf, daß diese sich endlich entschloß, ihm im Ernst den Abschied zu gewähren, um welchen er oft schon zum Schein angehalten hatte. Es kam also wirklich dazu, daß er zum letztenmal die Bühne besteigen sollte; er hoffte, das Parterre werde, wie sonst schon geschehen, am Ende des Stücks auf sein Dableiben mit Gewährung aller seiner Wünsche bestehen, deshalb wählte er dies Stück, um in der Rolle des die ganze Intrigue leitenden Sklaven sein Talent im größten Glanz zu zeigen. Das Haus war zum Erdrücken voll, denn Alle wollten der Entscheidung von Paulins Schicksal beiwohnen. Der Vorhang ging auf, und zu unserm Erstaunen sahen wir die alten Athenienser Simo und Chremes mit gestickten Gala-Röcken, weißge-

puderten Haarbeutel = Perücken, Hut, Stock und Degen, als Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton einherschreiten. Wir glaubten erst, man wolle den Terenz travestiren, aber es war den Leuten ein Ernst damit. Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton sprachen immer von den alten Göttern als ächte Heiden, und gebehrdeten sich in der französischen Kleidung nach der Sitte der alten Athener; dazwischen lief der Sclave Davus im griechischen Sclavenkostüm herum, während seine Kameraden hübsche Livreen anhatten. Die in eine Soubrette verwandelte Sklavin Mysis kehrte sich nicht daran, sondern kokettirte dennoch mit ihm, als sey er ein Jasmin oder Lafleur; auch hatte sie das französische Schürzchen, mit kleinen Taschen zur Aufbewahrung der Hände, nicht vergessen umzuthun. Glycerion, ihre nach der neuesten Mode geputzte Dame, erschien am Ende des Stückes, und gebehrdete sich sehr vornehm. Es war das tollste Gemisch von Alt und Neu, dem der Umstand, daß das Publicum nichts davon merkte, etwas ungemein Komisches gab; denn diesem kam es vor, als sey das Stück von Moliere, oder doch wenigstens von einem seiner Zeitgenossen. Paulin machte, trotz des Sklavengewandes, aus dem griechischen Davus einen französischen Scapin, zeigte aber viel ächtkomisches Talent und thea-

tralische Gewandtheit in seinem Spiel. Am Schlusse ward er sehr applaudirt aber dabei blieb es, und er mußte nun seinem Stern oder Unstern in Zukunft folgen, wohin ihn dieser führen wollte.

Dieselbe Truppe, welche auf dem großen Theater spielt, gibt auch an bestimmten Tagen Vorstellungen auf einem kleinern, im Innern der Stadt. Außer diesen aber stehen noch mehrere kleine Schauspielhäuser dem Schaulustigen offen. Auf dem Theater de la gaieté spielte man kleine Operetten und Vaudevilles, in einem sehr elenden Lokal, recht artig und ergötzlich. Für diese Truppe war ein sehr hübsches Haus an der Allee Tourny noch im Entstehen. Auch gibt es noch ein sehr unbedeutendes Théatre Moliere und noch ein Paar namenlose Tempel Thaliens, die aber alle ihre Verehrer in den niedern Klassen finden. Eine Gesellschaft von Dilettanten, größtentheils aus dem Mittelstande, spielte auf dem Théatre Maffei so ziemlich Alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauspiele. Da dies Theater eigentlich für optische Vorstellungen erbaut ist, so kann man sich denken, wie beschränkt der Raum darauf war. Durchreisende Schauspieler geben zuweilen hier Gastrollen, bei solchen seltnen Fällen

wird dann auch in diesem Theater die entrée bezahlt, und dadurch dem größern Publicum der Zutritt eröffnet. Wir sahen auf dieser Miniatur-Bühne den früher in Hamburg gewesenen Schauspieler Massin den Cid spielen. Sowohl das Lokal als die Mitspielenden machten ein Lustspiel aus der ernsten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bourdeaux fehlt es also nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derselben als vorzüglich zu loben ist. Dies aber gilt dem gewöhnlichen Franzosen ziemlich gleich, er bekümmert sich wenig um höhere Ansprüche an die Kunst, nur etwas muß er sehen, und dann die Freude haben, die Damen zu lorgniren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu schwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinaus zu gehen. Zu diesem letztern Vergnügen drängt sich mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Ansehen zu haben, als sey er darinne gewesen. Schöne Geister wie in Paris, die im Parterre sich das Richteramt anmaßen und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bourdeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordelaise will sich nur amüsiren. Ob es regelrecht geschehe? kümmert ihn nicht, und Alles, was nicht langweilig ist, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Karneval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Karnevals wird wohl nirgends lustiger verlebt, als in Bourdeaux. Jung und alt, Reiche und Arme drehen sich, so lange sie währt, in einem ewigen Kreis von Lustbarkeiten herum, so daß in der letzten Woche niemand mehr recht bei Verstande bleibt. Selbst sonst sehr thätige Geschäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus sind, weisen dann gern jede Arbeit von sich ab, und gestehen, daß sie nicht begreifen, wie man ohne die äußerste Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernsterem sprechen könne.

Die sonst hier üblich gewesenen öffentlichen Maskenzüge auf den Straßen sieht man nicht mehr, nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einigermaßen aufrecht und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieses geschieht nur von wenigen, die sich dabei immer eines starken Gefolgs von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Lust des Karnevals beginnt jetzt erst gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigstens jeden Abend in Bourdeaux gegeben, alle sind gedrängt

voll Menschen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu diesen Versammlungen, wüthende Tanzlust den Mittelstand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigsten Klassen des Volks. Niemand beinahe läßt freiwillig eine Nacht vorüber gehen, ohne wenigstens einen dieser Maskensäle besucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendsten derselben, um ja nicht den zu versäumen, der für diesen Abend der besuchteste ist. Das Resultat dieser Streifereien ist dann natürlicherweise, daß man dieselben Bekannten, dieselben Masken an drei vier verschiedenen Orten wieder findet.

Um Alles zu sehen, besuchten auch wir ein Paar der berühmtesten Maskenbälle und übergingen die andern, mit der vollen Ueberzeugung, nichts dadurch zu versäumen, indem nur die Anordnung des Lokals, die mehr oder minder gute Beleuchtung und Musik sie von einander unterscheiden.

Der Ball im großen Schauspielhause ist der besuchteste. Hier fanden wir die ganze Stadt auf einen Punkt zusammen gedrängt, im buntesten Gewühl aller Klassen durch einander. Die prächtige Eintritts-

halle, deren wir schon früher erwähnten, war mit gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geschmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich imposanten, schönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unsrer großen Freude noch in einer derselben Platz genug, um das Ganze mit einem Blick zu übersehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beide zusammen bildeten einen fast unabsehbar großen Saal, in welchem die bunte, zusammengedrängte Menschenmasse wie ein Meer auf und ab wogte. Der bei weitem größte Theil der Versammlung schien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige schöne oder glänzende Maske. Einige Charaktermasken waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine bemühte sich, den angenommenen Charakter mit Geist und Laune durchzuführen. Die Damen maskirt, im Domino, oder in die beliebte Tracht der Grisetten gekleidet, drängten sich, am Arm ihrer größtentheils unmaskirten Führer auf und abwandelnd, durch das Gewühl der Tanzenden hin. Bei letzteren aber war die rechte Freude des Karnevals zu Hause. Zwar schien keiner derselben zu der sogenannten guten Gesellschaft zu gehören, aber

nie sahen wir so ganz mit Herzenslust tanzen, als hier. Die Poissarde und der Lastträger, die Köchin und der Hausknecht, der Friseur und das Kammermädchen, Alles drehte sich in den künstlichsten Wendungen des französischen Cotillons unermüdet herum, machte seine Pas, strebte nach Grazie, that galant, kurz es waren Franzosen im guten, fröhlichen Sinn des Worts. Die fast unerträgliche Hitze, der noch unerträglichere Staub, nichts von alle dem störte ihre Freude; unermüdet benutzten sie jedes vom Gedränge frei gebliebne Plätzchen, und kein Mensch schien nur an Ausruhen zu denken. So treiben sie es die ganze Nacht, bis die helle Sonne sie heimsendet, niemand gedenkt dabei der Arbeit des vergangnen oder des kommenden Tages. Sie scheinen keine Ermüdung zu kennen. Ein Dienstmädchen in unserm Gasthofe tanzte so vier Nächte nach einander, that am Tage ihre Arbeit wie gewöhnlich, und klagte uns am fünften Tage halb weinend, daß sie für heute zu Hause bleiben müsse, weil ihr die Herrschaft die Erlaubniß, wieder auf den Ball zu gehen, versagt habe.

Nachdem wir unten im Theater dem lustigen Getümmel lange genug zugesehen hatten, stiegen wir eine Treppe hinauf in den ebenfalls im Schauspiel-

hause befindlichen großen Concert = Saal, in welchem wir Alles genau so wieder fanden, als wir es eben verlassen hatten, man tanzte und drängte sich herum, wie unten im großen Saal. Der Concertsaal ist ebenfalls von Logen umgeben und eine bedeutende Reihe größerer und kleinerer Zimmer schließt sich an ihn an. In einigen derselben wurden Erfrischungen verkauft, mehrere waren von kleinern, abgeschloßnen Gesellschaften eingenommen, die größeren dienten den Spielern zum Tummelplatz, und diese boten uns einen für uns ganz neuen Anblick. Noch ehe wir diese Zimmer betraten, hörten wir aus der Ferne ein wunderlich dumpfes, tacktmäßig sich wiederholendes Geräusch, welches uns fast auf die Idee brachte, eine Kattundruckerei, eine Spinnmaschine, oder etwas dem Aehnliches, sey in der Nähe. In dem ersten Spielzimmer wurde Roulette gespielt, das Gedränge um die Tafel her war sehr groß, doch Aehnliches hatten wir in Bädern schon gesehen, und gingen also weiter, dem wunderlichen Geräusche nach, das sich immer vernehmlicher hören ließ, bis wir in einen sehr langen, hell erleuchteten Saal traten. Funfzig und mehr gewöhnliche Spieltische standen hier neben einander in langer Reihe. An jedem saß eine ganz maskirte Dame im Domino, hinter ihr stand ein eben so mas-

kirter Herr, als ihr Beschützer, vor ihr auf dem Tisch lagen Würfel und ein großer, glänzender Haufen Geld. Jede Dame hielt einen kleinen Becher von Horn zum Würfeln in der Hand, mit dem sie unaufhörlich auf den Tisch klopfte, so lange sie müssig war, um die Spielenden herbei zu locken. Daraus entstand das Geräusch, welches uns auf die hier ganz absurde Idee einer Kattundruckerei brachte. In dem von den Spieltischen frei gelaßnen Raum drängte sich schweigend eine Menge von Masken herum, einzeln traten sie zu den Tischen, warfen ein Goldstück hin, würfelten, und giengen wieder fort, indem sie ihr Gold entweder da ließen oder verdoppelt einsteckten, um an einem andern Tisch ihr Heil zu versuchen. Kein Laut war in diesem Saale zu hören, als das Klirren des Geldes, das Klappern der Würfel und Becher, nur ganz von fern schallte die Tanzmusick herüber. Kein menschliches Gesicht war zu sehen, lauter Larven, die schweigend mit großem Ernst ihr Geschäft betrieben und mit unsäglicher Gier das gewonnene Geld einstrichen. Uns ward hier unheimlich zu Muthe; fratzenhaft erschien uns Alles, was uns umgab, und grauenvoll zugleich. Noch durch zwei ganz ähnliche Säle gingen wir hindurch, ehe wir den Vorplatz erreichten, in beiden fanden wir das nämliche Schauspiel, das

nämliche Schweigen der nur mit Gewinn und Verlust beschäftigten Masken, das Klappern und Klirren des Geldes, der Würfel und der Becher.

Draußen athmeten wir freier und äußerten gegen unsern hier einheimischen Begleiter unsre Verwunderung über daß Gesehene und zugleich die Meinung, daß jene Damen mit dem Würfelbecher wohl zu einer sehr verworfnen Klasse gehören möchten. Wie sehr stieg unser Erstaunen, als wir von ihm erfuhren, daß sie fast alle aus dem vornehmsten, angesehensten Kreise der Frauen in Bourdeaux waren, Gattinnen bedeutender Männer, denen wir täglich in der Gesellschaft begneten! Diese Tische hatten sie für die Zeit des Karnevals vom Unternehmer des Ball's gemiethet.

Daß hier nicht Alles Gold sey, was da glänzt, davon machte ein Fremder unsrer Bekanntschaft an dem nämlichen Abende die Erfahrung. Er war mit zehn Louisdoren in den Saal getreten, hatte zehn andere damit gewonnen, und doch ergab sich am andern Morgen, daß er eigentlich verloren habe, denn alle zwanzig Goldstücke, welche über mehrere Tische die Wanderung gemacht hatten, waren unächt, das Stück ungefähr neun Franken werth.

Dem Einheimischen kann dergleichen nicht widerfahren, denn dieser weiß, daß man auf den hiesigen Maskenbällen nie mit gutem Golde spielt. Unten am Eingange ist ein etwas seitwärts gelegener, besonderer Laden, in welchem sich jeder, der oben zu spielen gedenkt, mit Gold versieht. Die Louisdore werden in diesem Laden ganz öffentlich, das Stück zu neun Franken verkauft, und man kann beim Zuhausegehen sie dort auch wieder gegen echtes Gold für den gegebnen Preis vertauschen. Worin der eigentliche Vortheil des Verkäufers dieser falschen Münzen liegt, konnten wir nie recht ergründen; man sagte uns, derselbe bestünde hauptsächlich darin, daß beim zweiten Wechsel manches gute Goldstück unter den falschen mit liefe, denn letztere sind so gut gemacht, daß sie nur ein sehr geübtes Auge erkennen kann. Dagegen aber bleibt auch manche falsche Münze unter den echten, und man thut wohl, sich an den Bouillotten-Tischen, selbst in der besten Gesellschaft, davor zu hüten. Uebrigens ist das Würfel-Spielen um falsches Gold hier so allgemeine Sitte, daß man den, der es nicht thut, als einen Neuling in der Welt verspottet.

Der zweite Maskenball, den wir besuchten, bei Ormond, ist der eigentliche Sammelplatz der elegan-

ten Welt. Wir fanden hier nicht jene unermüdeten Tänzer des großen Theaters, dennoch ging es in der feenhaft geschmückten Rotunde sehr fröhlich her, und Anstand und Zierlichkeit der Tanzenden bezeugten, daß diese nur zu den höheren Ständen gehörten. Das Lokal kann sich in Hinsicht der Größe mit dem Theater bei weitem nicht messen, doch ist es weit angenehmer und eleganter dekorirt. Eine Gallerie, bedeckt mit transparenter Leinwand, auf welcher Bäume, Blumen und Sträuche gemalt sind, vereinigt die vielen verschiednen Säle und Zimmer. Durch die hinter dieser Leinwand angebrachten Lampen ward in dieser Gallerie ein liebliches, den Masken sehr vortheilhaftes Dämmerlicht verbreitet, in welchem eine Menge der liebenswürdigsten, elegantesten Grisetten herumschwebte. Viele recht gut ersonnene und durchgeführte Charakter-Masken trugen hier zum allgemeinen Vergnügen bei, besonders eine Gesellschaft junger Männer, in der Kleidung und dem Charakter der Poissarden. Einer von ihnen führte mit einem Gaskognischen Friseur mehrere höchst komische Auftritte zum Ergötzen aller Umstehenden herbei.

In den Spielsälen bei Ormond sahen wir das Würfelspiel fast noch eifriger treiben, als im Schau-

spielhause. Die hier übliche Art desselben heißt Krips oder Kraps. Der Spielende würfelt zuerst, dann der, so die Bank hält, und wer von Beiden die zuerst geworfne Zahl wieder trifft, hat gewonnen.

Außer den Maskenbällen werden auch viele Subscriptionsbälle in öffentlichen Häusern gegeben, bei welchen man ohne Maske in Balltracht erscheint. Der Ball à la maison de l' Intendance ist der Versammlungsort der Bewohner der innern Stadt, doch trafen wir dort auch mehrere Familien vom Charteron. Das Lokal ist nicht schön, der Tanzsaal niedrig, schlecht erleuchtet, und mehrere an ihn stoßende Zimmer, zum Spiel und zur Konversation, zeichnen sich auch nicht durch elegante Einrichtung aus. Wir sahen an den anwesenden Damen wenig Luxus in der Kleidung, wenig glänzenden Schmuck; sie schienen sogar um einige Monate in der Mode zurück geblieben zu seyn; aber der Ton dieser Gesellschaft, ihr leichtes, anständiges Benehmen, das liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem sie uns Fremdlinge empfingen, erfreute uns um so mehr. Den mehresten Mitgliedern dieser Gesellschaft sah man es an, daß sie gewohnt waren, sich in den ausgesuchtesten Zirkeln des ehemaligen Paris zu bewegen. Getanzt ward viel,

recht fröhlich, recht anständig und zierlich, obgleich mit weit weniger Prätension, als in Paris. Dort kommen auf solchen Bällen nur wenige Tänzer zusammen, die Tanzenden bereiten sich Monate zuvor darauf, und man sieht es ihnen an, daß es nur um den Beifall der im dichten Kreise sie umgebenden Zuschauer zu thun ist, nicht um die Freude. Hier ist das anders. Leicht und fröhlich, wie junge Grazien, folgten die zierlichen Tänzerinnen den mannigfaltigen Figuren ihres vaterländischen Tanzes; die Mädchen eilten nach jedem Tanze sogleich wieder zu ihren freundlichen Müttern, der gewohnten Sitte des Landes gemäß, die jungen Frauen zu ihren Bekannten in die Reihen der Zuschauerinnen. Die Schritte waren weniger künstlich als in Paris, die Attitüden weniger theatralisch, aber auch weniger manierirt, und der Ausdruck des Vergnügens auf allen Gesichtern ersetzte reichlich jene mühsam erlernte Tanzmeister-Grazie.

Die sogenannten englischen Bälle im Hôtel Franclin, einem Gasthofe, sind weit glänzender. Die Gesellschaft des Charteron versammelt sich dort; viele Damen strahlten im blendendsten Glanz der Juwelen, mehrere noch in dem der Jugend und Schönheit, Alles schien Jubel und Freude. Der Tanzsaal

ist größer, schöner, besser erleuchtet; ein großer Speisesaal stößt daran, in welchem um ein Uhr zur Nacht gegessen wird; nach dem Essen fängt der Tanz wieder an und währt, wie hier gewöhnlich, bis zum Anbruch des Tages. Französische Kontretänze und Walzer sind die einzigen in Bourdeaux üblichen Tänze, die ersten werden mit großer Anmuth und Leichtigkeit durchgeführt, das Walzen aber geht nicht sonderlich von Statten, man sieht es, der Tanz ist hier fremd. Ein gereister Herr wollte versuchen, eine gewöhnliche Ekossaise aufzuführen, aber weder die Musiker noch die Tanzenden konnten damit fertig werden, und der Tanz endete unter lautem Gelächter ehe er noch recht angefangen war. Die Aschermittwoch, welche sonst in katholischen Ländern das Ende aller dieser Freuden plötzlich herbeiführt, ging hier unbemerkt vorüber, denn das Volk war zu sehr im Taumel befangen, um gleich stille stehen zu können, und es besuchte die Maskeraden nach wie vor bis gegen die Mitte der Fasten. Die höheren Stände aber zogen sich zurück, bei ihnen war eben Devotion Mode geworden, die wohl von echter Frömmigkeit zu unterscheiden ist.

Viele moderne Frommen eiferten gewaltig über das, durch eine lange Reihe der größten Zügellosigkeit ge-

weihter Jahre, verwilderte Volk. Dieses hingegen wußte sich in die längst vergeßnen kirchlichen Gebräuche und Einschränkungen nicht mehr zu fügen, und der Bischof hatte noch zu wenig Gewalt, um kräftig durchzudringen und die alte Ordnung wieder herzustellen. Sehr weislich aber arbeitete er im Stillen daran, sein altes Ansehen wieder zu gewinnen; die Messe ward, Dank seinen Bemühungen, schon wieder eifrig besucht, es wurde sogar Mode hinzugehen, und damit ist in diesem Lande Alles gewonnen.

Eine große glänzende Procession zog an einem Sonntag der Fasten durch mehrere Straßen bis zur Kathedralkirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward, um Gott für die Wiederherstellung der katholischen Kirche zu danken. Leute aus allen Ständen folgten dem Zuge, und diese in die Augen fallende Feierlichkeit hat gewiß damals der Kirche viele Herzen wieder zugewendet. Die hier wohnenden Fremden sind größtentheils der protestantischen Religion zugethan; sie haben ihre eigne Kirche, die aber, ohne alle äußere Zeichen eines Gotteshauses, tief versteckt in einem Winkel liegt. Die Thüre, welche hineinführt, ist die engste und niedrigste, so man sich denken kann.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der Jahrmarkt.

Ein ächtes südliches Volksfest ist dieser Jahrmarkt, der gerade auf die Zeit des ersten erwachenden Frühlings, zu Anfange des Märzmonats fällt. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe freuen sich schon Wochen vorher auf diese fröhliche Zeit. In Hinsicht des Kaufens und Verkaufens ist der Jahrmarkt zwar nicht bedeutend, wohl aber in Hinsicht des allgemeinen Jubels, dessen Haupttummelplatz der große Raum vor der Börse ist. Ihn theilt eine Reihe Buden in zwei ungleiche Theile, so lange der Jahrmarkt währt. Die kleinere Hälfte desselben, dicht vor dem Börsengebäude, ist während der Zeit die Lieblings-Promenade der feineren Welt; die größere, die sich bis an den Strom erstreckt, bleibt dem Volk und seinen Freuden überlassen.

In dem innern Raum der eigentlichen Börse, in der ihn umgebenden Gallerie und dem daran stoßenden großen Saal stehen lange Reihen unzähliger Buden, in welchen allerhand Waaren feil geboten werden. An Auersbachshof, überhaupt an die Leipziger Messe darf hiebei freilich nicht gedacht werden, denn Alles, was man hier zum Verkauf ausgestellt sieht, ist selten von hohem Werth, aber die Mode treibt den-

noch alle Welt dorthin, besonders Vormittags von ein bis drei Uhr. Man stößt, man drängt einander, man athmet Knoblauchsduft; hundert zugleich schreiende Stimmen betäuben das Ohr; man arbeitet sich mühsam durch das Gewühl zu Bekannten, und wird durch die zuströmende Menge im Moment, da man sie anreden will, wieder von ihnen getrennt. Das ist die ganze Freude, aber dennoch geht alle Welt hin, eben weil jedermann hingeht, und niemand zu Hause bleiben mag.

Ist man dieses Vergnügens endlich müde, so begibt man sich hinaus auf den Platz dicht vor dem Gebäude, zu einer Art Revüe der ganzen Gesellschaft. Freilich brennt dort die Frühlingssonne ganz umbarmherzig, und Düngerhaufen umgeben, statt Bäume und Blumen, die Promenade, auf der kein Grashalm keimt. Auch der Staub ist entsetzlich, doch niemand achtet aller dieser Unbequemlichkeiten, denn eine schönere Gelegenheit, elegante Morgenanzüge zu sehen und zu zeigen, gibt es in der Welt nicht. Wer müde ist, miethet für einen Sous einen der unzähligen Strohsessel, welche eine Menge alter Weiber zu diesem Zweck mit gellender Stimme ausbieten. Eine lange, bunte Reihe von Beobachtenden bildet sich sehr bald; die Andern wandeln umher,

stellen sich in kleine Gruppen, die schnell wieder zerstieben, nicken hier einem Bekannten, und rufen dort einem ihr Adieu! aus der Ferne zu. Denn Adieu ist in Bourdeaux die Begrüßungsformel beim Kommen oder beim Wiedersehen, nicht beim Scheiden. So dreht man sich im bunten Wirrwarr herum, bis die Stunde schlägt, die alle Welt nach Hause zum Mittagsessen ruft.

Anders geht es auf der zweiten, dem Volk überlaßnen Hälfte des Platzes her. Dort währet die Freude ununterbrochen fort bis zum Abend. Matrosen aus allen Weltgegenden, wild aussehende, in Schaffelle gehüllte Bewohner der Steppen um Bourdeaux, der sogenannten Landes, Poissarden, Weingärtner, Mädchen und Weiber vom Lande und aus der Stadt, in der buntesten Sonntagstracht, kurz Alles, was nur in und um Bourdeaux athmet und lebt, treibt sich dort im wildesten, lustigsten, buntesten Gewimmel umher. Man ißt und trinkt, man schreit und lacht und tanzt nach dem Tambourin und der Pfeife oder dem Schall einer verstimmten Geige, daß der Staub hoch in die Luft wirbelt. Dazwischen dudeln die vielen Drehorgeln, schreien die Guckkasten-Männer ihre Wunder aus. Im Ganzen übersehen, ist dieser Anblick der tollste und lustigste,

der sich erdenken läßt, im Einzelnen gewährt er unendliche Abwechselung. In einem Winkel spielen Hunde eine Komödie, Polischinello in seinem Häuschen quikt dazwischen. In einem andern Winkel tanzen abgerichtete Ziegen ein Ballet, in einem dritten exerciren Affen auf's Kommando, und ziehen vor der schönsten Demoiselle den Hut ab, und ein Paar ganz erstaunte Bären drehen sich mitten unter alle dem Spektakel nach dem Schall des polnischen Dudelsacks schwerfällig herum.

Alles wird gesehen, bewundert, belacht. Da ertönen auf einmal ein Paar ganz erschreckliche Geigen, Pfeifen, Trompeten und das beliebte Tambourin; sie künden etwas Ungemeines an, das Volk macht Platz, und hoch auf einem mit bunten Bändern geschmückten Maulthiere kommt eine schöne, roth und weiß geschminkte, halb türkisch, halb bäurisch gekleidete Dame angeritten. Glänzende Flitterblumen und blitzende Zitternadeln von Glas schmücken ihr hochfrisirtes, schneeweißgepudertes Haupt. Sie hält, die sie begleitende Musik schweigt, und nun preist sie mit sonorer Stimme ihre unschätzbaren Medikamente an, besonders die köstlichsten Schönheitsmittel, welche allen Zerstörungen der Zeit Trotz bieten und die älteste Matrone in wenigen Stunden zum jüngsten Mädchen

umwandeln. Ein gewaltiges Drängen entsteht nach vollendeter Rede um sie her; Alles will kaufen, man schreit, man stößt einander, und die weise Frau hat kaum Hände genug, um alle ihre Kunden zu befriedigen. Von seinem nahen, aus einem großen Tisch bestehenden Theater macht der Wunderdoktor, im prächtig mit Gold besetzten Scharlachkleide, einen langen Hals, und schießt wüthende Blicke auf die Frau Kollegin. Weiter hin flattern auf langen Stangen bunte Bilder von Zwergen, Riesen, fremden Thieren hoch in die Luft. Die Eigenthümer dieser Seltenheiten schreien vor ihren Buden wie besessen, entrez, mesdames, entrez, l'on va justement commencer! Kleine Savoyardenbuben laufen wie die Wiesel zwischen dem Getümmel, und preisen ihre marmotte en vie mit lauter Stimme an, andere hocken vor cylinderförmigen Kasten, auf welchen ein beweglicher Zeiger die Zahl der Makaronen, Zuckerplätzchen, überzognen Mandeln bestimmt, die der gewinnen kann, welcher ein paar Sous daran wagen will. Diese Knaben haben immer einen großen Kreis von Gewinnlustigen um sich her, nicht etwa nur von Kindern; große, bärtige Bauern, Lastträger, Basken sitzen halbe Stunden da und versuchen ihr Heil mit dem nämlichen Eifer, wie die Würfelspie-

ler der höheren Klassen. Die braunen, südlichen Gesichter, die blitzenden Augen, die Herkules = Gestalten der Bauern und Schiffer, dazwischen die frischen Landmädchen mit ihren platten Hüten von Stroh oder Filz auf dem einen Ohr, geschmückt mit bunten Bändern, die Stadtmädchen mit ihren hohen Dormeusen, kurz das ganze Gewirre voll Leben gibt ein Bild, dem keine Beschreibung genügen kann. Die mannigfaltigsten Gruppen bilden und zerstreuen sich in einem Augenblick, das Gedränge, der betäubende Lärm erlaubte uns nie, lange auf diesem Platz zu verweilen, aber unwillkürlich kehrten wir doch immer wieder zurück zu dem uns Nordländern ganz fremden Anblick des ächt südlichen Lebens.

Reise von Bourdeaux nach Montpellier.

Nach einem Aufenthalt von beinahe zwei Monaten ward es uns schwer, unsre freundliche Wohnung in Bourdeaux und so manche uns in der Zeit werth gewordne Bekannte zu verlassen. Trennungen dieser Art sind indessen das Loos des Reisenden, die öftre Wiederkehr derselben gewöhnt ihn allmählig daran, so daß er jedesmal mit leichterem Herzen scheidet. Ob dies aber ächter Gewinn für ihn sey? ist eine Frage, die sich wohl nicht leicht entscheiden läßt.

Unsre Abreise von Bourdeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonats. Die Luft war warm, wie bei uns im Juni, Alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht; die Weinreben allein sahen noch winterlich aus. Durch eine sehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig sandigen Wegen erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns indessen hier in einer Fähre übersetzen lassen mußten, so beschlossen wir,

die Nacht dort zu bleiben, und wählten einen dicht am Strom gelegnen Gasthof zum Nachtquartier, um morgen bei der Ueberfahrt gleich am Ufer zu seyn. Man nahm uns sehr bereitwillig auf, und führte uns gleich in unser Zimmer. Festons von Blumenkohl, Zwiebeln und Knoblauch mit geräucherten Schincken befestigt, dekorirten hier die Wände; nasse, zum Trocknen aufgehängte Wäsche diente statt der Tapeten, und große Haufen von türkischem Waizen befanden sich in den Ecken statt des Sofas. Das war uns denn doch zu idyllisch häuslich; wir eilten davon, so schnell wir konnten, und fanden noch zum Glück ein anständigeres Quartier im obern Theil der Stadt.

Festlich gekleidet sahen wir am nächsten Morgen in aller Frühe die Bewohner des Städtchens zur Kirche gehen. Es war Palmsonntag; alle trugen grüne Zweige in den Händen, um sie, dem kirchlichen Gebrauch des Tages gemäß, vom Priester weihen zu lassen. Eine ächte Frühlingsfeier an diesem wunderschönen Morgen. Auf dem Markte standen große Körbe voll der herrlichsten Blumen zum Verkaufe ausgestellt. Hyazinthen, Tazetten, Jonquillen von seltner Schönheit, in höchster Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Für wenige Sous erhiel-

ten wir einen großen Straus der auserlesensten Blumen, an denen wir uns den ganzen Tag erfreuten. Von der Fähre entzückte uns die Aussicht auf das malerisch am Abhange eines sanft sich erhebenden Hügels gebaute Städtchen und auf die wie ein fruchtbarer großer Garten es rings umgebenden Anhöhen. Blühende Obstbäume und Hecken, Kornfelder, die fast schon Aehren trieben, prangten von allen Seiten zwischen eben knospenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feierliches Glockengeläute durch das unaufhörliche Singen und Zwitschern der Vögel, die sich lustig im Sonnenschein herum tummelten und ihre Nester beschickten. Alles feierte das schöne Erwachen der Natur, stilles Glück, bescheidner Ueberfluß lächelten uns aus jedem Winkel dieses grünenden, duftenden Edens entgegen, und nie fühlten wir uns so rein beseligt durch den bloßen Anblick der uns umgebenden Gegenstände, als an diesem herrlichen Morgen.

Das zufällige Zusammentreffen mit einigen Bekannten aus Bourdeaux im freundlichen Städtchen Tonneins war uns in dieser glücklichen Gemüthsstimmung doppelt erfreulich. Nach Tische setzten wir unsern Weg weiter fort durch das an mannigfaltigem

Reiz sich immer gleichbleibende, herrliche Land. Die edelsten Arten des Bourdeauer Weines wachsen in der Gegend, durch welche wir an diesem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande so erfreulich anzusehende Wohlhabenheit, die wir bis jetzt in Frankreich oft vermißten. Der Abend war schön, wie der Morgen, und damit nichts die Freude dieses Tags uns störe, so fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen, im Gasthofe der Madame Castain, alles so bequem und gut, als wir es nur immer wünschen konnten, obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Agen liegt höchst reizend. Schöne Alleen ziehen sich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Orts, nach französischer Sitte, fleißig zum Spazierengehen benutzen. Diesen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen und in den Alleen kein Ende, bis tief in die mondhelle Nacht hinein. Madame Castain ließ sich indessen von dem Gewühl in ihrem Hause nicht abhalten, uns bei Tische selbst sehr aufmerksam und gefällig zu bedienen. Die gute Frau erinnerte uns bei ihrem Eintritt auf komische Weise an Iphigeniens

Ausruf: „wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt!“ denn ihr erstes Wort war die Versicherung, sie sey die einzige Tochter des berühmten Tavernier von Nerac.

Sie hätte auf viele Reisende aus unserm Vaterlande stoßen können, denen dieser große Name, trotz seiner Berühmtheit, unbekannt blieb, und wäre dadurch in die peinliche Verlegenheit gekommen, etwas erläutern zu müssen, was sie für weltbekannt hielt. Wir aber kannten zum Glück den großen Mann, wir hatten seinen Namen oft auf den Monumenten seiner Thaten mit unauslöschlichen Zügen eingebrannt gelesen, auf den Terrinen nämlich, welche die köstlichen Trüffelpasteten umgeben, die unter dem Namen der Pâtés de Perigueux selbst bis Rußland und Amerika versendet werden. Daß wir durch diese unsre Kenntniß das Herz seiner Tochter sogleich gewannen, ist natürlich. Mit holdseliger Beredsamkeit erwiederte sie das ertheilte, gerechte Lob mit der Versicherung, sie sey die einzige Erbin des großen Geheimnisses ihres Vaters, warnte uns vor ihrem, in der Nähe, aber von ihr getrennt lebenden Mann, der ihr die Pasteten nachpfuschen wolle, obgleich sie ihm nie die Art ihrer Bereitung vertraut habe, und bewog uns zuletzt, eins ihrer Kunstprodukte mit auf die Reise zu

nehmen. Wir befanden uns in der Folge sehr wohl bei diesem Entschluß und rathen jedem uns nachfolgenden Reisenden, ein Gleiches zu thun.

Die Gegend hinter Agen verschönert sich beinahe mit jedem Schritt. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichsten Waizenfelder und eine unglaubliche Menge prächtiger Obstbäume. Große Pfirsich- und Aprikosen-Bäume stehen hier am Wege, gleich den Apfelbäumen an der Bergstraße. Wie betrunken summten taumelnde Bienen in dem Meer von Blütenduft, uns ging es fast nicht besser, denn die reiche Fülle, der liebliche Reiz dieser himmlischschönen Gegend ist unbeschreiblich.

Ein Haupterzeugniß dieses Theils von Frankreich sind die hier in ungeheurer Menge wachsenden Pflaumen, die, getrocknet in kleine, längliche Kisten gepackt, in alle Welt bis in den fernsten Norden versendet werden. Man kennt sie überall unter dem Namen der Katherinen- oder auch der französischen Pflaumen. Die deutschen getrockneten Zwetschen geben keine Idee von der saftigen Größe und Süße dieser köstlichen Frucht.

Croquelardit, ein kleines Dörfchen, ist die erste Station von Agen aus. Es hat eine ent-

zückende Lage am Ufer der hier weit schmälern, lieblich sich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felsen ihr stolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort, und die Gegend gewinnt, bei aller Fruchtbarkeit, einen ernsten Charakter. Nie sahen wir idyllischen Reiz und romantische Größe in so innigem Verein; dunkle Ruinen uralter Schlösser drohen von den Gipfeln steiler Felsen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten schmiegen sich an die Abhänge derselben, bis hinunter an's Ufer des silberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier schon die Nähe der spanischen Grenze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbst die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes, spanisches Ansehen. Die Männer tragen viel weite, runde Mäntel, große, vorn aufgeschlagne Hüte, und darunter ein farbiges Netz; so begegneten sie uns oft auf hohen Maulthieren reitend. Die Volks-Sprache in Languedoc nähert sich auch mehr der spanischen, sie hat einen schönen, volltönenden Klang, war uns aber leider ganz unverständlich und

ist es auch jedem in dieser Provinz nicht einheimischen Franzosen. Je weiter wir kamen, je herrlicher wurden die Umgebungen, so daß wir bei Malanze nicht länger im Wagen ausdauern mochten und zu Fuße eine Strecke vorausgingen, während die Pferde gewechselt wurden. Zwischen hohen Weinbergen zieht sich der Weg beträchtlich in die Höhe, wir verließen ihn und verfolgten einen seitwärts hinaufführenden Fußsteig, auf dem wir, zu unsrer großen Freude, vielleicht den interessantesten Punct dieser Gegend erreichten. Wir standen auf einem Rebenhügel und blickten hinab in eins der lieblichsten, blühendsten Thäler voll zerstreut liegender, kleiner Hütten, durchströmt von einem silberhellen, ziemlich bedeutenden Fluß. Es war wieder unsere alte Freundin, die Garonne, welche auch dies stille Plätzchen verschönte, wie wir späterhin erfuhren. An der andern Seite des Thales, uns gegenüber, erhebt ein steiler Felsen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schlosses oder eines Klosters wie eine Krone ziert. Gern hätten wir von einer alten, freundlichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verständigen; nicht einmal den Namen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verstehen, so durchaus unähnlich war ihre Sprache der französischen.

Ein schnell aufsteigendes Gewitter nöthigte uns, früher, als wir es wünschten, den Wagen aufzusuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chaussée haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber und Alles strahlte und duftete, von ihm erfrischt, nur um so herrlicher.

Bei Moissac mußten wir uns abermals in einer Fähre über den Strom setzen lassen. Die Gegend hier herum erinnerte uns durch ihre Aehnlichkeit mit den schönen Elbgegenden bei Meißen sehr lebhaft an unser deutsches Vaterland. Bei Moissac und auch schon früher auf dem ganzen Wege begegneten uns mehrere Male zehn bis zwölf Menschen, die immer zu zwei und zwei, mit einer Kette um den Hals an einander geschmiedet, einhergingen, und von einigen bewaffneten Reitern vorwärts getrieben wurden. Wir hielten sie für Verbrecher, wunderten uns nur über ihre große Anzahl und daß sie von Marseille zu kommen schienen, anstatt dorthin auf die Galeeren gebracht zu werden. In Castel-Sarrasin aber bemerkten wir wieder einen solchen Transport, und fragten. Man antwortete uns: „Ce sont des Volontaires.“ Wir staunten und erfuhren endlich, daß diese Gefesselten Conscribirte seyen, welche man auf diese Weise

der Bahn der Ehre zuführte. Das waren also die jungen Helden, die Blüthe des Landes, von denen die französischen Zeitungen rühmten, daß ihr kriegerisches Feuer, ihr Eifer, dem Vaterlande zu dienen, kaum zu mäßigen seyen! Im Sommer des Jahres 1814 gedachten wir oft dieser Armee, wenn wir die jeune Garde mit blutenden Füßen und von den Riemen der Tornister wund geriebnen Schultern durch das Thor von Weimar einziehen sahen.

Castel-Sarrasin ist ein kleiner Ort, wahrscheinlich ehemals eine Festung gewesen, denn man sieht noch die Spuren alter Mauern und Thürme. Das sehr heftig gewordne Gewitter nöthigte uns, mehrere Stunden dort zu verweilen; zum Glück trafen wir einen Mann, der verständliches Französisch sprach, und wir benutzten die Gelegenheit, uns nach manchen Dingen zu erkundigen, über die uns unterweges niemand hatte Auskunft geben können, da wir die Sprache des Landes nicht verstanden.

Unsre erste Frage war die nach den Gefesselten gewesen; unsre zweite betraf die vielen Ruinen alter Schlösser, die wir in diesen Tagen erblickt hatten. Mit Entsetzen vernahmen wir, daß diese Trümmer nicht Ueberbleibsel längst vorübergegangner Jahrhun-

derte wären, wofür wir sie gehalten. Noch vor wenigen Jahren standen diese Schlösser unversehrt, von den angesehensten und edelsten Familien des Landes bewohnt, die hier auf den durch viele Jahrhunderte hindurch auf sie vererbten Stammhäusern ihrer Ahnen in Glück und Freude lebten. In den ersten furchtbaren Zeiten der Revolution fielen die stolzen Gebäude als Opfer der zügellosen Volkswuth. Rauchflammen und der dieser Nation vor allen andern eigne, muthwillige Zerstörungsgeist gaben den noch vor kurzem weit in's Land hinein hell schimmernden Mauern das uralte, schwarze Ansehen, welches uns täuschte. Wir freuten uns jetzt dieser Täuschung; denn der Gedanke an die hier von zum Theil noch lebenden Menschen begangenen Gräuelthaten, in dem von der Natur so hoch begünstigten Lande, hätte uns den Genuß dieser schönen Tage gewiß getrübt und verkümmert. Von den unglücklichen Eigenthümern der Schlösser konnte man uns nichts Bestimmtes sagen. Viele sind an ihrem eignen Heerde von ihren Bauern ermordet, andre zum Richtplatz geschleppt worden, die übrigen in's Ausland entflohen und wahrscheinlich im tiefsten Elend zu Grunde gegangen.

Es war spät Abend geworden, ehe wir Castel-Sarrasin verlassen konnten, und erst in tiefer Dunkel-

heit erreichten wir unser Nachtquartier in Montauban. Die Gegend bis dahin ist zwar sehr fruchtbar, besonders reich an Kornfeldern, aber flach und weniger interessant; deshalb trösteten wir uns leicht darüber, daß wir einen großen Theil des Weges bei Nacht zurücklegen mußten. Im Hôtel des Ambassadeurs in Montauban wären wir recht gut aufgehoben gewesen, denn an die hier, wie überall im Süden, vorherrschende Unreinlichkeit fingen wir allgemach an uns zu gewöhnen; nur das Geräthe in unsern Zimmern erregte in uns eine peinliche Empfindung. Fast jedes Stück desselben sah aus, als wäre es aus jenen zerstörten Schlössern geraubt; keines paßte zum andern; vieles trug Spuren ehemaliger Pracht, und manches dagegen war nur zum nothdürftigen Behelf bäurisch zusammen gezimmert. Vergoldete, mit künstlichem Schnitzwerk reich verzierte Bettgestelle standen in unsern Zimmern, die aber sichtliche Spuren gewaltsamer Zerstörung trugen, besonders an den ehemals reich vergoldet gewesenen, halb weggeschnittnen adeligen Wappen, deren Ueberreste noch am Kopfende des Bettes sichtbar waren. Schwere seidne Gardinen, mit großen goldnen Blumen durchwirkt, hingen zerrissen und voller Flecken unordentlich um sie her. Die Flecken waren vielleicht Blut der in diesen Betten Ermor-

deten; ein Gedanke, der uns so grausend ergriff, daß wir hier keine Ruhe finden konnten. Die Bilder der ehemaligen Eigenthümer dieser gesunkenen Pracht verfolgten uns unablässig. Wo waren sie, die sonst hier ruhten, in dieser noch immer gewitterschweren, stürmischen Nacht? Vielleicht im Grabe, vielleicht in einer elenden Hütte auf einem Lager von Stroh! Wie wandelbar ist irdisches Glück! wie vergänglich menschliche Größe!

Wir freuten uns des anbrechenden Tages, um sobald als möglich einen Ort zu verlassen, der so peinliche Empfindungen in uns rege machte; überdies wünschten wir sehr, Toulouse noch vor Mittag zu erreichen. Die in diesen Gegenden sehr bedeutende Stadt Montauban schien uns beim Durchfahren recht groß, und nach südlicher Art wohlgebaut; wir kamen an mehreren großen Gebäuden und recht ansehnlichen hohen Häusern vorbei. Das Land rings umher ist zwar sehr fruchtbar und angebaut, aber flach. Näher an Toulouse erheben sich wieder fruchtbare Hügel, Alles wird schöner, reizender; und herrliche große Bäume, wie wir von Castel-Sarrasin bis hieher nur wenige sahen, schmückten die unaussprechlich freundliche Gegend, welche der schiffbare Kanal von Languedoc und

die in malerischen Krümmungen nahe an der Stadt hinströmende Garonne noch verschönern.

Die ziemlich große Stadt Toulouse ist sehr volkreich und lebhaft. Viele schöne Häuser zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Einwohner, aber die Straßen sind auch hier sehr enge und winklig, und der dem Lande eigne Haß gegen alle Ordnung und Reinlichkeit scheint in dieser Stadt auf's höchste gestiegen. Wir bemerkten nur wenige große freie Plätze, die sonst das Uebel einigermaßen mildern. Eine breite, mit hohen Bäumen besetzte, schöne Allee führt an den Kanal, der hier das mittelländische Meer mit der Garonne, und durch sie mit dem Ocean vereinigt. Toulouse wird dadurch in den Rang bedeutender Handelsstädte erhoben, besonders für den innern Verkehr des Landes, und man sieht die glücklichen Folgen davon an dem augenscheinlichen Wohlstande, der hier in allen Klassen zu herrschen scheint. In den Straßen sahen wir viel Leben, viel wohlgekleidete Leute, und besonders viele schöne, auffallend geschmackvoll gekleidete Frauen und Mädchen mit der den Französinnen eignen Grazie und Leichtigkeit über die schlüpfrigen Steine hinschweben. Auch bemerkten wir glänzende Läden und Magazine, angefüllt mit Allem, was Luxus

und Mode erheischen, und zu unserm großen Erstaunen eine Menge von Buchläden, die alle, wenigstens mit der Litteratur ihres Landes, reich versehen schienen. Der gesellige Umgang in Toulouse wird allgemein gelobt, unser Aufenthalt in dieser Stadt war indessen zu kurz, um Bekanntschaften zu machen, die hier dem Fremden, wie man sagt, nicht schwer zu finden sind. Wir begnügten uns also mit der bloßen Außenseite und können über das inn're Leben nicht urtheilen.

Toulouse ist reich an schönen Spaziergängen und Alleen, aber das Gewitter hatte die Luft nur zu sehr gekühlt, der Wind wehte eiskalt, wir froren, durch die nächstvergangnen warmen Tage verwöhnt, vielleicht etwas mehr als billig war, und wunderten uns sehr, jetzt auf einmal wieder das Kaminfeuer nicht entbehren zu können. Indessen besuchten wir doch eine sehr schöne Promenade an der Seite der Stadt, welche der zum Kanal führenden Allee gegenüber liegt. Ueber eine lange prächtige Brücke, die sich hier über die Garonne hinwölbt, gelangten wir zu einer zweiten großen Allee. Am Ende derselben liegt die ganze Stadt, der darin längs dem Strom sich hinziehende, vom Gewühl des Handels belebte Quai, der Kanal, und die reiche Ebene, sodie Stadt umgibt, wie ein Pan-

rama ausgebreitet vor dem entzückten Blick. Blaue Gebirge begrenzen ganz in der Ferne die wunderschöne Aussicht, und an den vielen umherstehenden Sitzen bemerkten wir, daß dieser unbeschreiblich liebliche Platz den Toulousern an warmen Sommerabenden wohl oft zum Vereinigungspunkt dienen mag. Der Languedoker Kanal zog hier besonders unsre Aufmerksamkeit auf sich. Mit Recht ist er der Stolz der Bewohner dieses Landes; er hat unermeßliche Summen und Arbeit gekostet, und obgleich er nur kleine Schiffe auf seinem Rücken trägt, so ist er doch von unschätzbarem Nutzen, besonders für die Verbindung des südlichen Frankreichs mit dem nördlichen. In diesem von Bergen durchschnittnen Lande stellten sich seiner Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die man in einem flachen Lande, wie Holland ist, nicht kennt. An einigen Stellen führen ihn Wasserleitungen von einem Berge zum andern; zuweilen mußte er durch das Inn're der durchgehauenen Felsen geführt werden, und selbst ihm das nöthige Wasser zu verschaffen, grenzte oft an das Unmögliche.

Toulouse besitzt auch ein Museum, oder besaß es wenigstens damals, wie Paris mit geraubten Kunst-Schätzen so überfüllt war, daß jede bedeutende

französische Stadt zum Ableiter dienen und das weniger Vortreffliche annehmen mußte, um nur in der Hauptstadt für das Auserlesenste Raum zu machen.

Wir versäumten nicht, uns wenigstens durch einen Besuch eine allgemeine Uebersicht dieses Museums zu verschaffen. Das Lokal besteht aus einem einzigen sehr großen langen Saal, in welchem viele Bilder, ohne sonderliche Wahl noch Hinsicht auf Beleuchtung, an den Wänden hingen. Mehrere junge Künstler, unter ihnen auch Damen, beschäftigten sich darin sehr ernstlich mit Kopiren und Zeichnen. Unter den Gemälden waren viele zum Theil gute Kopien der berühmtesten Werke der italienischen Schulen und einige ganz vortreffliche kleine niederländische Originale zwischen einer Menge zusammengerafften Wustes. Handzeichnungen von sehr verschiednem Werth hingen hier und da zwischen den Gemälden, unter andern der Kopf des Cenci, sehr schön in schwarzer Kreide gezeichnet, angeblich von Mengs. Eine Tafel, die fast die ganze Länge des Saals einnahm, war mit dem buntesten Allerlei gedrängt voll überladen. Da standen Gipsabgüsse der berühmtesten Büsten der Antike neben egyptischen Alterthümern, Aschenkrügen, Vasen aus dem Herkulaneum, und einer Anzahl Lam-

pen, Hausgöttern und dergleichen kleinern Ueberresten vergangner Zeiten. Auch bemerkten wir mehrere kleine Statuen und Büsten von Marmor und Bronze, antike und moderne, darunter manches Gute, ja sogar Vortreffliche. Nur eine ordnende, leitende Hand, ein mit verständigem Blick wählendes Auge schien hier zu fehlen, um Alles zu einem zweckmäßigen Ganzen zu ordnen. So glich der Saal einer großen Rumpelkammer, die einer Reinigung gar sehr bedurfte.

Abends besuchten wir das Theater. Das Schauspielhaus ist nicht groß, nicht schön und dabei so schmuzig, daß wir beinahe gleich wieder umgekehrt wären, besonders da uns beim Eintritt in die Loge der fürchterlichste Knoblauchsgeruch entgegen strömte und uns fast den Athem benahm. Wir lebten eben in der Zeit der strengsten Fasten, in der Charwoche, in welcher alle diese frommen Christen noch einmal so viel von ihrer Lieblingswürze zu sich nehmen, als gewöhnlich. Indessen versuchten wir doch, unsern Widerwillen gegen den uns überall verfolgenden Feind zu überwinden, und blieben da. Wir thaten sehr wohl daran, denn das Theater von Toulouse steht mit dem von Bourdeaux gerade in umgekehrtem Verhältniß. Dort fanden wir das Schauspielhaus sehr prächtig, und

die Schauspieler kaum mittelmäßig, hier schaffte uns in einem sehr uneleganten Lokal eine alle unsre Erwartungen übertreffende Vorstellung einen sehr angenehmen Abend. Nur der Anfang derselben war nicht sehr erfreulich, denn halb ärgerlich, halb lachend über unser eignes Mißgeschick, mußten wir auch hier ein albernes, langweiliges Ding von einer kleinen Oper sehen, das uns schon auf der ganzen Reise mit seiner jämmerlichen Musik und faden Sentimentalität verfolgt hatte. Es heißt la Jambe de bois, und überall wie hier, in Bremen, in Holland, in England, in Brüssel, war auf allen Theatern dies verwünschte hölzerne Bein das erste, was uns entgegen kam. Zum Glück nimmt es nicht viel Zeit weg, und diese benutzten wir, die sehr zahlreich versammelten Zuschauer zu betrachten, wobei uns abermals die große Anzahl hübscher Frauen und ihre einfache geschmackvolle Kleidung auffallend war. Dem hölzernen Bein folgten die Erben, ein auch in Deutschland bekanntes, sehr unterhaltendes Lustspiel von Dumoustier. Es ward außerordentlich gut gespielt, vor allen bestätigte der Schauspieler, welcher den Bedienten darstellte, unsern Glauben an das komische Talent der Franzosen und die ihnen fast angebohrne theatralische Gewandheit. Les Prétendus, eine große komische Oper in einem Akt,

mit Musik von Paesiello, machte den Beschluß. Diese Oper erhält sich schon seit vielen Jahren mit großem Beifall auf allen französischen Theatern. In Deutschland ist sie, unsers Wissens, nie auf die Bühne gebracht worden, würde auch, ohnerachtet der sehr schönen Musik, wohl schwerlich gefallen. Der gar zu französische, triviale Inhalt des Stücks kann nur durch das leichte, schnelle Spiel gehoben werden, in welchem die Franzosen Meister sind, und das bei uns so selten sich findet, am wenigsten bei Sängern, wie diese Musik sie erfordert. Das Recitativ würde uns auch zu einer so alltäglichen Intrigue unpassend scheinen, und ohne dasselbe sänke der Dialog zum Nichts herab. Ein Mädchen hat drei Verehrer, die um ihre Hand werben; der eine unter ihnen ist der Liebling des Vaters, der andre der Mutter, der dritte ihr eigner. Alle drei sind in einem Tage geladen, ihre Ansprüche geltend zu machen; sie verlangt mit jedem eine besondere Unterredung, und weiß, mit Hülfe ihres Kammermädchens, in diesen einzelnen Zusammenkünften die beiden ihr verhaßten Liebhaber dermaßen in Angst und Schrecken zu versetzen, daß sie freiwillig ihre Ansprüche aufgeben, und ihre Eltern dadurch bewogen werden, in ihre Verbindung mit dem von ihr Erwählten einzuwilligen. Dies ist der Inhalt des

Stücks; die Rolle des sehr koketten Kammermädchens ist gewöhnlich der Triumph der französischen Sängerinnen in diesem Fache. In höchster Vollkommenheit haben wir sie oft von der einst berühmten Madame Chevalier in Hamburg geben sehen. Auch hier spielte und sang die erste Sängerin sie mit vieler Grazie und ächtem Kunsttalent, und die ganze, gar nicht leichte Oper ward von allen Mitspielenden vorzüglich gut gegeben. Diese drei Stücke würden in Deutschland bei weitem die zu einer Vorstellung bestimmte Zeit überschreiten, in Frankreich aber geht das Spiel auf guten Theatern so rasch vorwärts, die Zwischenakte sind so kurz, oft kaum Minuten lang, daß dieser Uebelstand nicht so leicht eintritt. Beim Herausgehen aus dem Theater befanden wir uns in nicht geringer Verlegenheit; unser Miethbediente war nicht gekommen, uns abzuholen, Fiakers gibt es in Toulouse nicht, Sänften, von denen man uns versichert hatte, daß sie in Menge vor dem Theater ständen, waren dennoch nicht zu finden, und wir wußten nicht den Weg zu unserm Gasthofe. Wir mußten uns entschließen, in der tiefsten Dunkelheit durch das verworrene Labyrinth der Straßen auf gut Glück fortzuwandern. Hin und wieder trafen wir zwar eine Reverbere mitten in der Straße, diese aber blenden nur, statt zu erleuchten, weil

sie so weit von einander entfernt sind, daß man immer aus der dicksten Finsterniß in ihren glänzenden Lichtkreis tritt. Unser Gasthof, der größte in der Stadt, mußte allbekannt seyn, aber vergebens fragten wir die wenigen Leute, denen wir zuletzt begegneten, nach der großen goldnen Sonne. Viele standen uns nicht Rede, andre lachten uns aus, und einige schickten uns absichtlich noch mehr in die Irre. Die in solchen Fällen hülfreichen Nachtwächter gibt es leider in Frankreich nicht. So irrten wir also über eine Stunde umher, bis wir durch einen glücklichen Zufall, herzlich müde, vor unsʼrer Wohnung anlangten, mit dem festen Vorsatz, nie wieder in einer fremden Stadt uns auf unsern Ortsinn zu verlassen, und recht erzürnt über die ungefälligen Einwohner von Toulouse, die uns nicht hatten zurechtweisen wollen.

Es war unsere Absicht, sehr früh am Morgen abzureisen, um noch denselben Tag den merkwürdigen Wasserbehälter bei St. Feriolles zu sehen, welcher dem Kanal den größten Theil seines Wassers zuführt. Beim Aufstehen vernahmen wir zu unserm Verdrusse, daß die Thore der Stadt gesperrt und keine Pferde zu haben wären. Pichegrü's und George's Verschwörung gegen Bonaparte beschäftigte damals ganz Frankreich,

vor allen aber den neuen Kaiser. In allen Städten wurden Mitverschworne aufgesucht, und auch in Toulouse glaubte man wenigstens Verdächtigen auf die Spur gekommen zu seyn. Deshalb waren schon am Abend vorher die genauesten Haussuchungen angestellt, die Thore geschlossen, und strenge verboten worden, sie zu öffnen. Wir hatten von alle diesem nichts erfahren, da wir den Abend im Theater zubrachten; und so gern wir auch noch freiwillig einen Tag in Toulouse geblieben wären, so verdrießlich war uns dennoch dieser gezwungene Aufenthalt. Zu unsrer Freude wurden wir indessen schon um neun Uhr davon erlöst. Die Diligencen rollten, mit Gefangnen und ihren Wächtern besetzt, zum Thor hinaus nach Paris zu, und wir fuhren, so schnell wir konnten, den entgegengesetzten Weg über das ebene Land bis Castel-Naudary, wo wir noch zeitig genug anlangten, um gleich mit andern Pferden und Wagen nach St. Feriolles zu eilen.

Wir hatten bis dahin noch drei Posten vor uns. Der Wind wehte kalt, und graue Regenwolken hingen schwer vom Himmel herab, aber der Weg war, wie hier überall, vortrefflich, und die Gegend, durch die wir kamen, zuerst sehr angenehm. Gegen das Ende der Fahrt sahen wir uns von hohen Bergen umgeben,

der Weg ging steil hinauf, dann hinab, und nun waren wir in einem engen öden Thal, rings umschlossen von kahlen, steilen Felsen, an deren Südseite aber doch noch Wein gebaut wird. Wir verließen hier unsern Wagen und baten einen Bauer, der dort in seinem zwischen Felsen eingeklemmten Weingärtchen arbeitete, unser Führer zu werden. Der Mann sprach zum Glück Französisch, und führte uns willig durch die engen Windungen des immer schauerlicher werdenden Felsenthals, zu der netten kleinen Wohnung des Aufsehers der Wasserleitung. Dieser kam uns freundlich entgegen, ein eisgrauer Invalid, der selbst nicht mehr wußte, wie alt er war. Schon unter Ludwig dem Funfzehnten hatte er manchen Feldzug mitgemacht, manche Schlacht gefochten, viele Länder und Menschen gesehen; er war sogar im siebenjährigen Kriege in Deutschland gewesen, und hatte bei Roßbach die Deutschen kennen gelernt. Alles dies erzählte uns der gute freundliche Greis, mit aller Redseligkeit eines alten Franzosen und eines gewöhnlich einsam Lebenden, während er die Fackeln zusammen suchte, die uns auf unterirdischen Wegen leuchten sollten. Wir sahen uns indessen in seiner Wohnung um, in der er ganz allein mit einem jungen Mädchen, seiner Enkelin, in der abgeschiedensten Einsamkeit, nach einem

so unruhvollen Leben, das Ende desselben erwartete. Die kleine, recht reinlich gehaltene Hütte liegt in einem tiefen Kessel, rings umschlossen von öden Felsen, über welche noch höhere, nackte Felsenspitzen sich emporthürmen. Kein Baum, kein Strauch grünt in dieser Einöde, die nur in den längsten Tagen ein kurze Zeit verweilender Sonnenstrahl begrüßt, und die uns an Schottlands wildeste Thäler lebhaft erinnerte. Der graue Himmel, die matt ihn durchblickenden Strahlen der zum Untergang sich neigenden Sonne, welche die fernen hohen Felsenspitzen färbte, und das Heulen des Nordwindes, der, schauerlich pfeifend, durch Klüfte und Felsspalten tobte, machten die Aehnlichkeit mit jenen wilden Gegenden noch treffender, und versetzten uns plötzlich hier mitten aus dem lachenden Süden in des fernen Nordens düstre Gebirge.

Wir stiegen auf einem sehr steilen Fußwege eine kleine, ganz nah am Hause gelegne Anhöhe hinauf, bis an eine in den Felsen gehauene Thüre. Der Greis öffnete sie, zündete dann seine Fackeln an und führte uns eine lange, tief in's Inn're der Felsen gehauene Treppe, vorleuchtend, hinab. Nun befanden wir uns in einem nicht hohen, langen, kellerartigen Gewölbe, in dessen Hintergrund wir beim Schein der

Fackeln drei kolossale Krahne von Messing neben einander erblickten. Unser Führer drehte den einen davon um, und das den heftigsten Donner übertreffende Tosen des von uns ungesehen in den Grund der Erde hinabstürzenden Wassers erfüllte uns plötzlich mit unaussprechlichem, alle Sinne betäubendem Grausen. Es war als krache der Felsen über uns und drohe den Einsturz des Gewölbes; der Felsengrund unter unsern Füßen schien zu beben. Der Wiederhall in dem engen, niedrigen Gewölbe, das ungewisse Flimmern des Fackelscheins an dem grauen Gestein in diesem Grabesdunkel erhöhten unaussprechlich das Schauerliche der Scene, so daß wir fest überzeugt sind, auch die stärksten Nerven könnten nicht ausdauern, wenn alle drei Krahne zugleich geöffnet würden, was auch fast nie geschieht. Selbst das mächtige Sieden und Brausen des gewaltigen Rheinfalls machte auf uns nicht diesen fürchterlichen Eindruck. Dort, unter dem hohen Gewölbe des Himmels, sieht man den mächtigen Strom schäumend am Gestein zerstieben, sein Toben gleicht dem Donner Gottes und erhebt die Seele zu Gott in ehrfurchtsvoller Anbetung. Hier in dem einem Grabe ähnlichen Gewölbe gleicht dies ungeheure, durch den Wiederhall in's Unendliche verstärkte, unsichtbare Tosen dem Wüthen der Hölle; es beäng-

stigte uns so, daß wir beim Hinaustreten im Freien tief aufathmen mußten, mit dem Gefühl, als wären wir einer großen Gefahr entgangen. Draußen zeigte uns unser Führer, wenige Schritte höher hinauf, die Entstehung jenes entsetzlichen Brausens. Ein in den Felsen gehauenes, nicht sehr großes Becken versammelt hier das Wasser mehrerer, von höheren Felsen hinabgleitender Quellen. Das Gewölbe, aus welchem wir kamen, liegt gerade unter demselben, die Krahne schließen tief in's Inn're des Felsen gearbeitete Wasserleitungen, durch welche, wenn sie geöffnet werden, das Wasser hinabströmt in ein noch tiefer liegendes zweites Gewölbe, und aus diesem fließet es zuletzt im Freien dem Kanal zu.

Wir besuchten nun auch dieses, dem untern Thale näher liegende zweite Gewölbe. Es ist sehr lang und schmal, und im Hintergrunde desselben sahen wir das Wasser aus dem obern Gewölbe schäumend hinabstürzen. Brausend und wild strömt es in einem steinernen Kanal, der fast die ganze Breite der Höhle einnimmt, durch dieselbe hindurch, hinaus in's Freie, hinab in's Thal, über das Gestein hin, und fließt tief unten seiner Bestimmung zu. Auf den schlüpfrigen Steinplatten, welche diesen Kanal einfassen, schlichen wir,

dicht an die Felsenwand gedrückt, bis zu dem unterirdischen Wasserfall im Hintergrunde des Gewölbes. Das Brausen im Kanal vermehrte sein mächtiges Donnern; es war noch tobender als oben, aber es machte bei weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Ursache desselben vor unsern Augen sahen; denn nur das Unsichtbare vermag es, die Seele mit so tiefem Grauen zu erfüllen; was der Mensch sieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte schon, ehe wir von unserm guten, invaliden Eremiten schieden und wieder unsern Wagen bestiegen. Spät in der Nacht kamen wir nach Castel-Naudary zurück und fanden dort Alles zu unserm Empfange und unsrer Erholung bereitet. Ein großer, starker Mann, der sich schon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unsrer etwas ältlichen, sonst gar nicht übeln Frau Wirthin bei der Einrichtung unserer Fahrt nach St. Feriolles sehr geschäftig bewiesen hatte, kam jetzt, während unsers Abendessens herauf, zu fragen, wie es uns dort gefallen habe. Er schwatzte lang und breit, meinte, es sey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar Langeweile und wir fingen an, unter einander deutsch zu sprechen. Zu unserm Erstaunen aber begann er nun auch, sich in dieser Sprache recht gelau-

fig vernehmen zu lassen und behauptete mit ächt österreichschem Accent: er habe „unſ're Gnoden" halter oft in Warschau gesehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien sieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität? das verschwieg er bescheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlassen, daß man im fremden Lande unſ're Sprache nicht verstehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Castel-Naudary einen Einwohner des Orts zu finden, der unſ'rer Mutterſprache so kundig wäre.

Bei noch immer trübem, rauhem Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichsten Chaussee, die es nur geben kann. Um das viele Berg- auf- und Bergabfahren zu vermeiden, sind ganze Strecken brückenartig gewölbt, kein Stein liegt im Wege, und der kleinste Abhang ist mit festen Brustwehren von Quadersteinen versehen. Wir kamen mehreren alten Wartthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbei; übrigens bot die Gegend wenig Abwechselung, bis wir Carcassonne vor uns liegen sahen.

Diese gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eignen alterthümlichen Anblick. Sie ist umgeben von

wunderlich gezackten, mit Wachtthürmen versehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längst vergangner Zeiten tragen. Aus Quadersteinen für eine Ewigkeit zusammen gethürmt, stehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geschwärzten Häuser in den engen, verworren durch einander sich schlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenster liegen in den dicken Mauern tief verborgen, die Fensterläden daran sind von außen angebracht und werden der Hitze wegen fast immer verschlossen gehalten. So finster und trübselig sehen alle Städte in diesem Theil von Frankreich aus. Auf den Straßen steht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein schmaler Streif des blauen Himmels sichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten über biegt. Des hier so nothwendigen Schattens wegen baute man die Häuser so nahe einander gegenüber, aber die Luft wird dadurch dumpf, drückend und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um so empfindlicher.

Das Leben in diesen Gegenden ist unglaublich wohlfeil; in dem Gasthofe, vor welchem wir in Carcassonne abstiegen, sahen wir unten im Hause die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll gesalzner Oliven und einen großen Krug mit Wein zum Frühstück versammelt. Dieser Anblick erregte in uns

den Wunsch, ein Gleiches zu thun; die Wirthin brachte uns eine große, weiße Flasche, die wenigstens so viel als drei unserer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen, süßen Weins, der zwischen Carcassonne und Béziéres wächst; sie hatte ihn für uns eine Viertelstunde weit holen lassen, und forderte dennoch für die Flasche nur acht Sous, ungefähr drei gute Groschen, obendrein sah die gute Frau bei der Forderung aus, als habe sie uns ihrer Meinung nach recht theuer zahlen lassen. Die Einheimischen geben nur drei Sous für eine solche Flasche Wein, und alle andre Lebensmittel stehen damit in gleichem Verhältniß. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken sind; unser Bediente kam nie recht zu seinen fünf Sinnen, so lange wir uns in diesen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcassonne wird die Gegend sehr gebirgig; der Weg windet sich durch öde, enge Thäler, zwischen kahlen, zackigen Felsen hin, die oft den Ausgang zu versperren scheinen. Hinter Cruscades schwindet fast jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräuter sprossen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felsenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die

ersten Olivenbäume, freilich nicht von so üppigem Wuchs, wie wir sie später bei Marseille und Toulon sahen, aber ihr Anblick freute uns doch sehr; denn wir sahen in ihnen Verkündiger des mildesten, schönsten Himmelstrichs in Europa.

Uns schien der Olivenbaum bei weitem nicht so häßlich, als einige neuere Reisende ihn beschreiben. Wahr ist es, er gleicht sehr den gemeinen Weiden, aber er bildet schönere, runde Kronen; sein immer grünes Laub ist schöner geformt, die blaugrünen Blätter sind an der untern Seite ganz weiß, und es sieht sehr artig aus, wenn der Wind die Zweige durchrauscht, und diese weiße Seite bald schillernd das Grün durchblitzt, bald sich darunter verbirgt.

Narbonne ist eine alte düstre Stadt, wie Carcassonne, nur schien sie uns etwas kleiner und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgesehen, aber die engen, dunkeln Straßen sahen so wenig einladend aus, daß wir keinen Spaziergang darinnen unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabei vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns also in unserm Gasthofe nach den Merkwürdigkeiten des Orts. Man nannte uns deren zwei, einen sehr berühmten Arzt, zu dem in be-

denklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advokaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wissen, und da wir glücklicherweise der Kunst jener beiden Herren nicht bedurften, so beschlossen wir, zu Hause zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land sehr fruchtbar, ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwischen unabsehlichen Waizenfeldern wächst hier Oel und Wein im reichsten Ueberfluß. Leider erfuhren wir es zu spät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Bézières einer der merkwürdigsten Stellen des Languedoker Kanals ganz nahe vorbei gekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochnen Berg, (la montagne percée) sehen können. Der Kanal geht dort durch ein, in den Fels gehauenes, großes Gewölbe. Von beiden Seiten desselben ist nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier aussteigen und ihr Schiff an Seilen hindurch ziehen, wie man es auch in Holland auf den Kanälen oder stromaufwärts am Rhein sieht. Die Perspektive durch den dunklen

Rahmen der Oeffnung des Gewölbes hindurch auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langsam hinwogende Menschenschiffelein müssen einen in seiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Bézières sagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott diese Stadt zum Wohnplatz erwählen würde, wenn er einmal zu uns herabsteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchsten Spitze eine der reichsten, weitesten Aussichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum ersten Mal aus der Ferne das mittelländische Meer seitwärts, wie dunkelblaue Wolkengebilde, die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete sich im Frühlingsglanz und aller Pracht südlicher Vegetation die reich angebaute Ebene aus, durchschlungen von einem silberhellen Strom, den man uns la Riviére d'Or, den goldnen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerstreut liegender, weißschimmernder Landhäuser, im Schatten dunkler Cypressen und unzähliger Obstbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landschaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht schöne, große Häuser, übrigens ist sie gebaut wie alle Städte

dieses Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend schöne Weiber, mit dunkeln, blitzenden Augen, wandelten hin und wieder, Alles schien fröhlich und guter Dinge, wie es sich in diesem schönen Lande gebührt. Der Anblick des Markts bewies uns augenscheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Drangen, Mandeln, Feigen und großer Rosinentrauben standen in Menge zum Verkauf, wie bei uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven, Kapern in solchem Ueberfluß, daß man sieht, wie alles dies hier zu den gemeinsten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt sich ziehende, schöne Allee bietet mehrere, sehr angenehm wechselnde Aussichten, am schönsten aber ist die von der nah am Markt gelegnen Terrasse. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute sie uns fast noch mehr; denn das reichgesegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller seiner Pracht. Der Kanal zieht sich silbern hindurch und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Kosten erbauten sieben Schleusen, welche das Wasser in die Höhe treiben, wenn Schiffe hier durch den Kanal wol-

len. Mit wahrem Herzeleid sahen wir auch den durchbohrten Fels etwas entfernter liegen.

Die von der unsern so ganz verschiedne Pflanzenwelt setzt uns unter diesem glücklichen Himmelsstrich in immer wiederkehrendes, fröhliches Erstaunen. Was wir in Treibhäusern und in unsern Zimmern mühsam pflegen, um es in kümmerlicher Existenz zu erhalten, das wächst hier in üppiger Pracht, ungepflegt, im Freien, und wird nicht geachtet. Goldlack, die schönsten Iris-Arten und unzählige andre Gartenblumen werden wie Unkraut angesehen; die herrlichsten Tazetten sahen wir auf Feldern und Wiesen zwischen Waizen und Gras wild wachsen. Die Leute treten darauf herum, als wären es Gänseblümchen, setzen sich am Rande eines Bachs unter einem großen Myrtenstrauch im Schatten nieder, als müßte das so seyn, und fassen ihr Küchengärtchen mit Aloën ein, weil die steifen, spitzen Blätter Haasen und Kaninchen nicht durchlassen. Der köstlich duftende Jasmin (Iasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blühen aus allen Winkeln; dunkle, herrliche Cypressen stehen riesengroß vor allen Hütten. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren, Johannisbrod, Mandeln, Oliven wach-

sen an den Straßen und in jedem Bauerngarten. Wir Fremdlinge stehen dabei, staunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menschen dieser Herrlichkeit so gewohnt sind, daß sie sich deren gar nicht mehr freuen. Und dennoch sehen wir nur erst die Blüthe. Was muß ein Herbst in diesem segenreichen Lande seyn!

Die Natur übertraf hier unsre gespanntesten Erwartungen, aber die Menschen sind anders, als wir sie uns dachten. Unter dem Landmann herrscht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Lust am Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimisch malten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Ueberfluß an lieblichem Wein stimmen freilich die Menschen hier eher zur Lust, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Wärme für den Winter, die den armen Nordländer drücken, kennen sie nicht. Um die Zukunft kümmern sie sich etwas weniger als wir; sie lachen mehr, singen mehr, und raschere Freude belebt ihren Tanz an Festtagen. Aber in der Woche sahen wir auch hier beim Landmann, so lange die Sonne am Himmel steht, nur saure Arbeit und Abends Sehnsucht nach Ruhe, wie bei uns.

Keine Margot, keine Nannette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die schwere Lasten auf den Köpfen tragen und schon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das sind die gepriesenen Arkadierinnen dieses Landes. Ihr Kostüm verschönert sie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtnen Zöpfe schmücken sie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen sehr häßliche Hauben von Leinwand, unten daran sind lange, mehr als handbreite Streifen befestigt, welche unter dem Kinn gekreuzt und oben auf dem Kopfe zusammen gesteckt werden, so daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beiden Seiten herabhängen. Runde, flache Hüte von schwarzem Filz binden sie auf eine besondere Art über diese Hauben, vorn schließen sie eng an die Stirn und hinten stehen sie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die englischen Damen ihre Hüte so, wie man es noch auf englischen Kupferstichen aus jener Zeit sieht. Den dunkelblitzenden Augen und scharf gezeichneten schwarzen Augenbraunen der Languedoker Bäuerinnen steht indessen dieser Hut bisweilen sehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein sehr häßliches Kamisol mit langen Schößen und engen, bis über die Ellenbogen reichenden Aermeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen

Absätzen, inwendig Stroh darin, damit sie den Fuß nicht wund reiben, vollenden den Anzug, in welchem wohl niemand eine Margot sich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Bézières. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die Gegend weniger interessant, wir waren sehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile so geschlummert haben, als wir beim plötzlichen Erwachen uns, wie in's Feenland versetzt, mit großen Augen umsahen. Ein köstlicher Duft umschwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platz, in dessen Mitte sich ein kleines Wasserbassin befand, in diesem ein Delphin aus Stein gehauen, der silberne Strahlen hoch gen Himmel sprühte, die, in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt, wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume schlossen einen dichten Kreis um diesen lieblichen Platz, die eben sinkende Sonne streute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypressen, und verklärte die tief herab sich senkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich goldnen Strahlen. Die duftendsten Sträuche blüheten zwischen den Bäumen und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus schimmerte, hinter den grünen Zweigen versteckt, hervor. Vor

uns im Wagen lag ein sehr großer Straus von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht, an Größe alle, die wir bis jetzt gesehen hatten, so weit übertrafen, daß wir sie auf den ersten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unsrigen gehalten, waren sie, was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte ist. Alles war still umher, nur Vögel zwitscherten in das Geplätscher des kleinen Springbrunnens, kein Mensch ließ sich erblicken, selbst der freundliche Geber des Strauses nicht, unser Postillon spannte aus und ging, andre Pferde zu holen. Le Begude de Jordy heißt dieser wunderliebliche Ort, der wohl von unsrer Seite eines längeren Verweilens werth gewesen wäre; aber das Schöne erblicken und dann es ungenossen verlassen, das ist das Schicksal des Reisenden. Das Uebelste ist nur, daß er sich dieses Schicksal gewöhnlich selbst macht; denn was hinderte uns eigentlich, in diesem zauberisch schönen, stillen Winkel der Welt die Sterne auf- und untergehen zu sehen, und es zu erwarten, daß die Morgensonne diese hohen Wipfel wieder vergolde?

An le Begude de Jordy schließt sich ein kleines Gehölz von Birken, Akazien und ähnlichen Bäumen, eine wahre Seltenheit in diesem Lande und das erste, durch welches wir auf der ganzen Reise von Paris bis

hieher kamen. Wir schwelgten wie berauscht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder in's Freie gelangten, blieb sich die Gegend gleich an entzückender Schönheit. Rasch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen seiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pézenas hindurch, bis wir bei Sternenlicht am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungrig, wie man es nach einem seit Sonnenaufgang benutzten Tage ist, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendessen eben niedergesetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unsern Paß zu sehen verlange. Diese Störung war uns in diesem Moment sehr unwillkommen, wir erwiederten also kurz weg: das habe wohl bis Morgen Zeit, und meinten, die Sache damit für's erste abgethan zu haben, weil sich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber versahen, wurden beide Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein sehr martialisch um sich blickender Korporal, marschierten herein, und

im Nu sah unser Zimmer aus, wie der letzte Akt einer modernen, weinerlich komischen Oper im Theatre feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freilich gleich hervorgesucht werden, er ward in bester Ordnung befunden, aber unser Korporal hatte es, vor lauter Tapferkeit vermuthlich, im Lesen nicht weit gebracht. Er buchstabirte so laut und so lange an dem Paß, unsre Namen klangen von seinen bärtigen Lippen so barbarisch, daß wir einstimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieses sehr übel und ermahnte uns, nicht über Leute zu lachen, die nur thäten, was ihres Amtes sey. Mit der holdseligsten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm eine von uns: „lieben Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen was eures Amtes ist, laßt euch aber das Nämliche von uns gefallen; unser Amt als Reisende ist, uns zu divertiren und zu lachen, wo und so viel wir können.“ Madame a raison, donnerte des Korporals Baßstimme mit gutmüthigem Ernst, kommandirte: links um! und die Armee defilirte wieder zur Thüre hinaus. Dieses kleine militärische Intermezzo belustigte uns gar sehr, wir tranken die Gesundheit des humanen Korporals, und wünschten allen Armeen Viele seines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren, suchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgesucht und trafen alle mögliche Vorkehrungen, um die wenigen Tage unsers Aufenthalts in Montpellier so genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt sehr schön auf einer Anhöhe, mitten in einer nur hier und da zu sanften Hügeln anschwellenden, höchst fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie ist ziemlich groß, es gibt darin viele ansehnliche, aus Quadersteinen sehr massiv erbaute Häuser, die Straßen aber sind auch hier sehr enge, winklig, dumpfig und durch die nah einander gegenüber stehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu ist das Straßenpflaster hier eben so schlecht als in Bourdeaux. Da wir bisher fast auf allen Flaschen mit wohlriechendem Wasser immer Montpellier gelesen hatten, so glaubten wir in unsrer Einfalt, die ganze Stadt müsse wie der Laden eines Parfümeurs riechen; wir fanden aber leider hievon das Gegentheil. Von der hier herrschenden Unreinlichkeit ist es unmöglich, sich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beim trockensten Wetter nicht, wohin man treten soll, und das Auge wird eben so beleidigt als die Nase. Dem

mächtigen Gefühl des Ekels muß man im südlichen Frankreich widerstehen lernen, wenn man nicht jede Freude sich verbittern will, und Montpellier wäre wahrlich der beste Ort dazu, um sich dagegen recht abzuhärten.

Die Esplanade, eine lange schöne Allee, ist der schönste und reinlichste Theil der Stadt, und die an sie grenzenden Häuser sind großen Theils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Gesundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unser Hotel gewährte uns die Aussicht auf diese allgemein besuchte Promenade. Da wir eben zu Ostern anlangten, so hatten wir am ersten Feiertage Nachmittags die Freude, von unserm Balkon herab Alles, was zum Mittelstande und zum Volke gehört, dort lustwandeln zu sehen. Die feinere Welt ließ sich nicht blicken, denn ihr Spaziertag ist der zweite Ostertag. Die lange breite Allee wimmelte von fröhlichen Menschen, welche sich langsam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung sie alle nach Hause schickte, um dort den Salat, das gewöhnliche Abendessen der niedern Klassen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger ist keine Nation als die französische bei sich zu Hause; im Auslande

zeigten sie sich freilich anders. In Deutschland braucht der gemeine Mann doch wenigstens Bier, Taback und eine Kegelbahn, um zu wissen, daß es Feiertag ist; in Frankreich hat er das Alles nicht nöthig. Unter der Menge festlich geschmückt einherwandeln mit Frau und Kindern, oder auch mit der petite amie; sehen und gesehen werden; Bekannte begrüßen; galant seyn gegen die Damen, denn Dame ist hier Alles, was zum weiblichen Geschlecht gehört, auch wohl der Erwählten seines Herzens einen Blumenstraus gratiös überreichen und dafür einen freundlichen Blick und einen kleinen Knix erhalten; das ist es Alles, was der gemeine Franzose braucht, um eine Fête zu haben, und dabei glücklich zu seyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzsälen herrscht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die fast nie in wilde Trunkenheit und Schlägereien ausartet. Wir erinnern uns nicht einen recht betrunknen Menschen in Frankreich gesehen zu haben. Das wärmere Klima ist wohl großen Theils die Ursache dieser Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größres Bedürfniß werden als erhitzende Magenstärkungen.

Am folgenden Morgen spazierte die schöne Welt eben so am nämlichen Platze einher; wir bemerkten

mehrere Bekannte darunter, suchten diese auf und genossen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee bietet eine sehr reiche Aussicht auf die, Montpellier umgebende, herrliche Gegend, noch schöner aber ist der Blick vom Wasserschloß (Château d'Eau) am Ende des großen, im französischen Geschmack angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Peyrou nennt, eine Benennung, die niemand uns erklären konnte.

Das Wasserschloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offnes, tempelartiges Gebäude, grenzt hier an den neuen großen Aquädukt, der das Trinkwasser aus einer Entfernung von zwei Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil desselben aus, denn ein in der Mitte des Gebäudes sich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausfluß, und von dort wird das Wasser erst durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es ist das reinste, durchsichtigste, so wir jemals gesehen; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieses Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquädukt ist bei aller Modernität ein Werk, der alten Römerzeiten würdig. Vom Wasserschloß übersieht man ihn in seiner ganzen Länge, soweit das Auge reicht; er

gewährt hier einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erstreckt sich eine lange Reihe großer, herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein, bald einfach, bald zweifach, auch dreifach übereinander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Wasser fließt in verdeckten, steinernen Kanälen, die oben auf den höchsten Bogen ruhen, bis zu dem Bassin, in welches es sich ergießt. Dieses wunderbar große Meisterstück der Architektur, die reiche, weit ausgebreitete Landschaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, seitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieser Anhöhe eine Aussicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wissen, besonders Abends, wenn die sinkende Sonne alle die großen, mannigfaltigen Gegenstände verklärt.

Montpellier wird seit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten, und mehrere berühmte Aerzte, besonders Wundärzte bewohnen immer diese Stadt, deren Luft in dem Ruf steht, vorzüglich gesund zu seyn. Aus allen Ländern Europens, besonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hieher und hoffen Genesung.

Dadurch tritt diese Stadt beinahe in die Reihe der Brunnenorte, obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwei Meilen weiter finden sich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß sie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Gesundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monate, oft Jahre lang dort, sie werden gewissermaßen einheimisch, und tragen viel dazu bei, das Einseitige aus dem geselligen Ton zu verbannen. Viele Häuser in der Stadt und den nächsten Umgebungen sind zu ihrem Empfange auf's bequemste eingerichtet und ihre Besitzer beeifern sich, den sehr gern gesehenen Gästen den Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarsten schien es uns, daß oft selbst aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; diese Vorsicht ist denn doch soweit getrieben als möglich.

Das Klima ist indessen in Montpellier lange nicht so mild, als der Ruf es verkündet, die Stadt liegt hoch, die Luft ist daher so fein und scharf, daß sie den an der Brust Leidenden durchaus schädlich, oft tödtlich wird. Selbst die hiesigen Aerzte läugnen

das nicht, und viele traurige Erfahrungen bestätigen diese Behauptung. Das ganze Jahr hindurch weht oft Wochen lang der Mistral, ein eiskalter, bis in's innerste Mark dringender, austrocknender Nordostwind, dessen Daseyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbst die gesündesten Menschen leiden durch ihn, und den Brustkranken wird er zur peinlichsten Quaal. Auch wir machten seine Bekanntschaft, mußten deshalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn suchen, und empfanden selbst dort den Einfluß seines, alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven schmerzlich anspannenden Hauches. Im Winter ist die Kälte, der scharfen, trocknen Luft wegen, hier sehr empfindlich, obgleich es selten Eis friert und noch seltner schneiet. Der Mangel an Holz macht das Einheizen kostbar und beschwerlich, doch hilft man sich wie man kann, mit allerhand Holzsurrogaten. Die langen Gebinde der abgeschnittnen Weinreben, die man immer in den Kamin nachschieben muß, während sie an dem einen Ende brennen, geben eine helle, lustige Flamme, die aber, so wie die von ihr ausströmende Wärme, nur Minuten lang währt. Die schon gebrauchte Gerberlohe, auch die Hülsen und Kerne der ausgepreßten Oliven werden in viereckige, dem Holländischen Torf ähnliche Formen

getrocknet, und so als Brennmaterial benutzt. Die letzteren sollen vortrefflich brennen, viel Wärme und keinen Geruch geben; wir selbst aber haben es nicht versucht, damit Feuer zu machen.

Der Winter übt zum Glück hier nicht lange seine feindliche Gewalt, schon im Februar muß er unter diesem glücklichen Himmelsstrich dem Frühlinge weichen; diesem folgt ein, aller Beschreibung nach, beinahe unerträglich heißer Sommer. Daß er dies seyn müsse, bewiesen uns schon die Vorkehrungen, die wir in den Häusern wohlhabender Familien gegen die große Hitze getroffen sahen. Der Herbst ist auch hier des Jahres Krone, und waltet bis tief im November, ja oft bis gegen Weihnachten mit heit'rer Milde. Der Ueberfluß, die Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, so er bringt, vor allem der Feigen, Trauben, Melonen und Pfirsiche, sollen alle Beschreibung übertreffen. Es kann auch nicht anders seyn, denn das ganze Land ist ein ungeheurer Garten voll der herrlichsten Pflanzen und Bäume. Wir sahen große Felder mit Centifolien-Rosen dicht bepflanzt, die hier zu köstlichen Essenzen in unglaublicher Menge von den Destillirern verbraucht werden, andre Felder mit Tuberosen, Heliotropen und andern stark duften-

den Blumen, zu gleichem Zweck. Viele andere Blumen, die Zierde unsrer Gärten, wachsen zum Theil hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obstbäumen sieht man auch überall Gruppen anderer schöner Bäume. Viele von diesen tragen ihr grünes Kleid im Winter, wie im Sommer. Zu diesen gehören vorzüglich die Myrte, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächst, der Olivenbaum, der Lorbeer, die Zipresse und die immer grüne Eiche, die Krone von allen. Dieser herrliche Baum gleicht an Wuchs unsern deutschen Eichen mittlerer Größe, trägt eben solche Früchte, nur die Blätter sind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Theil des wenigen Brennholzes, und es sieht sonderbar aus, wenn die starken, mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Der hiesige botanische Garten enthält eine Menge seltner, schöner Pflanzen aus fremden Zonen, die aber alle hier trefflich gedeihen und zum großen Theil bald einheimisch werden. Er ist nicht groß, aber seine inn're Einrichtung wird in wissenschaftlicher Hinsicht gepriesen.

In diesem Garten schläft Youngs früh verblühte, schmerzlich beweinte Tochter Narcissa den langen Schlaf,

weil damals mönchischer Aberglaube der Protestantin kein Grab in geweihter Erde vergönnen wollte. Wie Petrarcas Lieder der Liebe den Namen Laura, so bringen ihres Vaters nächtliche Trauergesänge den Namen Narcissa auf die Nachwelt, sie heiligten den Ort, wo sie ruht, und weihten ihn der Unsterblichkeit.

Der Gedanke, daß hier die früh gebrochne Blume unter Blumen ruht, erschien uns so lange rührend und schön, bis wir ihr Grab besucht hatten. Ein enges, niedriges Gewölbe, ungern möchten wir sagen ein Loch in der Gartenmauer, dient zum Aufbewahren des Gartengeräths; verdorrtes Gesträuch, vermodertes Laub und was sonst noch beim Aufräumen eines Gartens zum gelegentlichen Verbrennen als nutzlos über Seite geschafft wird, erfüllt dieses Behältniß, und unter diesem Kehrichthaufen bettete damals der Fanatism die schöne liebenswürdige Narcissa im Schoos der Erde. Noch immer dient das Behältniß seiner vorigen Bestimmung, die Einwohner Montpelliers denken nicht daran, es wenigstens aufräumen zu lassen. Dies ist nicht recht; aber weit mehr noch empörte uns die Gleichgültigkeit der vielen reichen Engländer, die von jeher Montpellier besuchten, lange dort verweilten und zum Theil ihre Gesundheit wiederfanden.

Das Lob ihres berühmten Poeten führen sie ewig im Munde, prahlen damit oft, ohne ihn zu verstehen, aber Keiner nahm sich des heiligen Staubes der einzig geliebten Tochter an, Keiner war großmüthig genug, ihm die Ehre eines einfachen Grabsteins zu verschaffen, der ihren Namen dem Fremden sagte, welcher jetzt mit verletztem Gefühl von der unwürdigen Stätte sich wegwendet, wo sie ruht, und dabei überlegt, welche Summen ihre Landsleute jährlich wohl an Pferde oder Jagdhunde wenden. —

Doch kehren wir von der Todten zu den Lebenden zurück, unter denen wir uns in dieser Stadt recht wohl befanden. Der gesellige Ton in Montpellier ist angenehm; viele der angesehensten Kaufleute der Stadt brachten mehrere Jahre in fremden Ländern, besonders in Deutschland zu, lernten fremde Sprachen, fremde Sitten kennen, und erwarben sich so eine Liberalität im Urtheil, eine allgemeinere Kultur des Geistes, die man in andern Städten Frankreichs in diesem Stande oft vermißt. Dieses und die Anwesenheit der vielen Fremden, verbunden mit dem Bestreben der Einheimischen, jenen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, bringt ein erhöhtes Leben in den geselligen Verein dieser fröhlichen, aufgeweckten

Menschen. Auch in Montpellier ist niemand gern zu Hause allein. Das Visitenwesen wird daher nicht minder angelegentlich betrieben als in Bourdeaux; kleine freundschaftliche Gesellschaften an einer nicht schwelgerisch, aber wohlbesetzten Mittagstafel, Abendzirkel, Thees und kleine Tanzparthien in Privathäusern wechseln täglich. Alle diese Zirkel sind mehr auf Freude als auf Ostentation berechnet; man macht sich das Leben so leicht und froh wie man kann, aber man wendet wenig auf den äußern Glanz, sowohl in der Kleidung als der Bewirthung seiner Gäste, doch ohne es dabei an Anstand und allem irgend Nöthigen fehlen zu lassen. Auch bemerkten wir in Privatzirkeln keine Spur der grenzenlosen Spielsucht, die in Bourdeaux in allen Gesellschaften vorherrscht.

Außer den Privatzirkeln gewährt auch der Klub einen angenehmen Vereinigungspunkt. Für zwei Carolin Abonnement hat man darin den ganzen Winter über wöchentlich ein Concert und zwei sehr hübsche Bälle. Der zu diesen Versammlungen bestimmte, große, hübsch dekorirte Saal hat nur den Fehler, im Verhältniß zu seiner Länge etwas zu niedrig zu seyn. Diesen Uebelstand wenigstens für das Auge zu mildern, sind an beiden Enden transportable

Säulen von Holz angebracht, die bei Tanzgesellschaften weggenommen werden, um den Raum nicht zu verengen. Wir wohnten einem Concert in diesem Saale bei, welches in einem andern Lande vielleicht recht langweilig geworden wäre, oder wohl gar auf eine für den Unternehmer verdrießliche Weise geendet hätte, hier aber gab ihm der hier so einheimische Frohsinn eine lustigere Wendung. Ein deutscher Musiker war es leider, der sich auf dem Pianoforte hören lassen wollte. Die ganze elegante Gesellschaft der Stadt hatte sich zahlreich versammelt und harrte des versprochnen Genusses. Da ergab es sich, das fast alle, welche den Künstler seiner Versicherung nach mit ihrem Spiel zu unterstützen versprochen hatten, nicht erschienen waren; daß er selbst auf seinem Instrument eben kein Hexenmeister war, zeigte sich auch bald; die Musik stockte, eine Dame, welche den Künstler begleitete, fing zwar an, eine Arie zu singen, hörte aber gleich wieder auf, mit der in schlechtem Französisch ausgesprochnen Erklärung, ihr sey zu bange, sie könne nicht singen. Das ganze Auditorium brach hier in lautes Gelächter aus, lachte noch auf der Straße beim Zuhausegehen, und der verunglückte Klavierspieler schlich indessen mit der ganz ansehnlichen Einnahme in der Stille davon.

Ein sehr artiges Theater trägt viel zum frohen Lebensgenuß in Montpellier bei. Das Haus ist schön, groß und bequem eingerichtet, und die Truppe gehörte wenigstens damals zu den besten in den Provinzen Frankreichs. Ausgezeichnet gut war besonders das Ballet, die ersten der hiesigen Tänzer und Tänzerinnen würden sich selbst auf den größten Theatern mit Beifall haben zeigen können. Das Schauspiel ist ebenfalls hier unerhört wohlfeil; alle Einwohner der Stadt und die dort sich länger aufhaltenden Fremden sind dazu abonnirt; dadurch kostet der erste Platz in jeder Vorstellung ungefähr fünf Sous, oder zwei Groschen die Person. Mit diesem Abonnement hat aber noch niemand einen bestimmten Platz in den Logen, jeder nimmt ihn wo er ihn findet. Die angesehensten Familien miethen sich daher, außer dem gewöhnlichen Abonnement, noch eigne Logen, die etwa das Jahr über auf fünfhundert Franken zu stehen kommen. Diese Logen sind indessen so geräumig, so bequem zum Sehen eingerichtet, daß immer mehrere Familien in Gemeinschaft eine miethen, so daß dadurch auch diese Erhöhung des Eintrittpreises für den Einzelnen höchst unbedeutend wird. Das Schauspielhaus ist bei dieser Einrichtung immer mit Zuschauern angefüllt, aber man betrachtet es deshalb auch mehr als einen ge-

sellschaftlichen Versammlungsort, und bekümmert sich nur bei außerordentlichen Anlässen um das, was auf der Bühne vorgeht. In den Logen stattet man Besuche ab, nimmt und präsentirt Erfrischungen, lacht, plaudert, oft so laut, daß die Conversation in den Logen die auf dem Theater überstimmt.

Nicht nur die Vergnügungen, auch das Leben überhaupt ist in Montpellier sehr wohlfeil. Nach Allem, was wir darüber von unsern hiesigen Bekannten erfuhren, braucht eine Familie von sechs Personen kaum acht tausend Franken, um anständig und bequem zu leben, die nöthigen Bedienten zu halten, und sich keine gesellige Freude zu versagen. Viele erkünstelte Bedürfnisse der vornehmen Welt kennt man in Montpellier nur dem Namen nach, weil sie dort überflüssig und nicht gebräuchlich sind. Dahin gehören prachtvolle Kleidung und Hausgeräth, Equipage und hohes Spiel. Mit Allem, was zum eigentlichen Bedürfniß des Lebens gehört, hat die Natur dies schöne Land überschwenglich reich begabt. Leichte seidene Zeuge, welche die Wärme hier zum bequemsten Stoff für die Kleidung macht, sind wohlfeil, denn der Seidenwurm ist in diesem Lande zu Hause; Wein, Oel, Waizen, die auserlesensten Früchte wachsen im Ueber-

fluß, und Seefische, Austern, Wild, Geflügel und vortreffliches Rindfleisch sind hier ebenfalls zu wohlfeilen Preisen in Menge zu haben.

In der wärmsten Jahreszeit flüchten die angesehensten Familien auf's Land in ihre nahe an der Stadt gelegnen, zum Theil sehr hübschen Landhäuser, und entgehen dadurch der alsdann sehr unangenehmen Atmosphäre, so wie der drückenden Hitze ihrer engen, schmuzigen Straßen. Diese freundlichen, zum Theil blendend weißen Landhäuser, welche überall, von Gärten umgeben, zerstreut liegen, tragen viel zur Belebung und Verschönerung der nächsten Umgebungen Montpelliers bei. In einem der schönsten unter ihnen, Château bon genannt, verlebten wir bei den Besitzern desselben einige sehr angenehme Stunden. Von der breiten Terrasse vor dem Hause übersieht man die fruchtbare Ebene, in der Ferne das mittelländische Meer, und seitwärts dunkelblaue Gebirge. Mit Früchten und Blüthen beladne, hohe Orangenbäume standen jetzt schon, zu Anfange des Monats April, im Freien. Im Winter müssen die geräumigen Gewölbe unter dem Hause ihnen einige Monate lang Schutz gegen die Kälte gewähren; denn sie ganz im Freien zu lassen, erlaubt das hiesige Klima noch nicht. Neben dem Hause, unter hohen, dicht belaubten, immer

grünen Eichen ruht auf dieser Terrasse ein beweinenswerthes Opfer der Unwissenheit der Aerzte, welche die an der Brust leidende Kranke von Riga nach Montpelier schickten, wo die scharfe, feine Luft ihr tödtlich werden mußte, und auch nach kurzem Aufenthalt sie in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre in's Grab legte. Ueberall in Montpellier gedachte man noch der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch der Leiden dieser allgemein geachteten jungen Frau von E... mit inniger Theilnahme. Auf Bitten einer sie begleitenden Freundin gewährte der Besitzer von Château bon ihrem entseelten Staube dies stille Ruheplätzchen unter grünem Rasen, und ihr Andenken tritt nie störend in die gesellige Freude, die oft auf diesem schönen Platze herrscht.

Auf dem Kirchhofe in Montpellier ist nicht gut ruhen; die Todten werden nicht lange in ihren Gräbern gelassen, am wenigsten die Protestanten, wenn ja der Fanatismus aus besondrer Nachsicht ihnen ein abgelegnes Winkelchen an der Mauer einräumt. Darum lebt sich's zwar recht gut in dieser Stadt, aber vor dem Sterben muß man sich hüten, oder doch wenigstens bei Zeiten sich für den Nothfall ein einsames Ruheplätzchen, fern vom Gebiete der Mönche in irgend einem Garten auszumitteln suchen.

Die sehr geräumigen, zur größten Hälfte unter der Erde gebauten Souterrains von Château bon bewiesen uns auf's Neue, wie sehr man hier die Hitze im Sommer scheut, und wie groß sie deshalb seyn muß. Sie sind alle zu Wohnzimmern eingerichtet und werden im Sommer als solche benutzt. Im größten dieser Zimmer sprudelt eine silberreine kühle Quelle aus der Mauer hervor und fällt, freundlich plätschernd, in ein darunter angebrachtes artiges steinernes Becken.

Ausflucht nach Cette.

Montpellier nimmt zwar unter den französischen Handelsstädten einen nicht unbedeutenden Rang ein, dennoch findet man dort fast keine Spur von dem geschäftigen Treiben und Gewühl, welches der Handel sonst um sich her zu verbreiten pflegt. Eigentlich ist aber auch diese Stadt nur der Wohnplatz der Handelsherren, die in dem nicht weit entfernten Cette dicht am Hafen ihre Komtoire, ihre Magazine, ihre Fabriken haben, und nur von Zeit zu Zeit herüber fahren, um nachzusehen, wie ihre Associés oder Diener dort Alles besorgen. Wir hielten es wohl der Mühe

werth, auch diese Stadt und das Meer in der Nähe zu sehen, und nahmen also gern den Antrag eines Bekannten aus Montpellier an, mit ihm an einem frühen Morgen herüber zu fahren.

Der Weg nach Cette läßt sich bequem in drei Stunden zurücklegen; in Montpellier hält man ihn für sehr unangenehm; wir fanden ihn nicht so, freilich wohl vom Reiz der Neuheit ergriffen. Bis zu einer gewissen Entfernung von der Stadt bleibt die Gegend noch immer höchst angenehm. An einer der schönsten Stellen kamen wir den malerischen Trümmern eines uralten Schlosses vorbei. Im Munde des Volks geht die Sage, daß ein alter König von Majorka dies Schloß erbaute, um es während der heißesten Sommerszeit zu bewohnen. Nicht weit davon, auf einer hohen, nackten Felsenspitze, auf welcher kein Grashalm keimt, erblickt man altes Gemäuer, die Ueberbleibsel einer Einsiedelei, welche zur Zeit der Kreuzzüge der heilige Mönch Peter bewohnte. Bald darauf beginnt eine traurige Einöde; Felsentrümmer und unfruchtbare Steine bedecken das Land rings umher; so weit das Auge reicht, breitet sich eine graue Wüste aus, in der jede Spur des Lebens verschwindet. Der Weg geht am Ufer eines todtenstillen Sees hin,

über den hinaus zuweilen das offne Meer sich zeiget. Ein ferner Punkt im Meer ward uns als die kleine Insel bezeichnet, auf welcher Peter von Provence die schöne Magellone wiederfand. Die romantische Geschichte dieser Liebenden lebt noch immer in alten provençalischen Balladen im Munde des Volkes.

Nach anderthalb, auf diesem düstern Steinhaufen mühsam hingebrachten Stunden, tritt plötzlich das Städtchen Frontignac hervor. Mitten in seinen Weingärten, welche sich bis dicht an die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen grünen Laubneste, umringt vom Graus der Zerstörung. Der süße, liebliche Wein, der hier wächst, ist allbekannt und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüste wieder an, doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwischen einem Landsee und dem weiten mittelländischen Meer, dessen Wogen ihre Mauern bespülen, liegt diese Stadt, hingeschmiegt am Fuße eines schwarzen Marmorfelsen, der steil und wunderbar geformt, sein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher ist kein einziger Baum und überhaupt wenig Spur von Vegetation

zu erblicken. Der Kanal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt und vereinigt sich hier mit dem Meere. Er und einige an seinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländisches, das mit dem hohen Felsen und den übrigen durchaus südlichen Umgebungen sonderbar kontrastirt.

Die Stadt Cette ist klein, ihre Straßen sind enge und dumpfig, die Häuser hoch und düster, Alles sieht öde und unbeschreiblich schmuzig darin aus, nur auf dem am Kanal sich hinziehenden Quai ist Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matrosen und Lastträgern, die geschäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt scheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuser gehören den Einwohnern von Montpellier; sie stehen fast alle öde da und sind mehr zu Magazinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle die es können, fliehen diese graue Steinwüste, und eilen dem freundlichen Montpellier zu, sobald die Geschäfte es erlauben, um dort zu genießen, was sie durch ämsigen Fleiß in Cette erworben, und nur die ärmere Klasse der Einwohner lebt für beständig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und destillirt, denn

dieser Ort versorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgesehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Ostsee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeers, war uns dennoch hier, als sähen wir zum ersten Male dieses mächtigste der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, schmalen Felsenzunge hingingen, die den Hafen vom offnen Meere trennt, bis zu der auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erschien uns immer das dunkle Grün der Wogen auf den Seestücken Vernets und andrer berühmten Maler als unnatürlich und übertrieben; hier sahen wir es in der Wirklichkeit, reiner, glänzender, smaragdner, als irgend ein Maler es auszudrücken vermag. Die gleich Bergen gewaltig sich thürmenden Wellen schienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Ostsee oder des Nordmeers erblickten. Der Wind wehte heftig, das Meer brauste laut tobend in majestätisch wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, stieg die Brandung zu Bergeshöhe hinan, und brach dann zusammen an dem felsigen Ufer, gegen welches sie

immer mit neuen Wogen heran stürmte, als wolle sie es in seiner Grundfeste zerstören. Noch tobender brausten die Wellen an einem, den Schiffen höchst gefährlichen, quer vor dem Eingang des Hafens liegenden Felsenriff.

Erhabneres hat die Natur nichts aufzuweisen, als diesen Anblick des in seinen tiefsten Tiefen empörten Meers. Wir staunten in stiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden, und dennoch wild hin und her geworfnen Schiffe; sie kamen uns so klein, so armselig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monaten auf eben so zerbrechlichen Bretern diesem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette ist sehr geräumig und tief, bei stillem Wetter sieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in seinen klaren, grünen Fluten spielen, aber auch der Tiger des Meeres, der furchtbare Hayfisch schleicht sich oft hier ein, und bringt den Badenden Gefahr, die sich dennoch dadurch nicht abschrecken lassen. Vor mehreren Jahren badete ein englischer Matrose in dem stillen, klaren Wasser, da

gewahrten seine Cameraden am Schiffsbord mit unaussprechlicher Angst, wie ein großer Hayfisch dicht unter ihm daher geschwommen kam, sie riefen ihm zu, in einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel seiner Rettung, und warfen ihm schnell ein Seil zu, um ihn daran hinauf zu ziehen. Schon war der Unglückliche über das Wasser gehoben, da sprang das Ungeheuer hoch auf aus der Flut, schnappte nach ihm, und die Rettung seines Lebens war mit dem Verluste eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle traten wir in das etwas in den Hafen hinein gebaute Gesundheits-Amt, an welchem die Schiffer bei ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Pässe vorzeigen müssen, ehe sie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer, der Gesundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem aus solchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weise in Berührung gerathen ist, muß vierzig Tage lang an einer dazu bestimmten, entfernten Gegend des Hafens vor Anker liegen bleiben. Bei Lebensstrafe darf niemand von den Passagieren oder der Mannschaft vor Ablauf dieser Zeit an's Land kommen, und wer vom

Lande aus es besucht, der muß am Bord bleiben und die Quarantaine mit aushalten. Stirbt in dieser Zeit ein Mensch auf solch einem Schiffe, und wäre es am vierzigsten Tage, so fängt die Quarantaine von neuem an, und es muß abermals vierzig Tage lang an der Stelle liegen bleiben. Frische Lebensmittel werden auf Verlangen vom Gesundheits-Amte hinunter in die Böte geworfen, Briefe mittelst einer langen Stange abgenommen, gleich durchstochen und in starken Essig getaucht, ehe man es wagt, sie zu öffnen oder abzugeben.

Wir sahen aus der Ferne ein türkisches Schiff auf dem Quarantaine-Platz vor Anker liegen. Diese und die Algierer, welche oft hier einlaufen, um Proviant zu holen, dürfen nie landen, sie würden ohne Weiteres von der Citadelle aus in den Grund geschossen werden, wenn sie einen solchen Versuch wagen wollten.

Die auf das heimliche Landen der Schiffsleute gesetzte Strafe wird streng und schnell vollzogen. Vor mehreren Jahren schlich sich ein Schiffer vor Ablauf der Quarantaine an's Land, um seine Frau einige Tage früher zu sehen; er ward entdeckt, mußte mit seiner Schaluppe vor dem Gesundheits-Amte erscheinen,

und ward von dort aus ohne weiteren Proceß auf der Stelle erschossen. Seitdem hat es keiner gewagt, ein Aehnliches zu unternehmen. Diese Strenge, so furchtbar sie erscheint, ist hier, in der gefährlichen Nähe des Orients, höchst nothwendig; sogar menschenfreundlich wird man sie finden, unerachtet der anscheinenden Grausamkeit, wenn man die ganze Gräßlichkeit des Unglücks überdenkt, welches weichliche Nachsicht hier über Millionen Menschen bringen könnte.

Vom Hafen folgten wir unserm freundlichen Führer in das Haus, welches er auch in Cette besitzt, und wurden dort von ihm mit wenigstens zwanzig Arten Muscheln, Austern und Fischen bewirthet, von denen die größte Anzahl uns bis jetzt noch unbekannt geblieben war. Frisch aus dem Meer gezogene und in Oel gebratene Sardellen erschienen uns als etwas Neues und gefielen uns auch in dieser Gestalt recht wohl, aber mit wahrem Bedauern sahen wir die schönen, kleinen goldnen Fische in der Schüssel gesotten liegen, die wir sonst nur, lustig spielend, in kristallnen Kugeln, als freundlich gepflegte Lieblinge und Hausgenossen zu sehen gewohnt waren.

Am nämlichen Abend erreichten wir Montpellier noch früh genug, um im Schauspielhause die Wie-

derkehr des Frühlings in einem recht artigen Ballet gefeiert zu sehen. Wenige Tage darauf verließen wir diese Stadt, in der es uns so wohl gegangen war, um unsre Reise nach Marseille fortzusetzen.

Nismes.

Unser Weg führte uns zuerst nach Nismes, durch ein warhaft gelobtes Land. Ueppig grünt und blüht die ganze Natur, nirgends ist ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich vegetirende Pflanze zu erblicken, und mitten in dieser Herrlichkeit liegt das Städtchen Lunel, im Kranze seiner Weinberge, deren Nektar, so wie wir ihn hier an der Urquelle vom besten Gewächs erhielten, allen Blumenduft und allen Honig dieses herrlichen Landes in sich vereinigt.

Noch bei guter Tageszeit langten wir in Nismes an und stiegen an der Esplanade im Hôtel de Luxembourg ab. Die eigentliche Stadt ist traurig, eng und dunkel, aber die von schönen Alleen durchschnittnen Vorstädte sind um so freundlicher, voll hübscher, moderner Häuser, die in Friedenszeiten von vielen fremden, größtentheils englischen Familien bewohnt werden.

Die vielen römischen Alterthümer, welche diese Stadt vor allen andern außer Italien belegnen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit an. Kaum konnten wir es erwarten, zum ersten Mal bedeutende Ueberreste jenes Volkes zu erblikken, das einst mit mächtigem Scepter die Welt beherrschte und jetzt im Wechsel der Zeiten so tief gesunken ist. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater, und fanden diese durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, steht dunkel und ehrwürdig das kolossale Denkmal menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammen gethürmt, deren Größe uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt, seit vielen Jahrhunderten, blos durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, siebzehntausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in

den weiten, länglich runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, ihr eignes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifall der gedankenlosen Menge, freudig blutend, opferten, dort treiben jetzt funfzig Familien in kleinen schmuzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich wiederhallenden Gängen, und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühn, zwischen zerfallenen Kapitälern, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren. So keimt überall im ewigen Kreislauf der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unsrer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, festen Begriff davon anzueignen. Im Ganzen steht das Amphitheater noch wohl erhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, mehr noch durch muthwillige Zer-

störungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammen zu flicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünf und sechzig Fuß hoch, aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Lauf der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und aus ihnen neu erstandenes Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem Dorischen sich nähernden Stil erbaut, der ganze untre Stock desselben bildet einen großen Portikus, in welchem sechzig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupteingänge, und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohl erhalten da, und die hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die

Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise überall reich verziert, denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und andern architektonischem Schmuck vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechzig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundert und zwanzig hervorragende Kragsteine, in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zwei und dreißig sich übereinander allmählig erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf diesen saßen die Zuschauer und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebenzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den

Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, so man in Kunstkabinetten findet, sehr getreu nachahmen; auch Form und Ansicht dieser und ähnlicher Ueberreste des Alterthums gibt keine Zeichnung, kein Kupferstich so deutlich wieder, als sie. Nur die Größe, den imposanten Anblick dieses Amphitheaters, vermögen weder Worte noch bildende Kunst darzustellen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können. Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen seyn muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende, in der schönen malerischen Tracht ihrer Zeit, diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus zwei und dreißig Reihen über einander sich erhebender Köpfe, wenn alle diese verschiednen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger, und dem Angst- und Wuth-Geschrei der von den Bestien zer-

rissenen Sclaven und Kriegsgefangenen, oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt. Die Erbauung dieses Prachtgebäudes wird von einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforscher dem Antoninus Pius zugeschrieben. So hätten denn diese Mauern siebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechsel der Zeiten widerstanden.

Einen von dem des Amphitheaters ganz verschiednen Eindruck machte auf uns der Anblick des schönen, den Söhnen des Augustus geweihten Tempels, der unter dem Namen la Maison quarrée allbekannt ist. Dort ergriff uns nicht nur staunende Bewunderung, auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die reinste Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunstwerks gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerst, daß die höchste Harmonie architektonischer Verhältnisse eben so seelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen eigentlich bildender Kunst. Wie vor dem Apoll von Belvedere hätten wir auch hier vor diesem Tempel Stunden lang zu verweilen gewünscht, um uns an den schlanken Säulen, ihren schönen Kapitälern, der ganzen einfachen edeln Schön-

heit dieses Tempels mit immer neuer Freude zu ergötzen. Im Morgenlicht, im Abendroth, in der wechselnden Beleuchtung jeder Stunde des Tages, im Mondenschein hätten wir ihn sehen mögen, immer zu ihm wiederkehrend, ohne zu ermüden. Und doch sind alle Regeln, die hier vorwalteten, uns völlig unbekannt, aber das wahrhaft Schöne ist ein vom Himmel Stammendes; um es zu empfinden, braucht es keiner mühsam erlernten Gelehrsamkeit; wie die Sonne erfreut, erwärmt, beglückt es alle ohne Ausnahme, die es nur recht betrachten.

Besser erhalten in allen seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmal antiker Baukunst, als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bei seinem Anblick ganz der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die schonend an seiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit so reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreißig wunderschöne kannelirte korinthische Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Kapitäler dieser Säulen sind aus Olivenblättern zusammengesetzt und, so wie auch die geschmackvollen Verzierungen am Fries und am Gesims, mit unendlicher Sorgfalt ge-

arbeitet. Sechs von diesen Säulen bilden die Façade des Tempels, indem sie das vorspringende Fronton desselben unterstützen; vier Säulen stehen an der hintern Wand, die übrigen an den Seitenwänden des innern Tempels, in abgemeßner Entfernung vertheilt; ein schmaler Gang, doch breit genug, um hindurch gehen zu können, ist zwischen ihnen und den innern Mauern gelassen.

Das innre Gebäude des eigentlichen Tempels beginnt erst an der vierten der Säulen, welche die Seitenwände desselben schmücken, dadurch entsteht unter denen das Fronton tragenden sechs Säulen eine oben bedeckte, ringsum offne Halle vor dem Eingang in den innern Tempel. Zwölf breite Stufen führten sonst zu dieser Halle hinauf, jetzt sind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innre Tempel ist bald zur Capelle, bald zum Magazin, bald gar zu einem Büreau mißbraucht worden, jetzt ist er verschlossen und man benutzt ihn zu unsrer großen Freude zu gar nichts. Der große Platz, in dessen Mitte dieser Tempel steht, gewährt von allen Seiten eine freie Ansicht desselben, die den Genuß des Anschauens nicht wenig erhöht. Ungern wandten wir uns endlich von ihm ab und gingen durch eine breite

Allee, in deren Mitte sich ein schöner mit Quadersteinen eingefaßter Kanal befindet, zum Jardin de la Fontaine.

Dieser Garten, mit dem die Einwohner von Nismes sich nicht wenig wissen, ist, wie alle ächtfranzösische Gärten, so angelegt, daß man ihn und die vollkommne Symmetrie aller seiner Theile mit einem Blick fast ganz umfassen kann. Er eignet sich deshalb vortrefflich zu einem öffentlichen Spaziergang nach französischer Sitte, und wird an heitern Sommerabenden auch fleißig als solcher benutzt. Oben am äußersten Ende dieses Gartens strömt eine sehr reichhaltige Quelle, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Um diese Quelle zu fassen, wurden Nachgrabungen angestellt, bei welchen man bald auf Spuren und Grundlagen alter römischer Bäder stieß. Dies alte Gemäuer benutzte man beim neuen Bau wieder als Grundlage, ging aber dabei ganz von der frühern Einrichtung ab und jede Spur derselben ist verschwunden. Einige treue Kopien der antiken Ornamente sind zwar hin und wieder angebracht, sie machen aber neben dem Neuern keinen guten Effekt, indem sie zu grell gegen die Geschmacklosigkeit desselben abstechen. An die Stelle der alten Bäder ist jetzt ein sehr großes Wasserbassin getreten, nebst einigen kleinern, welche etwas tiefer

liegen. Alles ist mit Terrassen, Treppen, Balustraden und ähnlichem Schmuck dermaßen überladen und verputzt, daß es wie ein großer altmodischer von einem Konfektbäcker verfertigter Tafel-Aufsatz aussieht, doch nimmt es sich, in einiger Entfernung wenigstens, recht reich aus. In der Mitte des großen Bassins erhebt sich ein gewaltig hohes Piedestal, die Ornamente davon sind genau nach der Antike copirt, und zum Kontrast mit diesen steht eine sehr verzerrte, manierirte Nymphe auf demselben, ganz im Geschmack des Bernini gearbeitet. Vier geschwollne, dickköpfige Genien hocken auf den vier Ecken der sehr massiven Balustrade, welche dieses Wasserbassin rings umgibt, und in diesem Geschmack ist das ganze, gewiß sehr kostspielige Werk eingerichtet. Wie es möglich war, daß etwas so durchaus Widersprechendes in der Nähe der herrlichsten antiken Vorbilder entstehen konnte, läßt sich nur aus der den Franzosen eignen Art von Kunstsinn erklären.

Ein antiker, halb verfallner Tempel, in einem abgelegnen Winkel des nämlichen Gartens, läßt jene moderne Schnörkelei nur um so widerwärtiger erscheinen. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus dessen ganzer innerer Einrichtung, daß er ein mehrern Göttern geweihtes Pantheon war.

Die Außenseite dieses Tempels ist sehr zerstört, abgebrochne Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs stehen und liegen in trauriger Verwüstung umher. Beim Eintritt in das Innre desselben bemächtigte sich unsrer ein unnennbares Gefühl von Wehmuth und Bewunderung dieser alten, der Gewalt der Zeit hingeopferten Pracht. Auch im Innern ist wenig Ganzes mehr zu sehen, doch diese Trümmer erstehen aus dem Staube wieder, wenn man mit Ernst sie betrachtet. Ein Bild von dem, was sie waren, umschwebt unsern Geist, ergänzt das Zerstörte, verbindet das Getrennte. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderschöne Rosetten und andre höchst elegante Ornamente von der feinsten Bildhauerarbeit schmücken den noch wohlerhaltenen Theil derselben. Sechzehn herrliche Säulen trugen dies Gewölbe; ein zierlich gearbeiteter Fries lief über sie hin. Nur vier dieser Säulen stehen, dem Eingange gegenüber, noch wohl erhalten, vor der Nische, welche dem Bilde der vornehmsten Gottheit dieses Tempels zum Standorte diente. In den Seitenwänden bemerkt man an jeder Seite fünf ähnliche Nischen und eine an jeder Seite des Eingangs zum Tempel; alle sind zum Theil noch wie die Decke mit Bildhauerarbeit geschmückt; auch

von dem schönen Fries über den Säulen erblickt man hier und da noch Fragmente. Ein dunkler, gewölbter Gang umgibt das Innre des Tempels von beiden Seiten und hat neben der Nische der Hauptgottheit zwei in denselben führende Thüren. Diese innern heiligen Gänge betraten wahrscheinlich nur die Priester und ihre Opfer. Der Fußboden des Tempels war Mosaik, wildes Gesträuch wächst jetzt darauf, und ein ziemlich großer Baum beschattet die unzähligen, in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer von Säulenschäften, Kapitälern, Friesen und Ornamenten.

Aus dem Jardin de la Fontaine erblickt man auch die pittoresken Trümmer eines uralten Thurms auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour magne, und hält ihn für das Grabmahl alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrscht haben sollen; aber der Augenschein lehrt, daß er von den Römern im Dorischen Style erbaut ward. Aus den Trümmern ist es sichtbar, daß er sich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob und unten viel breiter als oben war. Er ist zu verfallen, um noch als Werk der Baukunst Eindruck zu machen, aber sein Daseyn auf der Stelle, wo er steht, trägt zur romantischen Schönheit der Gegend unbeschreiblich viel bei.

Nismes wimmelt noch von andern Ueberbleibseln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektonischer Verzierungen deuten auf das ehemalige Daseyn großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volk, das sie erbaute, versanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, stößt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Augustus stand wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedralkirche; auch von einem Tempel, der Isis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo fand man bei Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemaliges Daseyn verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren ist noch eines einigermaßen erhalten, wenn gleich durch mancherlei Neuerungen entstellt. Was muß diese enge, schmuzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes gewesen seyn? wie groß, wie herrlich! wie verschieden von der Gegenwart! Adler, halbverloschene Inschriften, Basreliefs, Ueberbleibsel herrlicher Säulen sieht man in allen Straßen, ihrem alten Standort entrissen, ohne Zweck und Geschmack, bald hie bald da, oft verkehrt eingemauert zum Nothbehelf, weil sie eben zur Hand waren. Mehrere treffliche Fußböden von Mosaik wurden bei verschiednen Anlässen wieder zu Tage gefördert.

Einige von ihnen sind in's Ausland verkauft, die mehresten zerstörte aus höchst nichtigen oder gar keinen Gründen der Vandalismus dieser Franzosen, die sich für das gebildetste Volk der Erde halten, gewöhnlich weil es den Eigenern lästig ward, sie den Fremden zu zeigen. Zwei von diesen Fußböden sind indessen noch vollkommen erhalten. Den einen davon sahen wir in einem Tuchladen, und die Besitzer desselben waren so gefällig, ihn unsertwegen mit einem nassen Tuche überfahren zu lassen. In diesem verklärten Zustande erschienen die Farben der Steine recht glänzend, aus denen er nach einem sehr hübschen Muster zusammengesetzt ist, ungefähr wie ein schöner englischer Teppich. Noch vorzüglicher ist der zweite, in einem Garten der Stadt; seine Farben sind noch lebhafter, eine Bordüre, wie aus rothen, gelben und weißen Bändern zusammengeflochten, umgibt ein Viereck von grünem Stein; Abbildungen von Vögeln, Fischen und einer römischen Galeere zieren die Ecken desselben; mehrere verschlungene, aus schwarzen und weißen Steinen zusammengesetzte Kreise bilden ein höchst zierlich gezeichnetes Medaillon in der Mitte desselben. Man kann in dieser Art nichts Hübscheres sehen, aber es gehört eine Zeichnung dazu, um einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Von allen den kleinen Alterthümern, die täglich in und um Nismes ausgegraben werden, hat der dortige Buchhändler, Herr Buchet, eine sehr interessante Sammlung zusammengebracht, die er uns mit großer Gefälligkeit zeigte. Wir sahen bei ihm eine Menge antiker Lampen, zwei darunter von Bronze, die andern von Thon, zum Theil sehr schön geformt und mit kleinen Basreliefs geschmückt. Auch besitzt er eine große Anzahl kleiner Hausgötter, Damen-Schmuck, viele Aschenkrüge, unter denen einige recht merkwürdig sind, und ähnliche Dinge mehr, die wir hier nicht einzeln anführen können.

Geblendet vom Glanze der Vorzeit, vergaßen wir ganz der dürftigen Gegenwart, die sich uns aber bald entgegen drängte. In der Mitte eines großen freien Platzes sahen wir mehrere Frauen um einen Brunnen sitzen, sie spannen Seide auf langen Spindeln; die feinen, eben dem Kokon entwickelten Fäden glänzten in ursprünglicher Schönheit wie reines Gold. Diese von der unsrigen so ganz verschiedne, wirklich antike Art zu spinnen, und das schöne Material, so diese Frauen verarbeiteten, reizten uns, ihnen neugierig näher zu treten; da schalten sie uns aus in ihrer uns unverständlichen Sprache, und glaubten, wir wollten sie

necken, weil sie sich durchaus nicht denken konnten, daß wir nie Seide auf Spindeln hätten spinnen sehen. Etwas beschämt gingen wir weiter; ein Geräusch in einem Hause erinnerte uns auf's neue an unsre Modernität; wir standen vor einer der vielen hiesigen Fabriken, in welcher seidne Strümpfe gewebt werden. Hier empfing man uns freundlicher; wir sahen dem Wesen eine Weile zu, und dachten dabei an Friedrich den Großen, welcher behauptet hat, es gäbe in der Welt nur zwei Dinge, die er nie würde begreifen, nämlich wie die Gobelin-Tapeten verfertigt werden, und wie man einen Strumpf webe. Endlich verließen wir Nismes und nahmen einen Umweg von etwa drei Stunden, um den Pont du Gard zu besuchen; den Rest des Tages und die Nacht gedachten wir in der nicht weit davon entfernten Stadt Tarascon zuzubringen.

Der Pont du Gard.

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten dieses Landes; aber der imposante, einzige Anblick, der unsrer dort wartete, hätte uns

auch für die mühseligste Reise überschwenglich reich belohnt.

In der tiefsten Einsamkeit einer wildromantischen Berggegend stand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es erst aus der Ferne erblickten, so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch der uralte Aquädukt zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesenwerk der Vergangenheit.

Wir sahen drei Reihen übereinander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felsen-Ufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist toskanischer Ordnung, aus Quadersteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, blos auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beiden Felsen, auf diesen ist eine zweite längere Reihe von eilf eben so großen Bogen erbaut, denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von sechs und dreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe

sind. Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der Kanal, durch welchen das Wasser einer nah entspringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieser Aquädukt verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr einhundert vier und vierzig Fuß hoch, die untere kürzeste Bogenreihe fünfhundert Fuß lang, die obere längste über achthundert Fuß. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einigermaßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken, aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung vermag es, die hohe einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch wilden, höchst pittoresken Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume, und den wild über Felsenstücke sich durch die untern Bogen hinstürzenden Gardon. Himmlisch schön ist der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenseits des Aquädukts liegende stille grünende Thal. Hohe waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie sie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch, nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe heilige Stille.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam der kleinliche Geist der Zeit auf den unseligen Einfall, den Aquädukt als Brücke über den Gardon für Wagen und Pferde zu benutzen. Man fing zu diesem Zwecke an, die Pfeiler über der zweiten Reihe Bogen auszuhöhlen und mit Brustwehren versehene Vertiefungen in die alten Steine hinein zu arbeiten. Zum Glücke zeigte es sich bei Zeiten, daß diese ökonomische Anstalt den baldigen gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach sich ziehen würde, der Plan davon ward also aufgeben und das schon Verdorbene so gut als möglich wieder hergestellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut, sie lehnt sich an die erste Reihe der Bogen und ist in ihrer Art recht zweckmäßig und schön, verschwindet aber so ganz gegen die alte Pracht, daß man sie kaum bemerkt.

Beaucaire.

Dankbar priesen wir das Andenken des hoffentlich schon lange seligen Agrippa, dessen Aquädukt uns zu dem Umwege bewog, welcher uns hieher führte.

Zuerst fuhren wir durch eine reiche Ebene, durchströmt vom Gardon, der unter Blüthenbäumen der Rhone zueilt. Allmählig erhebt sich die Ebene zu Hügeln, die Hügel werden Berge, und nun geht der Weg, dicht an einer steilen Felsenwand, neben der breiten wildbrausenden Rhone hin, aus deren silbernen Fluten sich blüthenbekränzte Inseln erheben. Vom entgegengesetzten Ufer dufteten blumige Wiesen, neu belaubte Pappeln zu uns herüber. Dunkle Pinien mit ihren breiten, malerischen Kronen und himmelanstrebende Cypressen erhöhten den Glanz des jungen Grüns. Pfeilschnell jagte der Strom eine Welle über die andre, der eben sehr heftig gewordne Wind kräuselte die dunkelblauen, muthwillig hüpfenden Wogen, und bekränzte sie schneeweiß, wie die blühenden Hecken, die ihnen vom Ufer freundliche Grüße zuzunicken schienen. Die untergehende Sonne goß ein Meer von Gold über den fliehenden Strom, über die bräutlich geschmückte Erde, und röthete die dunkeln Zinnen einer uralten Ruine, welche finster und drohend vom Gipfel eines der malerischen Felsen herabschaute, als zürne sie dem jungen frischen Leben, das ihr nie wiederkehrt.

In einem wahren Freudentaumel erreichten wir den Flecken Beaucaire und eilten so schnell als möglich

durch die engsten dunkelsten Straßen, so wir je sahen, an's Ufer der Rhône, um dort auf der Schiffsbrücke nach Tarascon hinüber zu fahren. Denn zwischen den himmelhohen Häusern von Beaucaire war uns zu Muth, als seyen wir plötzlich aus dem Paradiese in ein dunkles Gefängniß versetzt.

Da standen wir nun wieder am Ufer des unbändig wüthenden Stroms, zählten die Fensterscheiben in Tarascon, und konnten nicht hinüber. Schon um Mittag hatten die tobenden Wellen vier Kähne aus der Schiffsbrücke gerissen. Sie wieder habhaft zu werden, vollends sie anzuketten, war bei diesem Sturm unmöglich, die Rhône schlug Wellen wie das aufgeregte Meer, kein Schiffer wollte sich hinauswagen, und jede Hoffnung in einem Nachen überzufahren, verschwand, je länger wir dem Toben zusahen.

Nach langem Deliberiren beschlossen wir, die Nacht in Beaucaire zu bleiben. Es war gewiß die klügste Partie, die wir ergriffen, denn sie war die einzige, welche uns übrig blieb; aber eine Kneipe dicht am Ufer, die uns als der einzige Gasthof im Orte gezeigt ward, sah so abschreckend aus, daß wir immer zögernd auf anderweitige Rettung dachten, ehe wir uns entschließen konnten, diese dunkle Schwelle zu überschreiten.

Während wir so rathschlagten, hatte sich aber unser Bediente ganz in der Stille auf's Recognosciren gelegt und glücklich am andern Ende der Stadt ein Hôtel des quatre Rois entdeckt. Triumphirend kam er zurück, da wir eben in die dunkle Behausung eintreten wollten, und führte uns durch ein Gewinde so enger Straßen, daß wir immer fürchteten, mit unserm Wagen ein paar Häuser an beiden Seiten mitzunehmen, bis zu seinen vier Königen, welche uns, im Vergleich mit jenem Neste, wie ein Feenpallast vorkamen. Das Haus war mit fluchenden Fremden angefüllt, welche gleich uns hier wider Willen Rasttag halten mußten. Wir fluchten nicht, sondern waren sehr froh, noch ein paar erträgliche Zimmer mit Betten zu finden.

Den Abend gab es noch manche lustige Scene, ehe wir Alles erhielten, was wir bedurften, denn außer der Messe halten sich die Fremden nie hier auf, und der Wirth war auf so starken Zuspruch nicht eingerichtet. Beim Abendessen belustigte uns seine Angst über unsern guten Apetit, weil er auf den Abhub unsrer Tafel gerechnet hatte, um damit die übrige Gesellschaft zu bedienen. Und dennoch kämpfte auch wieder die französische Höflichkeit sichtbar mit dieser

Angst; jeder Schnitt in den Braten war ihm ein Schnitt in's Herz, das sahen wir deutlich, während er uns immer beim Serviren seine Freude darüber ausdrückte, daß wir seine Kochkunst nicht verachteten.

Am folgenden Morgen hatten wir Zeit, Beaucaire mit aller Gemächlichkeit zu besehen, der Sturm hielt an, und die Brücke konnte auf's früheste erst gegen Mittag wieder in Ordnung gebracht werden. Der Ort hat viele große, mitunter ziemlich verfallne Häuser, ist aber so öde und menschenleer, als wären die Einwohner ausgewandert oder an der Pest gestorben. Nirgends erblickten wir eine Spur von thätiger Industrie, kaum hie und da das Zeichen eines Handwerkers. Die Einwohner leben einzig von dem, was ihnen der Zufluß unzähliger Fremden während der großen Messe im Julius einbringt. Dann vermiethen sie jeden Winkel ihrer Häuser, ihrer Höfe, ihrer Scheuern, sogar die steinernen Bänke vor den Hausthüren zu unerhört hohem Preise, und kriechen mit ihren Familien in die elendesten Dachkammern. In dieser Zeit kaufen sie auch Alles, was sie das ganze Jahr über brauchen, sogar Schuh und Kleider lassen sie sich von den Fremden verfertigen, denn so wie der Tumult vorbei ist, kehren Alle zur vollkommensten Unthätig-

keit zurück und niemand mag die Nadel oder die Pfrieme führen. Sie haben ein solches innres Grauen gegen alle Arbeit, daß sie sich kaum entschließen können, ihre Olivenpflanzungen und Weingärten in leidlicher Ordnung zu erhalten; ein Handwerk oder eine Art von Handel zu treiben, fällt ihnen gar nicht ein, denn sie wissen, daß sie jedes Jahr ohne alle Mühe in wenigen Wochen so viel erwerben können, als sie brauchen, um sich nothdürftig durchzuhelfen, bis jene Zeit wieder erscheint. Und höher gehen ihre Wünsche nicht.

Wie es also während des größten Theils des Jahres in Beaucaire aussieht, ist leicht zu ermessen; aber kommt der Julius herbei, dann gewinnt das düstre, abgestorbne Nest eine gar andre Gestalt. Aus allen französischen Provinzen, aus der Schweiz und den sie begränzenden deutschen Ländern, von der spanischen und italienischen Meeresküste, eilen viele tausend Fremde herbei. Die eigentliche Stadt wird zu klein, Alle zu fassen, und eine zweite, aus breternen Hütten, wird dicht vor dem Thor auf einer Wiese erbaut, die aber auch ordentlich ihre Straßen und Plätze hat; sogar eine Capelle, vor welcher der größte Theil der Gemeine, während die Messe gelesen wird, weithin im

Freien knieen muß, weil bei weitem nicht Alle Platz darin finden können.

Mehrere Arten von Waaren haben in der Stadt ihre festen, angewiesenen Plätze, wo man alle Kaufleute, die mit den nämlichen Artikeln handeln, neben einander findet; auch draußen auf der Wiese herrscht dieselbe Einrichtung. Da stehen in langen Reihen die Marseiller mit ihrer Seife und ihren Korallen, die von Montpellier mit Liqueuren und wohlriechenden Wassern. In vielen Straßen werden nur getrocknete Früchte, als Feigen, Datteln, Rosinen verkauft, sogar von einer langen Straße erzählte man uns, in der man nichts sieht, als Knoblauch und Zwiebeln, die so künstlich aufgethürmt werden, daß es den Anschein gewinnt, als wären die Hütten daraus erbaut. Seiltänzer, Bereiter, fremde Thiere, Schauspiele aller Art, vom Trauerspiel an bis zur Hundecomödie herab, finden ebenfalls auf der Wiese ihren Platz.

Nicht nur das Land, auch der Strom wird während der Messe zum Marktplatz. Große Flosse, mit Brennholz und Balken, mit Faßdauben, Reifen und Böttchern beladen, bilden schwimmende Inseln. Bunt gemalte genuesische Feluken, spanische Pinken, Schaluppen aus Marseille kommen über Meer die

Rhône herauf. Nachen aus Bourdeaux benutzen den Kanal, unzählige Barken aus Lion, aus der Schweitz kommen die Rhône herunter, alle legen sich in gedrängten Reihen auf dem wilden Strom vor Anker; ihre Eigner hausen in diesen ihren mitgebrachten Wohnungen, haben ihre Magazine, ihre Aushängeschilder dort, und betreiben ihren Handel eben so gut, als wären sie auf dem festen Lande.

Außer Kaufleuten versammeln sich auch fast alle andre Stände während dieser Zeit in Beaucaire und finden Beschäftigung und reichlichen Erwerb, Handwerker, Künstler, Aerzte, Apotheker, Advokaten sogar; wären die Philosophen in Frankreich so häufig als in Deutschland, auch sie würden kommen, um der Menschheit mit ihrem Lichte zu dienen. Daß es an allem Troß, der gewöhnlich die Märkte besucht, dort auch nicht fehlt, versteht sich von selbst; ganze Horden von Beutelschneidern, Spielern und ähnlichem Volk ziehen bei Zeiten ein. An allen Ecken wird gekocht, gebraten, geschrien, gesungen, geprügelt; alle Sprachen tönen durcheinander, wie beim Thurmbau zu Babel; alle Arten von Volkstrachten, vom luftig gekleideten Katalonier bis zum polnischen Juden, bilden das bunteste Schauspiel. So währt der

Tumult, das Stoßen, Drängen, Feilschen, den ganzen Tag. Abends wird Ruhe, die Menge verliert sich zu den Sehenswürdigkeiten, zu den Eisbuden, den Kaffeehäusern, bis zur Nacht. Dann versammelt sich wieder Alles auf den Tanzplätzen; jede Landsmannschaft hat ihren eignen Ort, wo sie beim Schall der vaterländischen Musik die Tänze ihres Landes aufführt. Den lustigsten Anblick sollen die Katalonier gewähren. Die Männer tanzen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ihre Nationaltänze ganz unter sich, ohne Frauen, nach der Melodie der Romanzen ihres Landes, welche sie singen, indem sie sich mit Kastagnetten dazu akkompagniren.

Der Handelsverkehr dieser Messe ist nicht minder groß als der Lärm dabei. Sehr bedeutende Summen werden umgesetzt und alle nur erdenkliche Waaren sind zu haben, vom bedeutenden Kunstwerk an bis zum rohen Material, das noch Bearbeitung erwartet. Sechs bis acht Tage lang währt der größte Tumult, dann wimmeln der Strom, die Brücke, die Chausseen von Heimkehrenden; die Einwohner von Beaucaire brechen die Hütten ab, schließen ihre Häuser und Zimmer zu, und kehren mit vollen Taschen zurück zu ihrem gewöhnlichen Hamsterleben, bis der nächste Julius sie wieder

aus dem trägen Schlummer rüttelt. Wir wußten nicht, sollten wir uns darüber freuen oder betrüben, daß wir diesen ganzen ungeheuren Wirrwarr nur aus Erzählungen und Beschreibungen kennen lernen konnten. Wenn wir das enge, dunkle Lokal betrachteten, so freuten wir uns, hier nicht in das furchtbare Gewühl gerathen zu seyn, und doch konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieses rege Leben, mitten im Süden, einen ganz einzigen Anblick gewähren muß. Am besten wäre es, wenn man einen Tag lang wie ein Vogel darüber hinschweben könnte, um Alles zu sehen, ohne die Püffe, die Taschendiebe, den Lärmen, den Knoblauch fürchten zu müssen.

Tarascon und St. Remi.

Gegen Mittag endlich war die Brücke wieder hergestellt, wir zogen hinüber, mit uns eine ganze Karavane zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß. Wir wählten weislich auch die letztere Art, denn der Mistral tobte noch immer, die Wellen brachen sich gegen die krachenden, schwankenden Kähe der Schiffsbrücke, die kein Geländer hat. Bei solchem Sturm ist die Fahrt dar-

über nicht ohne Gefahr, schon oft wurden mit vier Pferden bespannte Wagen auf derselben vom Winde umgeworfen und in die Rhône geweht. Der unbeschreiblich reißende, wilde Strom hat zwischen Tarascon und Beaucaire eine beträchtliche Breite. Ein steinerner Damm, der einzige Ueberrest einer altrömischen Brücke an diesem Ort, bildet ungefähr in der Mitte desselben eine Insel. An diese stützt sich die erste Hälfte der jetzigen Schiffsbrücke; die zweite geht dann in schiefer Richtung zum andern Ufer, so daß die ganze Brücke einen ziemlich spitzen Winkel bildet, um den Wellen besser zu widerstehen, die dennoch sehr oft, so wie am vorigen Tage, die Ketten sprengen, welche die Kähne verbinden, und dann diese weit wegtreiben.

Das alte, nahe am Ufer auf einem hohen Felsen erbaute große Schloß von Tarascon und ein ähnliches dicht an Beaucaire gewähren von der Brücke eine sehr malerische Aussicht; bei stillem Wetter muß der Anblick der nur durch den Strom getrennten Städte, der Ruinen, der angebauten Ebene und der ewig wildrollenden Rhône entzückend seyn.

Obgleich beide Städte nur wie eine aussehen, so ist der Unterschied zwischen ihnen dennoch sehr groß.

So wie wir das Ufer von Tarascon betraten, wurde uns wohl zu Muthe; die Stadt ist weit größer, heller, lebendiger. Mehrere Fabriken und ein beträchtlicher Getraidehandel verbreiten Leben und Wohlhabenheit unter den Bewohnern, während ihre Nachbarn jenseit des Wassers in Trägheit und daraus entstehender Armuth versinken. Sonst war Tarascon der Sitz provençalischer Chevalerie und Poesie; König René gab hier oft Turniere und hielt nach Schiller seinen Liebeshof,

Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Der Nachhall jener Zeiten tönt noch wieder im Gesange des Volks, und mancher uralte Gebrauch ruft bis zum heutigen Tage jene alten Feste zurück, aber der Alles belebende Geist ist entwichen und das Volk weiß nicht mehr, was es thut, indem es dem Beispiel der Väter folgt, die es auch nicht besser wußten.

Noch bei guter Tageszeit erreichten wir St. Remi, und sahen hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge auf dem Wege dorthin seitwärts liegen, deren blen-

dend weiße Häupter mit den grünenden Frühlings-Gefilden um uns her sehr reizend kontrastirten. Rings um den jetzt unbedeutenden Flecken St. Remi, der sonst eine bedeutende römische Pflanzstadt war, ziehen sich Küchengärten wohl eine Stunde weit in's Land hinein. Bei keinem Ort im südlichen Frankreich bemerkten wir noch so viel Gemüsebau als hier; große Olivenbäume und Weinreben stehen in dicht gedrängten Reihen am Abhange der Hügel, und Alles zeuget vom Fleiß der Bewohner und dem innern Reichthum des Landes. Wir eilten durch St. Remi hindurch dem Hügel zu, der in einiger Entfernung von der Stadt noch Ueberreste altrömischer Denkmäler bewahrt. Schon von ferne sahen wir sie am Fuße hoher zackiger Felsen, die hier im Halbkreise ein sehr wildes pittoreskes Thal umschließen; düster stehen sie auf einer Anhöhe wie in ewiger Trauer mitten im blühendsten Leben.

Wir näherten uns zuerst einem großen prächtigen Grabmal, das aber dennoch nicht den Namen des Helden, dem zu Ehren es erbaut ward, der Vergessenheit entreißt, denn keine Spur einer Inschrift ist daran zu entdecken. Es besteht aus drei Stockwerken oder Abtheilungen. Das untere, mit Pilastern an allen vier Ecken geschmückte, trägt das ganze, höchst elegante Ge-

bäude, und dient ihm gleichsam zum Piedestal. Ziemlich gut erhaltne Basreliefs bilden die Seitenwände desselben, drei davon stellen Gefechte zu Pferde und zu Fuß vor, wahrscheinlich die Siege, die der Held erkämpfte; auf dem vierten ist ein großer Triumphzug abgebildet; ein schönes Gesims, aus Laub, Masken und Genien zusammengesetzt, zieht sich oben darum her.

Den zweiten, ebenfalls viereckigen Stock des Gebäudes schmücken an den Ecken kannelirte Säulen mit korinthischen Kapitälern; große offne Bogen zwischen denselben bilden die Seitenwände; ein aus geflügelten Seepferden zusammengesetzter Fries läuft oben darum her; zwei geflügelte Sirenen sind in der Mitte dieses Frieses abgebildet. Ueber ihn erheben sich sechs ebenfalls kannelirte Säulen mit korinthischen Kapitälern, die das Ganze krönen, sie stehen im Kreise und tragen eine Kuppel, so daß sie wie ein kleiner Tempel anzusehen sind. Zwei in der Mitte desselben befindliche Statuen sind leider bis zum Unkenntlichen verstümmelt. Das ganze Prachtgebäude macht bei aller anscheinenden Leichtigkeit einen höchst imposanten Eindruck, der durch die tiefe Einsamkeit des Ortes und den wenige Schritte davon sich erhebenden Triumphbogen noch erhöht wird.

Leider ist dieser sehr verfallen und wem er erbaut ward, ebenfalls unbekannt; vielleicht dem, der unter dem Grabmal ruht, vielleicht seinem Sieger; gewiß aber haben beide in dieser Nähe errichtete Monumente auf einander Bezug. Er bildet einen einzigen, nicht sehr großen Bogen, dessen inneres Gewölbe mit Rosetten, Trauben, Laubgewinden und Oelzweigen von Bildhauerarbeit sehr reich und geschmackvoll verziert ist. Die Pilaster, welche den Bogen tragen, sind dorischer Ordnung. Von außen stehen an jeder Seite desselben zwei kannelirte Säulen und zwischen diesen zwei aus der Wand hervorspringende Figuren. Sie haben von der Zeit viel gelitten, kaum konnten wir noch entdecken, daß sie gebundne Krieger vorstellen. Auch durch diesen Bogen ist der Blick auf die St. Remi umgebende Gegend bezaubernd schön; jede Aussicht gewinnt unendlich, wenn man sie so vom Ganzen abgeschnitten, wie mit einem dunkeln Rahmen eingefaßt, betrachtet, und hier ist die Natur überschwenglich reich.

Der Mistral trieb uns leider früher, als wir wollten, in den Wagen zurück, allmählig ward die Gegend, durch die wir nun kamen, so traurig öde, daß wir die Provence gar nicht wieder erkannten. So weit

das Auge reicht, erblickt es nur dürre Kalkfelsen; der Weg, auf dem es sich indessen doch sehr bequem hinrollt, ist in sie eingehauen. Das Städchen Orgon, wo wir die Pferde wechselten, hat die traurigste Lage, die sich nur denken läßt, auf dem Gipfel eines solchen öden Felsens, wo kein Baum schattet, kein Grashalm dem dürren Boden entspringt, und jede Spur des grünenden lachenden Edens, das wir vor wenigen Stunden verließen, rings umher verschwunden ist. Nur das mächtigste Band, das der Gewohnheit, vermag es, die Menschen an diese traurige Wüste zu fesseln, während ihnen das herrlichste Land so nahe liegt. Mit wenig Abwechselung blieb die Gegend in ihrer traurigen Einförmigkeit sich gleich, bis zu dem kleinen Dörfchen St. Cannat. Hier beschlossen wir zu übernachten, wenn es nur möglich wäre, ein leidliches Obdach zu finden. Der kleine Gasthof, vor welchem der Wagen hielt, sah ziemlich freundlich aus, das sehr verblichne Schild zeigte die Abbildung einer Frau in etwas ausländischer Kleidung, darunter stand mit großen Buchstaben à la belle Suédoise. Wir stiegen aus, und auch das Innre des Hauses war zwar ärmlich, aber von einer Reinlichkeit, die wir in diesem Lande längst nicht mehr zu finden erwarteten. Wir waren wirklich im Hause einer Schwedin, ei-

gentlich einer Stralsunderin. Mit einigen achtzig Jahren auf dem Rücken, schlich unsre Wirthin die Treppe zu uns herauf, hocherfreut, einmal deutsch sprechen zu können, was sie indessen ziemlich verlernt hatte, und uns ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande auszudrücken. In Schwedisch-Pommern, meinte sie, sey doch ein ganz ander Leben als hier in der Provence, dort gäbe es doch gute, ehrliche, treue Menschen, hier wären alle schlecht, falsch, böse, und Kartoffeln wüchsen nun vollends gar nicht, lauter Oliven und Feigen und Wein, aus denen sie sich gar nichts machte. Im siebenjährigen Kriege war sie einem jetzt lange verstorbnen Franzosen hieher gefolgt, der aus Liebe ihr Porträt zum Schilde seines Gasthofs erhoben und die ihrer Versicherung nach damals sehr wahre Inschrift darunter gesetzt hatte. Mitleidig betrachteten wir die Trümmer der schwedischen Schönheit, die, neubelebt durch den Besuch von Landsleuten, sich alle Mühe gab, uns gut zu bewirthen. Wie wirft uns das Schicksal herum, vom Gestade des baltischen Meers bis in den glühenden Süden! Und was ist das Ende von dem allen? Ein Grab! Ob unter Pinien oder nordischen Tannen, gleichviel.

Aix.

Von St. Cannat bis Aix hatten wir nur noch zwei Meilen vor uns. In der Nähe der Stadt wird die Gegend sehr angenehm, viele hundert artige, blendend weiße Landhäuser liegen zerstreut umher, umringt von Myrthen, Granatbäumen und aller südlichen Herrlichkeit. Die Olivenbäume sahen wir noch nirgends von so üppigem Wuchs, hin und wieder geben die Pinien der Gegend etwas ungemein Malerisches, übrigens aber fehlt es durchaus an großen schattenden Bäumen, die Sonne brennt, und im Sommer erhält das ganze Land ein ödes vertrocknetes Ansehen.

Aix ist eine bedeutende Stadt. Am Cours, einer der schönsten Straßen, so wir jemals sahen, stehen zu beiden Seiten pallastähnliche Häuser in langen Reihen zu beiden Seiten, und drei, durch vierfache Reihen schöner Lindenbäume gebildete, breite Alleen erinnerten uns hier auf das lebhafteste an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend, und drei herrliche Springbrunnen in der mittelsten Allee erfrischen mit freundlichem Geplätscher die Luft. Das Wasser im mittelsten dieser Brunnen ist heiß, und wird von denen, die

in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauch als solches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuschreibt? konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andre, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix als Badeort berühmt machten, und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden bestimmten Hauses fanden wir indessen nicht nur sehr unelegant, sondern sogar widerwärtig schmuzig und schlecht. Die Badezimmer sind dunkele, unangenehme Winkel; das Wasser läuft darin aus einem Krahn in die sehr abschreckend aussehenden kleinen Badewannen; es ist sehr heiß, doch lange nicht so, als der Sprudel in Karlsbad. In Aix läßt man das Wasser nur kurze Zeit stehen, ehe man darin badet, in Karlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden, ehe es dazu nur einigermaßen genugsam abkühlt.

Den Cours und noch ein paar hübsche Straßen ausgenommen, ist der übrige Theil von Aix winkelig und dunkel, wie die andern Städte, und die darin vorherrschende Unreinlichkeit übersteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen schöne große Gebäude, aber zwischen ihnen auch die jämmerlichsten Hütten; es ist, als ob die Häuser nicht recht in Reihe und Glied ständen, überall scheint etwas zu fehlen und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möch-

ten sagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours sind alle Gebäude an Größe und Pracht einander gleich. Ueberhaupt nennt man in der ganzen Provence und den mehresten großen Städten des südlichen Frankreichs die schönste Straße Cours; sie ist mit Bäumen besetzt und das, was die Italiäner unter dem Namen Corso verstehen. Die schönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix sind die größte Zierde dieser Stadt. Der Ueberfluß an frischem, kühlem Wasser, welchen sie gewähren, ist unter diesem heißen Himmelsstrich eine unschätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenspiel und einem künstlichen Uhrwerk, welches die Einwohner als eine ganz besondre Merkwürdigkeit betrachten. In Deutschland und in Holland findet man deren unzählige, auch hatte dies Uhrwerk das Schicksal fast aller dieser Art; es ist verdorben, und der Thürmer setzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus, die der ursprünglichen Einrichtung nach zur rechten Zeit von selbst hinaus und herein spazieren müßte.

Der große Place de la Justice gewährt einen ganz sonderbaren Anblick; denn der Bau eines großen, der Gerechtigkeit gewidmeten Gebäudes in dessen

Mitte war eben so weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen sollte, als er unterbrochen ward, und, wie man glaubt, auf immer. Nun ist der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdischen Kerker, Gänge und Keller nehmen sich wunderlich aus, wenn man von oben hinein sieht. Der ganze schöne Platz ist dadurch verdorben und fast unwegsam gemacht; bei Nacht wenigstens wird es gefährlich, hier zu gehen; kein Geländer umgibt die einem Steinbruch ähnlichen, oben zum Theil ganz offenen Gewölbe, so daß man im Dunkeln leicht hinabstürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte. Die große Kirche, St. Sauveur, ist ein im vierzehnten Jahrhundert erbautes, dem gothischen Styl sich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte steigt, sondern schwerfällig aussieht. Mehrere ziemlich plump und schlecht gearbeitete Statuen stehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligsten nicht schonenden Zerstörungsgeistes; viele davon sind muthwilliger Weise verstümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgestürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem, zum Theil recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerk sind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten

in's Inn're der Kirche; düstere, feierliche Dämmerung herrschte darin, und vor der zahlreich knieenden Gemeine ward eben am Hochaltar die Messe gelesen. Dies verhinderte uns, Alles genau zu betrachten; denn obgleich die durch den Besuch schaulustiger Fremden verursachte Störung des Gottesdienstes in katholischen Kirchen nichts Seltenes ist, so scheuen wir uns doch immer, sie zu veranlassen, und opfern lieber den Genuß, sie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige schöne Marmorsäulen am Taufsteine und mehrere alte Denkmäler. Merkwürdige Gemälde, die uns zu einem zweiten, bequemern Besuch derselben hätten anreizen können, enthält diese Kirche nicht. Im Ganzen ist wenig Freude bei dem Besuch der alten Kirchen in Frankreich; fast alle alte Monumente vernichtete die zügellose Wuth des Volks; Kunstwerke von Bedeutung wurden geraubt, und was übrig blieb, steht gewöhnlich in unerfreulichem, zerstörtem Zustande, ein Denkmal schrecklicher Zeiten, da.

Aix hat mehrere auffallende Wechsel des Schicksals erlebt. Früh, unter der Regierung des seiner Phantasie sich ganz hingebenden, ein wunderbar-poëtisches Leben führenden Königs René, war es der Sitz der provençalischen Dichter, der Künste und des ro-

mantischen Ritterthums. Hier gab dieser König seine ewig wechselnden Feste, versammelte die ersten Künstler, die ersten Sänger des Landes und des nahen Italiens, rief die edelsten, schönsten Frauen herbei, ergriff mit ihnen und seiner vielgeliebten Gemahlin, Isabelle von Lothringen, zuweilen in kindlicher Lust den Schäferstab, und hieß die edelsten Ritter, zu Ehren der schönen Schäferinnen, in feierlichen Turnieren ihre Lanzen gegen einander versuchen. Später versammelte das hier seinen Sitz habende Parlament die vornehmsten Familien von Frankreich. Sie erbauten alle die herrlichen Paläste, welche jetzt verödet dastehen; ihre Pracht verbreitete Wohlstand unter den Bewohnern, Alles war lebendig und die Straßen wimmelten von fröhlichen Menschen und schönen Equipagen. Die Revolution trieb sie alle hinweg; menschenleer und öde steht die einst so blühende Stadt, und alle Freude, alles Glück scheint mit dem alten Glanz derselben entwichen. Wir brachten einen Sonntag in Aix zu, und sahen die Einwohner, wie gewöhnlich an diesem Tage, auf dem Cours spazieren gehen. Fast alle trugen den Stempel der Armseligkeit in der Kleidung und wilden Mißmuths in den düstern, von der Sonne verbrannten Zügen. Eine Menge katholischer Geistlicher in den verschiedensten

Ordenstrachten wandelte in allen Straßen. Kirchliche Feierlichkeiten und aus alten Zeiten stammende, oft sehr barocke Processionen sind das einzige, was noch zuweilen einiges Leben unter diese in bittere Armuth versinkende Menschen bringt. Zwar ist der Boden rings umher ergiebig; das schönste Oel wächst hier im Ueberfluß, auch Wein und Korn gerathen wohl; doch ist dies nicht genug, um den Einwohnern von Aix den alten Wohlstand wieder zu geben, da es ihnen an Industrie und Thätigkeit fehlt, um durch Handel und bedeutende Fabriken das zu ersetzen, was sie in der Revolution und durch die Entfernung der reichen Familien verloren.

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station, denn beide Städte sind nur etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend zuerst sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo Alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillion auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere

Aussicht, als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahl der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen, und linker Hand eine weite Ebene, besät mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, die berühmten Bastiden der Einwohner von Marseille.

Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix aus ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche, breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Thore von Aix an bis zum römischen Thor durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an beiden äußern Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählig hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden

Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waaren-Magazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch schöner beinah ist die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palastähnlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Ursache, sowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu seyn. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effekt. Im Ganzen ist der neuere Theil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft sie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten sich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade machen das Gehen in der Stadt sehr angenehm. Klares, frisches Wasser

strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über sie wegsteigen, und dies macht sie ein wenig unbequem, sie tragen indessen sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, besonders aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich, auch hält die Polizei sehr streng auf Reinlichkeit derselben, so daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuße gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne zierliche Stadt, in welcher sogar die Fenster zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir die Freude entbehrt hatten, Alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neueren Theil der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Kontrast zwischen beiden erinnerte uns auf's lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Ort, unter ganz andern Menschen zu seyn. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkligen Straßen, die alten, hohen, düstern Häuser wieder, und eine durch die

furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaster der bald auf- bald abwärts führenden Straßen ist abscheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten. Die Menschen, welche diesen Theil der alten Stadt, so an den Hafen grenzt, bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eignen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache als in Sitten, Gebräuchen und Kleidung von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, welche sie kaum verhüllen, und ihre kümmerliche Nahrung erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von allen andern Bewohnern Marseilles wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dies wunderliche Volk blos unter sich, und verlangt von selbst nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen, um dort zu fischen, den größten Theil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier, die hier in grauer Vorzeit eine Art Kolonie anlegten,

welche das Gepräge ihres Ursprungs durch alle Jahrhunderte hindurch rein und ächt erhalten haben, da sie blos Töchter ihres eignen Stammes heurathen.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten in der Welt, neunhundert Schiffe können darinnen, vor Sturm gesichert, liegen; hohe, schützende Felsen umgeben ihn und die Rheede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais und ergetzten uns an der köstlichen Aussicht und dem fröhlich lebendigen Gewühl zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meers, beladen mit Drangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen grossen Kauffahrtei-Schiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Böte, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdnen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebnen Quai's herrscht das mannigfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben; alle europäische Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomien aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben, maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes, unter den schönen geputzten Marseillerinnen umherwandeln sahen, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, welchen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Schmuck und Verzierungen überladne Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit in's grellste Licht stellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist

viel schmäler, als der ihm gegenüber liegende an der andern Seite des Hafens, aber auch weit lebhafter, denn der untre Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, theuersten Waaren, als auch die unbedeutendsten zum Verkauf zierlich aufgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, wunderherrliche Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit jederman von weitem sehe, daß diese geschmacklos bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicherer Zonen in ihrer Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffsbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hieher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andre. Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breitern Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallner, als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle der Gesundheit wegen verdächtige Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht an's Land zu kommen, wird hier eben so strenge, als in Cette, gehalten. Die Passagiere sowohl, als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben, oder sich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rheede erbaute Quarantaine-Anstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die

glücklichen Menschen, die dort frank und frei herumwandeln durften, anblickten. Die Langeweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich seyn, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehn von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer Monden lang harren. Dennoch hat er vor dem in den Quarantainehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in der Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Theil dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viel Wohnhäuser, Magazine für die Waaren und Ställe für die mit ankommenden Thiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, das Rathhaus und die Consigne. Die Fronte des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur viel-

leicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergleichen etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtentheils herunter geschlagen, und Jacobiner-Mützen, schlechte Freiheitsbilder, republikanische Inschriften im Geist jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsversammlungen bestimmt, und mehrere Büreau's für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht, ob aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut schöppenstädtisch beim ersten Grundriß vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution ebenfalls weggerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertal mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestalteteres und Geschmackloseres gibt es nicht viel im Gebiete der plastischen Kunst; zum Ueberfluß hält Herr Libertal auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer vor dem Rathssaal zogen zwei sehr große Gemälde unsre Aufmerksamkeit an. Sie sind von Serres gemalt, einem außer Marseille wenig bekannten Schüler Pugets, und enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahr siebzehnhundert und zwanzig Marseille zur Todtengruft machte. Serres erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wo es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopien dessen sind, was er sah und erlebte, deshalb ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keinesweges vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours, das andre den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man darauf das unausweichbarste, entsetzlichste Elend in tausend verschiedenen Gestaltungen, überall das furchtbarste Sterben in aller seiner Gräßlichkeit; dazwischen Aerzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind alle Porträte von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran

setzten, dem Elend zu steuern; auch der Kopf des Erzbischofs, der sich damals besonders hülfreich erwies, ist Porträt.

Noch voll von schauderhaften Phantasiegebilden, welche diese Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Consigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger, als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in ihre mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saal der Consigne sahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum An-

denken jener, seine Vaterstadt zerstörenden, furchtbaren Pest malte. Es ist eine seiner frühern Arbeiten, noch frei von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Composition einfach und natürlicher, als an allen seinen spätern uns bekannten Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr; Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vorgrunde, seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben verscheiden, der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Ein schönes Basrelief in kararischem Marmor von Puget gearbeitet, würde eine wahre Zierde dieses Saales seyn, wenn es so angebracht wäre, daß man es recht sehen könnte; dies ist aber leider nicht der Fall. Es stellt die Pest in Mailand vor; der fromme Erzbischof kniet betend in der Mitte, neben ihm zwei andre Geistliche; Engel in den Wolken verheißen ihm die erflehte Hülfe, indem sie ihm das Kreuz zeigen. Diese ganze Gruppe ist vortrefflich, besonders der ausdrucksvolle schöne Kopf des Erzbischofs; den übrigen weiten Raum erfüllen Bilder der

Verzweiflung und des Todes, wie auf den Gemälden seines Schülers Serres. Pugets unerwarteter Tod verhinderte ihn, die letzte Hand an dieses Werk zu legen, welches daher in einigen Nebenpartien noch unvollendet geblieben ist. Er war ein ausgezeichneter Künstler, aber die Franzosen nennen ihn mit ihrer gewohnten Bescheidenheit den zweiten Leonardo da Vinci, eine Ehrenbezeugung, über die er wohl in jener Welt noch zürnen müßte, wenn er etwas davon erführe, denn echtes Talent nimmt lieber bittern Tadel, als übertriebnes Lob an. In der alten Stadt ist das Lyceum ein sehenswerthes Gebäude. Es war ehemals das sehr prächtige und weitläuftige Kloster der Bernhardiner-Nonnen, jetzt werden in einem Theil desselben etwa hundert und funfzig Knaben erzogen. Die Anstalt ist auf öffentliche Kosten, wie es uns schien, recht zweckmäßig eingerichtet, zwar etwas klösterlich der Form nach, aber dies pflegt auf die Jugend selten nachtheilig zu wirken, besonders unter diesem heißen Himmelsstrich, wo Menschen wie Pflanzen sich früher entfalten, und die Lust zum Vergnügen mit der Luft eingeathmet wird. Die Knaben erhalten in ihr den Anfang einer gelehrten Bildung; sie wohnen, essen und schlafen unter immerwährender Aufsicht ihrer Lehrer. Die vielen großen Gärten und

Höfe des Gebäudes gewähren ihnen Raum und Gelegenheit, sich im Freien zu bewegen; die großen Speisesäle, die Schlafsäle, die zum Unterricht bestimmten Zimmer sind alle reinlich und luftig; auch sehen die Knaben sehr fröhlich und gesund aus.

Ein anderer Theil dieses ehemaligen Klosters ist zu einer öffentlichen Zeichenschule eingerichtet, in welcher wir manche wohlgerathne, viel für die Zukunft versprechende Arbeiten mehrerer Zöglinge mit Vergnügen sahen. Die öffentliche Bibliothek und ein ziemlich unbedeutendes Naturalien-Kabinet sind in einigen Sälen aufgestellt, andre dienen zur Versammlung der hiesigen Akademie der Wissenschaften und einiger zum allgemeinen Besten, besonders zu wohlthätigen Zwecken, eingerichteter Gesellschaften. Mehrere waren für das Museum bestimmt, welches eben, zum großen Herzeleid der die Kunst nicht sonderlich liebenden Marseiller, eingerichtet werden sollte.

Vergebens hatte die gute Stadt sich lange gegen das von Paris aus an sie gelangte Ansinnen gesträubt, einen Theil der geraubten Kunstschätze in ihren Mauern aufzunehmen und daraus ein Museum zu bilden, wie sie in allen bedeutenden Städten Frankreichs existiren; nicht eben aus Widerwillen gegen irgend ei-

nen Antheil an unrechtmäßig erworbenem Gute, sondern weil für den Transport und das Einpacken zwanzigtausend Franken bezahlt werden sollten. Vergebens hatte sie vielfältig erklärt, sie wisse dergleichen gar nicht zu schätzen, sondern bäte, andre Städte damit zu beglücken, die mehr Sinn für die Kunst hätten, als die einzig dem Handel ergebnen Einwohner von Marseille. Da half kein Remonstriren, die zwanzigtausend Franken mußten gezahlt werden, die Gemälde wurden eingepackt und kamen während der Zeit unsers Aufenthalts in Marseille richtig an. Wir sahen sie gleich nach dem Auspacken und erstarrten fast über den traurigen Anblick derselben. Die Pariser waren beim Emballiren mit beispiellosem Leichtsinn und Unwissenheit zu Werke gegangen, fast keines der Gemälde war unbeschädigt angekommen, in viele große, bedeutende Stücke waren Löcher gerissen, an andern die Farbe dermaßen herunter gerieben, daß es fast unmöglich wurde, zu erkennen, was sie gewesen waren. Zum Glück sind die großen Namen, mit welchen diese Sammlung prangt, größtentheils nur titular. So sahen wir zum Beispiel einen die Apokalypse schreibenden Johannes, angeblich von Raphael, welchen der unsterbliche Meister wohl noch nie erblickt hat. Doch ist auch manches Gute mit zu Grunde gegangen. Ei-

ner vortrefflich gemalten, sonst höchst widerwärtigen Geißelung von Rubens ward gar arg mitgespielt, so wie auch zwei herrlichen Gemälden von Perugino, einer heiligen Familie und einer Grablegung. Der tief empfundne Ausdruck und die hohe Einfachheit der Composition dieser letztern zog uns besonders an. Die Mutter hält mit dem edelsten Ausdruck des innigsten Schmerzes den todten Christus auf ihren Knieen; sein Liebling, Johannes, unterstützt, tief gebeugt, das sinkende Haupt; gegen ihm über weint Magdalena knieend zu den Füßen des Erlösers; Nikodemus und Joseph von Arimathia stehen zu beiden Seiten; den Hintergrund des Gemäldes bildet ein offner Portikus, durch welchen man hinaus in eine weite Gegend blickt. Es ist ein herrliches Bild, welches uns später von den Gemälden aus der deutschen Schule lebhaft zurückgerufen wurde, die wir bei den Herren von Boisserée in Heidelberg sahen. Alle seine Fehler und alle seine Vorzüge fanden wir bei diesen alten deutschen Künstlern wieder, welche uns, Dank sey jenen ächten Kunstfreunden, jetzt aus dem Grabe der Vergessenheit neu erstehen; dieselbe einfache Anordnung, denselben Ausdruck des wahren innern Lebens, nur nicht die Farbenpracht der alten deutschen Kunst.

In einer Darstellung im Tempel hat le Sueur den großen Gedanken in Corregios Nacht zu benutzen gesucht; das Licht, welches den Tempel erleuchtet, strömt vom Kinde aus. Mehrere von Paris gesandte Gemälde aus der französischen Schule, und einige in Marseille schon vorhanden gewesene von Puget und Serres sollen wenigstens der Zahl nach diese Sammlung vollständig machen. Die bedeutenden Beschädigungen, welche die von Paris gesandten Gemälde erlitten hatten, machten der guten Stadt Marseille große Noth; restaurirt mußten sie werden, darüber waren alle Stimmen einig, nur das Wie war schwer zu entscheiden. Am Ende entschloß man sich, den Maler dazu zu nehmen, der sich in seinen Forderungen am billigsten bewies; es fand sich auch einer, welcher nur einen Laubthaler den Tag verlangte, und dabei versprach, recht fleißig zu seyn, damit er bald fertig würde. Armer Perugino! wie mag es dir unter solchen Händen ergangen seyn!

In der umliegenden Gegend ausgegrabne antike Fragmente von Grabsteinen, Inschriften und Basreliefs, nebst einigen aus Kirchen geraubten Grabmälern und Monumenten standen noch ungeordnet in den Höfen und mehreren Sälen umher, und erwarteten

die Zeit, wo sie, in Reih und Glied gestellt, das ihrige beitragen sollen, um das Museum von Marseille zu verherrlichen.

In einem Zimmer des Lyceums vollendete eben ein junger, geschickter Dekorationsmaler einen Theatervorhang von großem Effekt. Grazien und Musen umtanzen den Wagen des Phöbus, — denn ohne Phöbus thun die Franzosen nichts, — Minerva führt den Zug an, und Friede und Ueberfluß schreiten vor ihr her. Dieser brillante Vorhang fiel uns um so mehr auf, da man sie in Frankreich gewöhnlich nur sehr einfach sieht; er war für ein sehr hübsches, in der Altstadt neu erbautes Theater bestimmt, das bis auf einige Dekorationen schon völlig vollendet dastand, und nur noch die Schauspieler erwartete, welche ihr Wesen oder Unwesen darin treiben sollten.

Spaziergänge und nächste Umgebungen von Marseille.

Einen Spaziergang kann man es wohl nicht nennen, wenn man sich in eine Gondel setzt, und durch den gewühlvollen Hafen hindurch hinaus auf die Rhede fährt; aber das Herrlichste bleibt es immer, was

Marseille's Umgebungen bieten können. Die Aussicht von der oft spiegelglatten smaragdnen Fläche der Rheede auf die Inseln, die an ihrem Eingang liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer, ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Ueberfluß aller Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt, von diesem Standpunkt aus, einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat, auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen, fruits de mer, so nennen sie alle die verschiednen eßbaren Muscheln, Austern und sonstigen Schaalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige

Château d'If erbaut ist, dieses fast unzugänglich fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem die unglückliche eiserne Maske mehrere Jahre lang im engen Verwahrsam gehalten ward. Auch jetzt noch war es nicht leer von ähnlichen Opfern des grausamsten Despotism, die dort, aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern schmachteten.

Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Ueberbleisel eines alten, verödeten Schlosses und eine kleine Citadelle, in welcher ein Paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baracken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menschen den Kopf in so weit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den mächtigsten Monarchen sich zählen zu dürfen. Ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung commandirte, kam nämlich auf die sublime Idee, sich von ihnen als König von Ratonneau huldigen zu lassen; die Unterthanen bezeigten sich indessen widerspenstig, da beschloß der König, sie sammt

und sonders zu verbannen, und da sie einmal alle viere nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er sie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, trieb sie fort, schoß nach ihnen und blieb auf diese Weise ganz allein unumschränkter Herr in seinem Gebiet. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen, und ließ ihn im ruhigen Besitz seiner Staaten, bis die Fischer seiner ewigen Requisitionen von Lebensmitteln überdrüßig wurden. Einige von ihnen ersannen eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedne vom festen Lande zu ihm, und verlangten, ihm als ihrem Fürsten zu huldigen, was er denn auch, hocherfreut, ihnen in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treulosen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marseille, wo er noch einige Jahre, in der festen Ueberzeugung seiner hohen Würde, als entthronte Majestät im Irrenhause lebte.

Die Insel Pomègue ist die größte, und von Marseille am weitesten entfernt. Sie begrüßt der Schiffer als den letzten Punkt Landes, ehe er in das grenzenlose Meer hinaussegelt; ihrem Hafen naht er sich wieder zuerst bei der Heimkehr; denn die Quarantaine-Anstalten beginnen schon hier. Jedes von

der Levante kommende Schiff muß zuerst auf der Insel Pomègue seine Pässe zeigen, dort wird ihm die Stelle, wo es auf der Rheede oder im Hafen von Marseille ankern darf, bezeichnet; deshalb darf auch kein Boot, das nicht in der Quarantaine begriffen ist, dem Hafen von Pomègue sich nähern. Fischer und wer die Insel sehen will, müssen sie umfahren, an der entgegengesetzten Seite landen, und dürfen nicht tiefer in's Land, nicht in die Gegend des Hafens gehen, selbst die Soldaten nicht, die hier auf einem Wachtthurm Wache halten. Die ganze Insel besteht aus einem einzigen großen Felsen, öde und unwirthbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Mehrere kleine namenlose Inseln liegen noch um sie her. Alle diese im Meere zerstreuten Felsenmassen gewähren bei ihrer Oede doch einen höchst malerischen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; sie gleichen schwimmenden Festungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildesten Elemente erbaut.

Die Spaziergänge in und um Marseille sind sehr angenehm, obgleich wir die eben erwähnte Wasserfahrt ihnen allen vorziehen möchten. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragnen Wälle angelegte Boulevard, und gewährt manche erfreuliche

Aussicht auf ihre nächsten Umgebungen. Die jungen Platanen und Sykamoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden ihn mit der Zeit zu einem der schattigsten Spaziergänge machen, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan. Ganz nahe an der Stadt liegt die montée de Bonaparte, welche jetzt wohl einen andern Namen erhalten haben wird. Ein sehr bequemer Weg windet sich zum Gipfel des Felsen hinauf, von welchem man die Stadt, ihre Umgebungen und das Meer übersieht.

Interessanter, aber auch beschwerlicher, ist der Weg nach notre Dame de la Garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich fünfhundert Fuß hoch über die Fläche des Meeres erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die über allen Ausdruck erhabene, herrliche Aussicht lohnte uns oben auf's reichlichste für alle Mühseligkeit

des Steigens auf dem mit spitzigen Kieseln besäeten Pfade. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen alle die tausend, auf Höhen und in Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rheede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher das Château d' If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war still; glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerböte kreuzten darauf umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majestätischen Schwänen ähnlich, schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herr-

lichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff, oft sah er die ganze englische Flotte dicht vor der Rheede kreuzen und hatte nur noch am gestrigen Abend dreizehn ihrer Segel gezählt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thüre blickten wir in den hochgewölbten, engen, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz oben angebrachte, kleine, vergitterte Oeffnung erhellt. Es ist ein furchtbar schwarzer, entsetzlicher Aufenthalt, und selbst für diesen großen Verbrecher dünkte er uns zu arg, der hier wohl oft in düst'rer Verzweiflung an sein vormaliges üppiges Leben, an seine vergoldeten Säle und alle die Tausende, die jeder seiner Launen fröhnten, zurück dachte!

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, welches sonst ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, das aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer befehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz der notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll kleiner Dankopfer derer, die im Sturm, Schiffbruch und Sclaverei von ihr gerettet zu seyn glauben.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabend bis zum Montag sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt zerstreut liegenden Landhäu-

ser, hier Bastiden genannt, welche das Land umher beleben und ihm einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl derselben auf zehntausend an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut, und rings, so weit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendend-weißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meers; so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villa's Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten, und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum

Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens in's Grüne blicken kann, wenn es draußen recht unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein, und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größern könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feenschloß suchen, welches Herrn von Thümmels reiche Phantasie in dieser Gegend erbaute; keins ist zu finden, welches nur die entfernteste Aehnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eignen Garten um sich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfang, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmuck, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da braucht es nicht der Kunst des Gärtners, um mühsam sie zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen, und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergs-

mauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums; die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles übrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu seyn, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andre starkduftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andre in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer fast grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balsamduft, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitschattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengen-

de Mittagsstrahl sie schon im Keimen zu Staub brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas andres als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, Alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marseille so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und denen besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinewand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, deren freundlicher Aufnahme wir unsre schönsten geselligen Stunden in Marseille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in

den Garten hinaus lief, getroffen vom Sonnenstich sogleich hinsank, und wenig Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft und Alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenn gleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel hernieder strahlt, mit einer Pracht, von der nur unsre kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehne Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschöner Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit des-

selben. Mild und seegensreich herrscht er vom Octo-
ber an bis spät im December; oft braucht man erst im
Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regen-
zeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa
drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft
mild und selten merkt man Morgens früh ein wenig
Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind
die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling
schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum
seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt;
er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der
schneidendkalte, Alles austrocknende Mistral gerade in
dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten
wehte.

Die hohe, pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag auf's Neue. Ob-
gleich es ihr ganz am ländlichen Reize frischer Wiesen
und schattender großer Bäume fehlt, so wurden wir
es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des
Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen;
die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen,
was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal
von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen
als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches
grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder

Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung über ihre große Natur uns oft fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsre Gegend in der höchsten Schönheit kennen lernen wollen", war das ewige Lied unsrer Marseiller Freunde, auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt, wir kamen zuerst nach Eygalades, und fanden zu unserm Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Strömchen windet, ein kleines Waizenfeld, dessen Aehren aber so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber nicht weiter bekümmerten.

Im Schloß Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläuftiger und in größerem, vornehmerem Stil erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine der Zahl nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung,

durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend, desto reizender aber ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fuspfad, der längs dem kleinen Fluß Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser in's Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgeben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können, aber die frische Kühlung der hohen schattenden Bäume, die vom silberhellen Wasser durchströmten Grasplätze erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas köstliches seyn.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größern, auf einem Punkt hier

versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brod aus, da auf diesem felsigen Boden kein Waizen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbei geschafft werden, was indessen durch die Schifffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Ueberfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf; die Marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andere Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land im Ueberfluß. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hieres und die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante Datteln, Pistaziennüsse und viele andre Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht

an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Ueberfluß vorhanden; so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einst samt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchylien-Kabinette ähnlich, aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Mollusken-Arten, die auch gegessen werden, mochten wir gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus; desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummer.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Lämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen,

da es keine Wiesen gibt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beides ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Ziegen und Schafen; es wird auch Butter davon bereitet, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon, die Speisen werden alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Oliven-Oel bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns sehr bald daran; zum Braten, Backen, zur Bereitung des Gemüses und der Fische fanden wir das Oel sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte seidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht theuer sind; viele Verzierungen daran würden die Wärme des Klima's ohnehin beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leichte gedruckte Mousseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen

Strohhüte, und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leichte, überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor Allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Meublen haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glasurten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben, außer den innern Jalousieen, noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig, auch schleichen sich zuweilen Scorpione ein; doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wacht, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne aller-

hand wunderbares Gewürme hervor; es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechsen fahren oft plötzlich hervor und erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit silbernen Glöckchen.

Eine eigene Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen, reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten, der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger reichen russischen Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst die wenigen Fiakers, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müssig da, denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinaus wagt. Bei vielen Bastiden wäre es sogar ihrer Lage

wegen unmöglich, bis an die Thüre derselben zu fahren. Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze allen Muth; auch kann man recht gute Pferde und Wagen billig zur Miethe haben, wenn man in einzelnen, seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig, denn es gibt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, so wie auch alle andere bedeutende Familien leben für sich allein. Höchstens beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet in Marseille nur bei sehr seltenen Anlässen Statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirées wie in Paris, in Bourdeaux und im übrigen Frankreich existiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme, und lud seine Erwählten zuweilen zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen und mehreremale bald in der Stadt, bald auf der Bastide von ihnen eingeladen, aber immer fanden wir sie allein,

höchstens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und sahen aus Allem, daß dies die allgemeine Lebensweise sey. Unsere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu, und fanden bei dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehenderen Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll entworfen, das immer lebendige Gespräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größre Gesellschaften herbei zu wünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Geselligkeit in Marseille, sondern der größte Hang zu rauschenden Vergnügen und zum niedrigst ausschweifenden Leben. Hohes Spiel, wilder Tanz und die auf's höchste getriebene Sittenlosigkeit sind Freuden, welche den Männern jede Gesellschaft verleiden, die ihnen den mindesten Zwang auferlegt. Die wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen, sind größtentheils Ausländer, und leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome fort wollen.

Jeder Mann, verheirathet oder nicht, unterhält eine Geliebte, in deren Wohnung er alle Stunden zubringt, welche die Geschäfte oder anderweitige Vergnügungen ihm frei lassen. Dieses ist so allgemein anerkannte Sitte, daß es niemandem einfällt ein Geheimniß daraus zu machen. Seit wenig Wochen verheirathete Männer und ältere Hausväter führen ihre sogenannte Freundin öffentlich in's Theater und bleiben bei ihr, oft der Loge gegenüber, in welcher ihre Frauen, ihre erwachsnen Söhne und Töchter sich befinden, als wenn es so seyn müßte, und die Frau, welche es wagte, die mindeste Unzufriedenheit darüber zu äußern, würde, selbst unter den andern Frauen, sich lächerlich machen. Nirgends tritt das Laster öffentlicher und ohne Scheu auf, als in Marseille, die Stadt wimmelt von ganz berüchtigten Mädchen aller Klassen, man begegnet ihnen bei jedem Schritt, und im Theater, in Concerten, auf Bällen kann es die unbescholtenste Frau nicht vermeiden, in ihrer Gesellschaft zu seyn und ihre Töchter mit ihnen in einer Reihe zu sehen, ja sie muß es anhören, wie ihre Söhne und ihr Mann mit solchen Bekanntschaften groß thun. Viele unter ihnen machen ein Haus und sehen alle Abende große Männergesellschaften bei sich, in welchen Hazardspiele die Hauptunterhaltung ausmachen.

Das Spiel zerstört vollends jedes angenehme häusliche Verhältniß; in allen Straßen sind mehrere von der Regierung privilegirte Spielhäuser, die jährlich oft zwanzig bis dreißigtausend Franken Pacht geben. Man kann daraus schließen, wie besucht sie sind und welche große Summen dort umgesetzt werden. Selten gehen Frauen hin, die nicht zu der ganz verrufnen Klasse gehören, außer im Karneval, und dann nur maskirt, aber manche setzen sich doch auch darüber hinaus, und besuchen diese Orte öffentlich und zu jeder Zeit.

Daß bei dieser ausschweifenden, alle Rücksichten vernachlässigenden Lebensweise der Männer auch nicht alle Frauen makellos bleiben, läßt sich denken, um so mehr, da sie von der frühsten Kindheit an sehr schlechte Beispiele sehen, und niemand hier die strengen Gesetze des Anstandes kennt, die in andern französischen Städten wenigstens den Schein der Tugend erhalten, welchen hier niemand achtet. Verworfne Geschöpfe, die man in Paris oder Bourdeaux in keiner guten Gesellschaft dulden würde, erscheinen hier überall, und gelingt es einer von ihnen, einen ihrer Anbeter so zu fesseln, daß er sie heirathet, so tritt sie ohne Widerspruch in die Reihe der unbescholtensten Frauen und genießt in der Gesellschaft gleiche Ehre mit ihnen.

Die Folgen dieses zügellosen abscheulichen, Lebens erblickt man sowohl in den höhern als geringern Klassen, und begegnet bei jedem Schritt fürchterlich entstellten Gesichtern, die die Geschichte ihres Lebens zur Schau tragen, ohne sich übrigens sonderlich darum zu kümmern.

Unter solchen Umständen bleibt also denen, welche sich diesem sittenlosen Leben nicht hingeben wollen, keine Wahl, als still in ihrem Hause oder ihrer Bastide zu leben, und kein Vergnügen außer denselben, als der Besuch des Theaters.

Das große Schauspielhaus in der Straße Beauvau ist ein schönes Gebäude, obgleich die Säulen an der Fasade desselben im Verhältniß mit ihrer Höhe etwas zu stark sind. Auf dem großen, freien Platz, in dessen Mitte es steht, nimmt es sich dennoch recht imposant aus. Die innere Einrichtung desselben ist lobenswerth in jeder Hinsicht, die Bühne sehr geräumig und die Dekorationen sind vortrefflich. Die Schauspieler entfernten sich freilich nur wenig von der goldnen Regel des Mittelmäßigen; aber man hoffte auf Verbesserung derselben wie überall. Im Grunde bekümmert sich aber auch das Marseiller Publikum wenig

um das, was auf der Bühne gesprochen wird; ihm ist der Tanz die Hauptsache, auch fanden wir hier das Ballet in einer Vollkommenheit, wie nirgends außer Paris. Mehrere der ersten Tänzer waren ehemals mit bedeutendem Gehalt bei der italienischen Oper in London engagirt, und die Ausführung des großen berühmten Ballets, Psyche, setzte uns durch ihre Vortrefflichkeit in Erstaunen, obgleich wir das nämliche Ballet in ganz erneuter Pracht in Paris hatten geben sehen, wo Mad. Gardel, Clotilde und du Port die Hauptrollen hatten.

Der für die Zuschauer bestimmte Theil des Theaters bildet einen großen Halbzirkel, so daß man nirgends zu weit von der Bühne entfernt ist, um Alles zu hören, und zugleich die ganze Versammlung übersieht. Die Logen sind alle von Abonennten eingenommen, Fremden und Nicht-Abonennten bleibt eine weite, offne Gallerie, die etwas niedriger als der erste Rang Logen sich an diese lehnt, und vor ihnen rings um das ganze Haus hinläuft. Dort sieht und hört man freilich am besten, aber in sehr schlechter Gesellschaft; es scheint indessen eine Art stillschweigender Konvenienz zu seyn, daß diese sich gewöhnlich zur linken Seite des Theaters hält. Da jeder Abonnent seine Loge

wie er will dekorirt, so erhalten diese ein buntscheckiges, die Harmonie des Ganzen störendes Ansehen, denn jede ist mit einer andern Farbe tapezirt, einige sind offen, andre haben Vorhänge, andre Gitter, andre Rouleaux von Gaze, manche sehen wie aufgeputzte Gardinenbetten aus, andre wie Schiffskajüten. Hinter der Musik im Orchester nehmen viele Frauenzimmer mit ihren Führern Platz, im Parterre aber sieht man, wie überall in Frankreich, nur Männer. Von der baldigen Eröffnung des sehr hübschen, in der Altstadt neu erbauten Theaters hoffte man viel Schönes. Außer diesen beiden großen Schauspielhäusern existiren auch noch drei oder vier kleinere in Marseille. In das größte derselben, au Pavillon, wagten wir uns einmal hinein, aber sowohl die Vorstellung, als die Gesellschaft, die wir dort fanden, bewogen uns, noch vor Ende des Stücks wieder hinaus zu gehen, und benahmen uns den Muth, auch die übrigen kleinen Tempel Thaliens zu besuchen.

So wenig Reiz das gesellige Leben in Marseille auch bieten mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viel Freude. Ueberall ist frohes, munteres Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an dessen Außenseite er-

freuen zu können. Abends ist es ein Wogen und Leben in den Straßen, viele Leute sitzen vor den Häusern, die Läden sind erleuchtet, überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien, man geht in den Straßen spazieren, ohne Furcht damit etwas Unschickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offnen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus als in der Gascogne; so häßlich das Volk dort ist, so schön ist es hier. In allen Klassen bemerkten wir im Durchschnitt große herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen, blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuthen sollte. Unter den Frauen der höhern Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen mit goldnen Locken und schwarzen Augen, überhaupt viele auffallend schöne Weiber, denen die dem Süden eigne Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes gibt. Diese Lebhaftigkeit des Volks in Sprache und Bewegung ist hier nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als ob sie einander todtschlagen, eher, als ob sie mit einander

tanzen wollten. Der volle schöne Klang des provençalischen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht sehr trauen; im Zorn ist es zu jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution, in welche fast die Jugend der ganzen gegenwärtigen Generation fiel, haben wenig Keime des Guten in ihr aufkommen lassen, welche die allgemeine Sittenlosigkeit vollends zerstört.

Fabriken.

Bei dem allgemein herrschenden Streben, sich zu vergnügen, vernachlässigen die Einwohner von Marseille doch keinesweges ihr Interesse, und suchen durch Thätigkeit und Industrie sich die Mittel zu verschaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weise zu beschließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben, Spiel aber und ein ausschweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil fast keiner in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht, und die mehresten sich einbilden, daß man anders gar nicht leben könne, da sie es von Jugend auf so sehen.

Einer der bedeutendsten Erwerbzweige sind hier die Seifenfabriken. Lange widerstrebten wir dem Ansinnen unsrer Freunde, eine der größten derselben zu besuchen, weil wir ihre unangenehme Atmosphäre fürchteten, und willigten zuletzt nur halb gezwungen darein. Wir bereuten es jedoch nicht, denn da man nur Oliven-Oel in diesen Fabriken anwendet, und der Mangel an Viehzucht die bei uns übliche Benutzung der Knochen und des Talgs unmöglich macht, so war der Geruch in der Fabrik lange nicht so unangenehm als wir erwartet hatten. Immer erfreute uns der Anblick einer Werkstatt, in welcher ein allen unentbehrliches Bedürfniß in großen Massen hervorgebracht wird, und Alles, wohl berechnet, vom Größten bis zum Kleinsten in einander greift, was doch gewöhnlich nur ein Einziger leitet.

Der Proceß der Hervorbringung dieses für Marseille höchst wichtigen Handels-Artikels erschien uns sehr einfach. In einem sehr großen Gebäude sahen wir lange Reihen großer eingemauerter Kessel, in welchen die Mischung von Oel, Kalk und Wedasche kocht. Das Feuer, das sie im Kochen erhält, brennt in einem unter dem Gebäude liegenden feuerfesten Keller, in dem eben so viel Oefen als oben Kessel stehen,

welche alle mit Steinkohlen geheizt werden. Acht Tage und Nächte lang muß die Masse in unaufhörlich starkem Kochen erhalten werden, dann wird sie in große gemauerte viereckige Formen gegoßen, in welchen sie zehn Tage lang abkühlt und hart wird, zuletzt mit einem schwertförmigen Messer in Blöcke geschnitten, und ist dann zum Verkauf und zum Versenden bereit. Die schwerste Arbeit dabei ist, die Wedasche vor dem Gebrauch in kleine Stücke zu zerschlagen. Diese gleicht einem lockern, schwärzlichen Stein, und wird in Spanien aus einer dort häufig wachsenden Pflanze gebrannt. Die Marseiller Seife versendet man überall hin in sehr großen Quantitäten; es gibt deren weiße und blaue; erstere ist die beste, aber die blaue, zu welcher mehr Wedasche kommt, wird theure bezahlt, weil der Absatz davon bedeutender ist, da sie besonders zum Waschen gröberer Leinwand für vortrefflich gilt.

Auch die Korallenschleiferei der Herren Megi, Garambois und Augienne besuchten wir. Sie ist die einzige in Frankreich. In Italien sind auch einige, vielleicht auch in Spanien, und die Seltenheit solcher Fabriken ist wohl die Ursache der Kostbarkeit dieses in seiner Vollkommenheit so glänzenden

Schmucks, denn die Korallen selbst werden in großer Menge aus den Tiefen des Meeres herauf gebracht. Die, welche man in Marseille verarbeitet, kommen größtentheils von den provençalischen Küsten, viele auch von den afrikanischen und spanischen. Die schönsten und merkwürdigsten Zweige dieses wunderbaren Geschenks Amphitritens hatten die Eigner in einem kleinen Kabinett gesammelt und auf Sokeln gestellt; es waren Stücke von ungeheurer Größe und wunderschöner Farbe darunter, die jedem Conchylien-Kabinette zur größten Zierde dienen würden. Die Korallenzweige reinigt man zuerst mit einer Feile und befreit sie von ihrer Rinde; dann werden sie in kleine Stücke zertheilt und der Farbe und Schönheit nach sortirt, dann gebohrt; darauf gibt man ihnen auf einem Schleifstein die gehörige Rundung; nur die allerschönsten werden zuletzt wie Diamanten in Facetten geschliffen. Die Preise einer solchen Korallenschnur sind sehr verschieden. Blos gebrochne, von der Rinde befreite und durchbohrte Stücke Korallen werden in langen Schnüren aufgereiht und nach den von Negern bewohnten Küsten zum Schmuck für diese pechschwarzen Herren und Damen gesendet. Der Handel mit dieser geringeren Sorte ist der bedeutendste, obgleich jede einzelne Schnur sehr wohlfeil verkauft wird.

Rund geschliffne Korallen, wie sie gewöhnlich in allen europäischen Ländern, besonders vom Volke getragen werden, sind weit theurer. Von diesen gehen viele nach Rußland; auch gibt es deren eine Gattung von ganz blaßrother Farbe, die in China sehr beliebt ist. Die schönsten Korallen werden brillantirt und sind am theuersten, besonders wenn sie eine recht dunkelrothe Farbe haben. Eine gar nicht lange Schnur dieser Art kostet in der Fabrik selbst wenigstens hundert und funfzig Franken, oft weit mehr, wenn die Korallen von ungewöhnlicher Größe sind; denn das Schleifen ist sehr mühsam, und Stücke von der zu dieser Gattung erforderlichen Schönheit werden nicht häufig gefunden. Seitdem dieser Schmuck von neuem Mode ward, ist er auch im Preise gestiegen.

Es gibt noch viele Fabriken anderer Art in Marseille, besonders Zuckerraffinerien, die wir aber nicht besuchten, weil man sie überall findet. Nur eine fiel uns noch ihrer Seltenheit wegen auf, in welcher man scharlachrothe, gestrickte, kalottenartige Mützen verfertigt, die besonders nach der Levante und selbst nach Indien in großer Menge verschickt werden.

Reise nach Toulon.

Nach Toulon, nach Hieres, in's schöne Land, wo die Citronen blühen, mußten wir, in dieser Nähe desselben, doch eine Wallfahrt unternehmen. Eine junge, im nämlichen Hause wohnende Engländerin hörte von diesem unsern Vorsatz, und bat, uns begleiten zu dürfen. Da sie in ihrem eignen Wagen mitfahren wollte, so willigten wir gern ein. Sie war ein zartes, kränkelndes Wesen, wie so viele ihrer Landsmänninnen, unbehülflich in dem fremden Lande, und voll nationeller Eigenheiten und Gewohnheiten, die sie nicht ablegen konnte, und die ihr unter diesen damit unbekannten Menschen jeden Schritt erschwerten. Während des Krieges war sie, ihrer zerrütteten Gesundheit wegen, mit ihrem Vater, einem Parlamentsgliede, und ihrer Schwester nach Frankreich gekommen. Bei dem unerwartet schnell ausgebrochenen Kriege wurde diese Familie, wie alle damals in Frankreich anwesende Engländer, auf höchst widerrechtliche Weise für Kriegsgefangen erklärt, der Vater nach

Verdün geschleppt, und die arme kranke Lucy blieb des wärmern Klima's wegen bei ihrer Schwester in Toulouse, die sich indessen dort mit einem angesehenen Mann verheirathet hatte. Mit hohem Erröthen, fast weinend über das Gefühl der in ihren Augen damit verknüpften Schande, gestand uns Lucy das Unglück, einen Franzosen zum Schwager zu haben, so daß wir nicht wußten, ob wir mit ihr darüber weinen oder über den komisch-ernsten Ausdruck ihres gekränkten Patriotism lachen sollten. Jetzt war sie auf dem Wege nach Verdün zu ihrem Vater, und glaubte, nur einen ganz kleinen Umweg zu machen, indem sie von Toulouse über Marseille, Toulon und Hieres hinging. Denn obgleich alle englische Damen in ihren Pensionen Geographie lernen, so haben sie doch keinen Begriff von der Größe der Welt, besonders des festen Landes, indem sie immer ihre kleine Insel, die ihnen das Größte dünkt, zum Maaßstab nehmen.

Da stand nun das wirklich liebenswürdige, junge Mädchen ganz allein in der wildfremden Stadt, mit einem englischen Kutscher, ein Paar englischen Pferden und einer französischen femme de chambre von der schlimmsten Art, die sie ganz treuherzig unterwegs in einem Gasthofe angenommen hatte, weil

die von ihrer Schwester ihr mitgegebene Engländerin wieder umgekehrt war, da sie der Provence keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der Kutscher behauptete, seine Pferde wären die klügsten Personen im ganzen Lande, weil sie doch wenigstens Englisch verständen, und Miß Lucy hätte bald aus dem nämlichen Grunde dasselbe von uns behauptet; wenigstens erschienen wir ihr höchst tröstlich in dieser peinlichen Lage.

An einem sehr schönen Morgen machten wir uns also in zwei Wagen auf den Weg. Miß Lucy, mit Yoricks empfindsamen Reisen in der Hand, die ihr unterwegs zum Leitstern dienen sollten, behauptete: sie müßte überall hin, wo Yorick gewesen wäre, an dessen strenger Wahrheit in Beschreibung des Landes sie nicht den mindesten Zweifel dulden wollte. Wir durchfuhren die mit Bastiden besäete Umgegend von Marseille, und kamen bald an's Ufer des Huveaune, der jetzt still und silbern unter grünen Bäumen dahin floß, oft aber zum reißenden Bergstrom wird und großen Unfug anrichtet. Bei la Renarde, einer der schönsten Bastiden, stiegen wir aus. Hier ist eins der lieblichsten Fleckchen auf Gottes Erdboden, wo man gleich hätte Hütten bauen mögen. Das ar-

tige Wohnhaus liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuß der Strom durch ein liebliches, grünes Thal voll herrlicher Bäume sich windet, und zuletzt, wild brausend, vom Felsen in die Tiefe stürzt. Hohe, theils nackte, theils mit Cypressen und Fichten bewachsene Felsen schützen den freundlichen Ort gegen die sengenden Strahlen der Sonne und den alles Leben aussaugenden Mistral; daher grünt und blüht hier Alles in unbeschreiblicher Pracht. Nur ein bescheidener Küchengarten liegt dem Wohnhaus zur Seite, und die französische Gartenkunst thut unstreitig sehr wohl daran, hier keine Verschönerung zu wagen.

Hinter la Renarde wird die Gegend wilder; zuletzt ziehen sich die steilen Felsen um eine enge Kluft zusammen, durch die der Weg sich windet. Lucy war außer sich vor Freude über den schönen Gräuel (beautiful horror), und recitirte eine Menge Beschreibungen ähnlicher Gegenden, von Thompson, Shakspeare und allen möglichen englischen Dichtern, die jeder gebildete Engländer bei solchen Gelegenheiten zur Hand hat. So traurig die Natur hier eigentlich ist, so besitzt sie für Nordländer in der That einen ganz eigenen Reiz. Die Vegetation zwischen den wunderbar gezackten Felsen hat nur eine Art von gei-

stigem Leben; nichts ist grün; die Olivenbäume, welche zwischen den Steinklüften wachsen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall sprossen, sehen alle grau aus, aber ein süßberauschender Duft steigt aus ihnen empor, die Felsen glühen im Abendschein, und tausend Cikaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem tief im Grunde liegenden, von Felsen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachsendes Kaperngesträuch die Felsenwände. Diese klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweig der Einwohner, welche die eben sich zeigenden Blüthenknospen mit großer Sorgfalt sammeln, sie auf der Stelle in Essig einmachen, und dann, zur Versendung in alle Welt, verkaufen. Ein sehr angenehmer Duft, fast wie von Cedernholz, kam uns beim Einfahren in den Ort entgegen, dessen Ursache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches uns're Engländerin, nach ihrer Landessitte, im Gasthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nämlich in Cuges nur Rosmarinholz. Diese bei uns so zarte Pflanze wächst hier in ihrer Heimath zu einem Strauch von ansehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zwei-

gen, und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, sind noch weit stärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine sehr steile Anhöhe hinauf. Zwar ist er breit genug, dennoch grausete uns vor dem Abgrunde, der seitwärts schwarz und fürchterlich den Reisenden angähnte. Oben empfing uns ein wunderschönes Thal, von noch höheren Felsen umgeben, durchrauscht von einem wilden, schäumenden Bergstrom, zu welchen mehrere silberhelle Quellen von den Felsengipfeln pfeilschnell hinab eilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachsen zwischen dem Gestein üppig hervor; an einigen Stellen erheben die malerischen Felsen ihre zackigen Häupter hoch gen Himmel und stehen schroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen sich zeigt, hat auch der fleißige Mensch gebaut, und die Mischung von Kultur und widerstrebender Natur in diesem Thal gibt der Gegend einen unnennbaren Reiz. Der steinige Weg zwang uns, viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit besonders zufrieden, denn hier und nirgends anders wollte sie durchaus den Schauplatz von Yoricks empfindsamen Abenteuern entdecken, vor allen den Berg, auf welchem er eine Pachtersfamilie zum Abend

gebet tanzen sah. Leider war keine Spur von dem Allen zu finden, gar nichts, das nur von ferne einen sentimentalen Anstrich hatte, wollte uns begegnen, und zu Miß Lucy's Herzeleid ging in dieser poetischen Gegend Alles ganz prosaisch seinen Gang. Allmählig ziehen sich die Felsen von beiden Seiten zusammen, so daß der Strom und der Weg das immer enger werdende Thal ganz einnehmen; die Olivenbäume und alle Kultur verschwinden, die Felsen erheben sich höher in immer kühnern Formen, und wir betreten das wilde Thal von Oliulles, in welchem in frühern Zeiten und auch während der Revolution große Räuberbanden hausten. Im wild verworrenen Labyrinthe dieser Grausen erregenden Klüfte ward es ihnen leicht, Verfolgern zu entgehen oder sich gegen sie zu vertheidigen, und selbst jetzt noch betritt der einsame Wanderer diese Gegend nur mit Schaudern, als eine der unsichersten. Alles Leben verstummt hier in der wildesten Einöde, kein Vogel singt, selbst die Cikaden meiden den Ort, wo auch kein einziger Halm dem harten Stein entkeimt. Wild braust der Strom neben dem steil in die fürchterliche Tiefe hinabführenden Wege, der sich durch enge Klüfte krümmt; drohend blicken die unersteiglichen Felsen auf ihn herab, oft neigen sie sich gegen einander über den Weg hin, einem ungeheuren Ge-

wölbe ähnlich, durch dessen Spalte nur ein schmaler Streif des Himmels sichtbar wird; oft treten sie so vor, daß wir nicht begreifen konnten, wo wir hergekommen waren und wo wir wieder hinaus wollten. Seitwärts blickt man in noch engere Thäler, in finstere Höhlen und schwarze, furchtbare Abgründe und Steinklüfte. Alles ist öde, verworren, wie bestimmt zum Schauplatz dunkler Thaten, die das Licht der Sonne scheuen. Große Felsenblöcke liegen überall zerstreut umher, als wären sie in grauer Vorzeit von Riesenhänden herum geschleudert. Im heißen Sommer, wenn die Strahlen der Sonne von diesen Felsenwänden zurückprallen, verschmachten Menschen und Thiere in der glühenden Hitze, und oft verunglücken sie, wenn bei Gewitterregen der Strom wild anschwillt und plötzlich das ganze Thal überschwemmt.

Eine gute Stunde lang durchzogen wir diese steinerne Wüste, bis sich wieder die ersten Olivenbäume zeigten, als freundliche Boten des wieder erstehenden Lebens der Natur. Wir erblickten von ferne das Dörfchen Oliulles in dem immer weiter und freundlicher werdenden Thale. Wir kamen näher, und sahen mit unaussprechlicher Freude die ersten Orangenbäume in den Bauerngärten, sich beugend unter der

Last der goldenen Früchte, und dabei mit Blüthen besäet. So plötzlich waren wir aus dem, dem Eingange der Hölle ähnlichen Felsenschlunde in das Elisium ähnliche Land unserer schönsten Träume versetzt, so daß uns Alles wie Feenzauber erschien. Jubelnd vor Freude legten wir den uns jetzt zu kurz dünkenden Weg von Olioules bis Toulon zurück, durch eine paradiesische, in der üppigsten Vegetation blühende und grünende Ebene, von vielen hundert Bastiden der Einwohner von Toulon belebt, bis zu dieser Stadt, wo wir im Maltheserkreuz ein sehr gutes Absteigequartier fanden.

Toulon.

Die Stadt Toulon ist nicht groß, wenn man das berühmte Arsenal nicht dazu rechnet, das mehr Raum einnimmt, als sie. Der ältere Theil derselben ist enge, schmuzig und winklig, nicht so der neuere. In diesem führt eine lange, breite, durchgängig mit schönen, großen Häusern besetzte Straße zu dem für die Kauffahrteischiffe bestimmten Hafen der Stadt; der der Kriegsschiffe ist im Arsenal. Den erstern haben mit unsäglichem Aufwande an Kraft und Geld Men-

schenhände ausgegraben, und müssen jährlich daran arbeiten, ihn im Stande zu erhalten. Er ist weit kleiner, als der von Marseille, aber breite Quai's umgeben auch ihn; das fröhliche Leben auf diesem, der Anblick der vielen verschiedenen Schiffe, und über ihn hinaus die Aussicht auf das Meer, machen ihn zum interessantesten Punkt in der Stadt und zum Lieblingsspaziergang der Einwohner. Das Rathhaus, ein großes, ansehnliches Gebäude, schmückt den Quai; zwei kolossale Karyatiden, die den Balkon desselben unterstützen, sind von Puget gearbeitet; sie werden gewöhnlich, besonders von den Franzosen, als Meisterwerke bewundert, und sind auch in der That vortrefflich in der Ausführung, erregten uns aber ein peinliches Gefühl beim Anschauen, denn der Ausdruck der beiden Riesen ist von so gemeiner Natur, daß man immer fürchten muß, sie werden die schwere Steinlast fallen lassen, die sie mit der mühseligsten Anstrengung aller Kräfte zu tragen scheinen. Nahe am Rathhause steht die sehr hübsche, mit Säulen geschmückte Wohnung, die Puget hier sich selbst erbaute. Außer diesen sind wenig besonders merkwürdige oder schöne Gebäude in der Stadt; der weitläuftige, stattliche Pallast, welchen ehemals der Erzbischof bewohnte, steht verödet da, und der großen, halb im christlichen,

halb im heidnischen Styl erbauten Kathedralkirche konnten wir auch nicht viel Geschmack abgewinnen.

Eine Miniatur=Kopie vom Cours in Marseille wird leider in Toulon zum Trödelmarkt mißbraucht, aber doch Abends von der eleganten Welt als Spaziergang benutzt, so wie auch die schönen Wälle, welche die Stadt umgeben. Ein großer viereckiger, mit Bäumen besetzter Platz heißt das Champ de bataille, weil er zum Exercierplatz dienen muß. Er ist an zwei Seiten mit großen, ansehnlichen Häusern umgeben, an der dritten beschränkt ihn eine hohe Mauer, die den Bezirk des Arsenals einschließt; die vierte nimmt ein großes, nicht im besten Geschmack, aber doch reich verziertes Gebäude ein, welches damals vom Präfekten bewohnt ward. So wie in Marseille, tragen auch hier Kanäle mit frischem Wasser zur Reinlichkeit der Straßen bei. Die Stadt schien uns sehr volkreich zu seyn; überall war ein lustiges Gewimmel fröhlicher, wohlgebildeter Menschen, durch welches aber die Ketten schwerbelasteter, unglücklicher Galeerensclaven schauderhaft klirrten, die eben von der sauren Arbeit am Hafen in ihre schreckliche Heimath zurückkehrten.

Die nächsten Umgebungen von Toulon sind wunderschön. Hohe, kahle Felsen schützen die Stadt an

der Nordseite; deshalb ist hier das Klima noch wärmer, als in Marseille, und die südliche Pracht der Vegetation üppiger und reicher. Viele Sträuche und ganz südliche Pflanzen, die selbst in der Gegend von Marseille nicht ganz einheimisch werden, gedeihen hier auf's beste; doch sieht man nur wenige Orangenbäume als Seltenheit in einzelnen Gärten im freien Lande wachsen, nicht, wie bei Oliulles, in allen Bauerngärten, vielleicht weil das Erdreich ihnen nicht günstig ist. Dattelpalmen, sagt man, würden hier sehr wohl gedeihen, wenn man sie nur pflanzte; aber bei dieser Freigebigkeit der Natur werden die Menschen zu träge, um ihr noch mehr abzugewinnen. Wie die Bewohner von Marseille, so haben auch die von Toulon alle ihre Bastiden in der Nähe der Stadt.

Das Arsenal von Toulon.

Die Umgebungen des Arsenals, die Flotte, die überall rege Thätigkeit, selbst die Galeeren machen es zu einem der interessantesten Punkte uns'rer Reise. Doch wären wir schwerlich zum Anblick desselben gelangt, wenn unsere Freunde in Marseille uns nicht

mit Addressen an Herrn Bastionelli versehen hätten. Dieser bei den dortigen hydraulischen Arbeiten angestellte Neapolitaner wußte sehr gefällig alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich uns entgegenstellten; da doch sonst selbst in Friedenszeiten Fremde um eine besondere Erlaubniß nachsuchen müssen, um den Bezirk des Arsenals betreten zu dürfen, welche nicht immer leicht ertheilt wird, und vollends im Kriege sehr schwer zu erhalten ist.

Ein mit Säulen, Statuen und Basreliefs reich verziertes Portal öffnete uns unter Herrn Bastionelli's Schutz den Eingang in diese Wohnung immer reger Arbeitsamkeit, tiefen Jammers und entsetzlicher Verbrechen. Wir gedachten dabei an Dante's Beschreibung der Pforten der Hölle; denn auch hier mußten Tausende, welche durch sie hinschritten, jeder Hoffnung auf ewig entsagen. Das erste, was wir erblickten, war ein zum Marinehafen führender großer Kanal und die an seinem Ufer errichteten Schiffswerfte. Zwei große Linienschiffe lagen eben auf dem Stapel; Tag und Nacht ward unablässig daran gearbeitet, selbst an Sonn- und Feiertagen; denn Bonaparte strebte damals besonders, seine Flotte wieder herzustellen. Eine große Anzahl Galeerenscla-

ven mußte hier den Schiffszimmerleuten und Baumeistern die Balken, das Eisenwerk und Alles, was sie bedurften, herbei tragen. Tief gebückt, wie Lastthiere, keuchten sie unter der schweren Bürde, während der Stock der Aufseher immer über ihnen schwebte, und das Klirren ihrer Ketten tönte gräßlich durch das Hämmern und Rufen der Arbeiter.

Vom Kanal gelangten wir zu den verschiedenen Werkstätten, in welchen Alles verfertigt wird, was die Flotte braucht, vom großen Mast und centnerschweren Anker an bis zum blechernen Leuchter jedes einzelnen Matrosen. Wir sahen im Vorübergehen die vielen großen Magazine, theils mit Hanf, mit Schiff- und Brennholz, mit Eisen, Kupfer, Getraide angefüllt, theils mit schon fertigen Arbeiten; dann die ungeheuere Bäckerei, in der, außer dem Schiffsproviant, noch das tägliche Brod für mehr als sechstausend Menschen bereitet wird. In einem großen Gebäude waren Bildhauer mit Verfertigung der Figuren und Verzierungen beschäftigt, die das Vordertheil der Schiffe schmücken und ihnen den Namen geben. Mehrere kolossale Figuren von Puget werden darin aufbewahrt, nachdem die Schiffe, zu denen sie gehörten, unbrauchbar wurden. Sie sind in ihrer Art geistreich

und vollendet, und dienen den neueren Bildhauern in diesem Fache zum Vorbild.

Beim Tischler sahen wir schaudernd eine große Anzahl auf Vorrath verfertigter hölzerner Beine und Krücken. Seine Werkstatt enthielt noch außerdem eine Menge großen und kleinen Hausgeräths für die Kajüten und Schiffsräume. Man denkt nicht daran, was der Mensch im kultivirten Zustande alles braucht, selbst wenn er sich auf's Nothwendigste beschränkt, wie es auf Schiffen der Fall ist. Die Menge und Verschiedenheit aller hier befindlichen Gegenstände ist fast unglaublich, freilich aber auch für kleine schwimmende Welten berechnet, auf denen viele hundert Menschen wohnen, abgeschnitten von allem Uebrigen.

In der sehr großen Nagelschmiede werden in ungeheurer Menge und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle die vielen verschiednen Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; riesengroße, die das Steuerruder befestigen, und ganz kleine, an die der Schiffer seine Seekarten und seinen Calender hängt. Bei der ewig schwankenden Bewegung der Schiffe muß jedes Ding befestigt werden, wenn nicht Alles durch einander fallen und die größte Unordnung entstehen soll; die Menge der Nägel, welche also ein

Linienschiff, außer denen zum Bau nothwendigen, noch braucht, ist daher fast unzählbar.

Neben der Nagelschmiede arbeitet der Messerschmied, der jedem Matrosen sein Messer schaffen muß; nicht weit von diesem sahen wir die ungeheuere Schmiede, in welcher die Anker und alles größre Eisenwerk zum Schiffsbau geschmiedet werden. Vier und zwanzig große Oefen sprühen darin Feuer; lange Reihen von Amboßen stöhnen unter den gewaltigen Hammerschlägen rüstiger Cyklopen, deren schwarzberuste Riesengestalt in der Flammenbeleuchtung recht gut zu Fouqué's gewaltigen Schmieden des Nordens passen würde.

In einer andern Werkstatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienschiffe belegt, um sie dauerhafter zu machen und gegen die Beschädigungen der Seewürmer zu sichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechschläger besuchten wir und bewunderten die Geschicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge aus Blech verfertigt, die wir in unsern Häusern von Porzellan oder Steingut zu besitzen gewohnt sind, was aber freilich auf einem Schiffe, der Zerbrechlichkeit wegen, nicht angeht.

Ein neues Gebäude zur Richtung der Mastbäume ward eben vollendet, um das alte zu ersetzen, welches die Engländer bei ihrem Besuch in Toulon verbrannten. Solch ein großer Mast besteht nicht aus einem einzigen Baum, wie wir geglaubt hatten, denn ganz gesunde Bäume von der Größe und Dicke, wie sie dazu erforderlich wären, gibt es in der Welt nur wenige. Daher wird ein Mastbaum sehr mühsam der Länge nach aus künstlich dazu behauenen, in einander passenden Stücken Holz zusammen gesetzt, welche große eiserne Ringe fest verbinden. Man behauptet, daß ein solcher Mast dem Sturme weit besser widersteht und nicht so leicht bricht, als wenn er aus einem einzigen Stück bestünde.

Die Seilerbahn ist eins der merkwürdigsten Gebäude der ganzen Anstalt, und nie sahen wir eines, das wir damit vergleichen könnten. Man denke sich einen unabsehbaren, über neunzehnhundert Fuß langen, gewölbten Saal, durch Pfeiler in drei gleich breite Gänge getheilt, welche die, die Decke unterstützenden Bogen tragen. Zu einer Illumination, zu einem großen Volksfest, läßt sich kein herrlicheres Lokal erdenken. Gemeßnen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab, und dreht den Hanf

zum feinsten Bindfaden und zum stärksten Ankertau, welches selbst nichts anders ist als eine große Anzahl Bindfäden, die, zu einem Ganzen vereinigt, Kraft haben, den mächtigsten Elementen zu widerstehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zusammengenäht, ausgebessert; weiterhin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand, Alles wird vorbereitet, und nichts vergessen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bei weitem nicht aller der Anstalten gedacht, welche sich in diesem Arsenal befinden, und nur der hauptsächlichsten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beschreibung ermüdend zu werden.

In allen den verschiednen Werkstätten müssen die Galeerensclaven Handreichung thun und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, oft sogar an die Stelle von Lastthieren treten. Der Anblick dieser mit Ketten belasteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen streben, besonders da man uns sagte, daß nur vorzüglich Begünstigten das Glück würde, hier unter der schweren Arbeit fast zu erliegen, und daß das Loos von tausend andern noch unendlich härter sey.

Die eigentlichen Zeughäuser, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, besuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen schon oft in großer Vollkommenheit sahen, theils weil diese wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie stehen fast leer, denn was die Engländer bei ihrem Besuch an brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüstung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Bastionelli und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künstlich ausgeführten Modelle einiger durch ihren Bau sich auszeichnenden Schiffe, großer Schleusen und andrer hydraulischen Werke. Das merkwürdigste darunter ist das von dem großen Bassin im Hafen. Im letzteren kann man durch Ableiten des Wassers die größten Linienschiffe ganz auf's Trockne legen und bequem ausbessern, wenn sie beschädigt sind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelst dieser Anstalt in das für sie bestimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, sie auf die gewöhnliche, besonders bei großen Schiffen höchst gefahrvolle Weise dadurch vom Stapel laufen zu lassen, daß man den letzten stützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es sanft auf und trägt es fort, statt daß sonst das Schiff mit einem gewaltsamen

Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flammen setzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kasten von der Größe des selbst einem kleinen Hafen gleichenden Bassins mußte erst vermittelst ungeheurer Steinlasten tief in den Meeresgrund versenkt werden; auf diesen so künstlich gelegten festen Grund baute man hernach alle die Schleusen, Pumpen und Leitungen, durch die das Wasser ein- und ausgelassen wird. Es war ein Riesenunternehmen, aber der Mensch kann Alles, und macht sich zum Herrn einer Welt, wenn er nur Viele zu einem Zwecke zu verbinden versteht. Und doch ist dieser mächtige Herrscher höchst beschränkt, wenn er allein steht, und sein Daseyn umfaßt eine Spanne, aber Jahrhunderte nach ihm steht noch das Leblose, was er schuf, während er selbst in wenig Tagen spurlos verschwindet.

Wir fuhren in einem Boote durch den zum Hafen führenden Kanal; das Meer tobte draußen, wild aufgeregt, im Hafen war es stille. Mehrere große Linienschiffe lagen am Ufer vor Anker. Nie zuvor ergriff uns solche staunende Bewunderung bei Betrachtung dieser schwimmenden, aus Holz zusammengethürmten Berge, als hier auf dem ruhigen Wasser, wo wir ihre Riesengröße mit den Gebäuden

des ganz nahen Landes vergleichen konnten. Aus unserm kleinen Boote blickten wir schwindelnd zu ihrer gewaltigen Höhe hinauf, und selbst da, als wir früher in andern Gegenden ein solches Schiff auf der Rheede bestiegen und überall darauf herum wanderten, war der Begriff seines Umfangs uns nicht so lebendig geworden.

Die verhängnißvolle Fregatte, auf welcher Bonaparte zum Unheil einer halben Welt aus Aegypten herüber schiffte, liegt auch, in Ruhestand versetzt, in diesem Hafen. Dort stand der Verwüster alle Tage stundenlang an den großen Mastbaum gelehnt, blickte starr und stumm in die ihn und sein Glück tragenden Wogen, und dachte wohl nicht an das Ende der Pläne, die jetzt nur noch in verworrenen Gestalten vor seinem Geiste schweben konnten. Die Fregatte ist nicht von den größten, dennoch hat sie sechs und dreißig Kanonen, und ist also ein ganz ansehnliches Schiff, welches damals die Zeitungsschreiber freilich fast bis zur Schaluppe verkleinerten, um ihren hochgefeierten Helden, durch den Schein eines Wunders für seine Erhaltung, zu einer Art von Halbgott zu erheben.

Auch die Galeeren liegen dicht am Ufer im Hafen; sie sind eigentlich unbrauchbar gewordne Kriegsschiffe,

ohne Mastbäume, mit roth angestrichnen hölzernen Dächern bedeckt; jedes derselben dient fünfhundert Gefangnen zur traurigen Wohnung. Die, so hier nicht Platz finden, werden in großen, dunkeln und feuchten Kerkern eingesperrt, welche noch fürchterlicher seyn sollen, als die Galeeren. Den leise geäußerten Wunsch, eine dieser Galeeren zu besuchen, schlug Herr Bastionelli gleich durch die Versicherung nieder, daß wir den Anblick sowohl, als die verpestete Luft kaum Sekunden lang ertragen und dennoch das Bild davon nie wieder vergessen würden. Männer, die im Kriege und in Lazarethen das Schrecklichste muthig betrachten lernten, beben dennoch vor diesem höchsten Jammer versunkner Menschheit schaudernd zurück; und die, welche ihr Beruf zuweilen die Gefangnen zu besuchen zwingt, betreten immer mit bleichem Entsetzen die unheilvollen Schwellen.

Eben schlug die Glocke, welche die Gefangnen nach dem mühseligen Tagewerk zum betäubenden Schlaf in ihr schreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten rasselten sie in ihren schweren Ketten herbei, immer zwei und zwei zusammen geschmiedet. Der Anblick war kaum auszuhalten, aber wir konnten ihm nicht entgehen, wenn wir uns nicht mitten durch die

fürchterlichen Reihen der Elenden drängen wollten. Alle sind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen als halbvermoderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geschornen Köpfen tragen sie glatt anschließende rothe Kappen. An Vielen bemerkten wir wild verzerrte Gesichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollen Ausdruck der tiefsten Verworfenheit, wilder Mordlust und grimmiger Verzweiflung. Andere schienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgesunken; Vielen sah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entsetzlichen Schande. Die schrecklichsten waren uns die, welche mit frecher Lustigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entsetzlicherem Lachen austobten. So sahen wir Einen, dem eben die Fessel an den Fuß geschmiedet wurde; er pfiff und sang und lachte dazu so schallend laut, in so grausenden Tönen, daß es uns das Haar emporsträubte. Menschen jeden Standes sind hier Gefährten des Elends in dem der Hölle ähnlichen Aufenthalt; furchtbare Verbrecher, die den Tod, aber nicht diese gegen jedes menschliche Gefühl sündigende Strafe verdienten, und Unglückliche, die wohl vor Gott weit reiner dastehen, als ihre Richter, Conscribirte, die den Fahnen des großen Räubers nicht folgen wollten, mitleidige Menschen, die ihnen zur Flucht behülflich

waren, Jünglinge, die in dem ihnen nicht genug bekannten Kriegsdienst sich Vergehen gegen die Subordination zu Schulden kommen ließen, wohnen hier mit Räubern und Mördern. Mit inniger Wehmuth sahen wir Menschen von noch nicht zwanzig Jahren mit dem Gepräge vergangner besserer Tage an greise Verbrecher geschmiedet, aus deren versteinerten Zügen die tiefste Verworfenheit sprach.

Wie entsetzlich muß die Nacht für die Besseren seyn, in der alle die Verbrecher, welche nichts als dies elende Leben zu verlieren haben, sich schamlos ihrer Unthaten rühmen, laut und frech dem Geschick und jedem bessern Gefühle Hohn sprechen, ohne der Peitsche zu achten, die alle schonungslos trifft, wenn der Lärm zu arg wird.

Unbegreiflich ist es, wie so manche, die auf Lebenszeit oder doch auf zwanzig, dreißig Jahre hieher verurtheilt wurden, bei dem Mangel an Allem dennoch ein Greisenalter erreichen; noch unbegreiflicher, daß nicht alle in den ersten Monaten ihrer Gefangenschaft der unglaublich harten Lebensweise erliegen. Ihre Nahrung ist trocknes Brod und Wasser; nur zum Frühstück erhalten sie eine elende Wassersuppe mit einigen gekochten Bohnen darin. Die, welche

Arbeiten thun müssen, denen jede menschliche Kraft erliegt, erhalten täglich ein Bierglas voll Wein zur Stärkung, und einigen Auserwählten von besonderm Fleiß und auszeichnender Geschicklichkeit gibt man auch wohl ein paar Sous den Tag, mit denen sie ihr jammervolles Daseyn sich erleichtern können. Ihr Lager sind hölzerne Bänke, auf denen sie sich nicht ausstrecken können; ihre Kleider tragen sie, bis diese in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher sind an ihre Bänke neben einander geschmiedet, die ihnen zum Sitz, zur Lagerstatt, zur Aufbewahrung erspar-ter Bissen dienen, und von denen sie sich nur wenige Schritte entfernen können, so weit es nämlich die nicht lange Kette erlaubt. Im Kerker müssen sie ar-beiten, verlassen ihn nie, athmen nie reine Luft, sehen die Sonne nie, und leben doch oft viele, lange Jahre hindurch. Die minder Schuldigen sind die, welche wir in den Werkstätten des Arsenals die schwersten Ar-beiten thun sahen; die Glücklichsten werden zuweilen in die Stadt geschickt, wenn es dort etwas zu thun gibt, was niemand anders unternehmen mag; über Allen aber schwebt immer der Stock der Aufseher und fällt beim kleinsten Versehen in unbarmherzigen Schlä-gen auf sie nieder. So sahen wir sie zählen wie eine Heerde Vieh und eintreiben zu ihrem entsetzlichen

Nachtlager sechstausend Menschen, denn so groß ist die Anzahl der jammerbelasteten Elenden, die hier zum Theil in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben, um am Abend eine noch weit schrecklichere Nacht einbrechen zu sehen. Um keinen Preis der Welt möchten wir in dieser grausenvollen Nachbarschaft in Toulon leben, obgleich die Natur ihr reichstes Füllhorn hier ausschüttete. Wenn nun einmal Flammen das Arsenal ergriffen, die Riegel, die Ketten sprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieser sechstausend Verzweifelnden Preis gegeben wären! Der Gedanke ist einer der fürchterlichsten, und doch bei weitem nicht außer dem Gebiet der Möglichkeit.

Beim Ausgange aus dem Arsenal kamen wir noch dem Bassin vorbei, dessen Modell uns früher gezeigt ward; wir sahen die Schleuße, durch die es hoch genug angefüllt wird, um Linienschiffe zu tragen, und die große Anzahl Pumpen, vermittelst welcher es die Galeerensclaven wieder leeren müssen, wenn das beschädigte Schiff hineingelassen ist. Es lag eben eines da, an welchem gearbeitet ward. Ganz außer seinem Element war seine Größe noch weit auffallender als im Hafen.

Zum Umfallen ermüdet, kehrten wir in unser Maltheserkreuz zurück, und hielten noch den Abend

großen Rath wegen der morgenden Reise nach Hieres. Der Weg dahin beträgt nur zwei deutsche Meilen, wurde uns aber als einer der fürchterlichsten beschrieben; besonders an einer Stelle desselben, welche die Fuhrleute pièce de toile nennen, sollte es fast unmöglich seyn, ohne Halsbrechen davon zu kommen. Wir waren mit unserm Entschluß in dieser großen Gefahr bald fertig, denn wir wollten fahren, wo der Weg erträglich wäre, und an bösen Stellen aussteigen, im Nothfall auch wohl die ganze kleine Strecke zu Fuße zurücklegen, aber unsre Engländerin befand sich in großer Noth. Sie behauptete in vollem Ernst, daß Angst und Schrecken sie im Wagen wahnsinnig machen würden, und zum Gehen war ihr der Weg zu weit. Endlich kam einer von uns auf den luminösen Gedanken, ihr das Reiten vorzuschlagen, was sie denn mit großer Freude ergriff. Ein gutes Reitpferd ward schon bestellt, als es ihr auf einmal einfiel, daß sie gar nicht reiten könne, und so waren wir wieder in der vorigen Verlegenheit. Bescheiden und halb ängstlich wagte es nun der Wirth, ihr einen Esel vorzuschlagen, das war das Rechte! Miß Lucy war vor Vergnügen über diesen Vorschlag außer sich, und bat, ihr ja gleich ein solches, von ihrem verehrten Yorick so hochgeschätztes Thier zu besorgen. Aber der Esel,

der des Glücks theilhaftig werden sollte, die schöne Bürde zu tragen, mußte auch die Krone seines Geschlechts seyn, das ward dabei ausbedungen; sanftmüthig, von gutem Betragen, vernünftigen Sitten, und hauptsächlich mit einem bequemen Damensattel nach englischer Weise versehen. Der Wirth machte bei jeder neuen, ihm genannten Eselsqualität einen tiefen Bückling, und verpfändete sein Ehrenwort, die ganze Stadt Toulon noch diesen Abend zu durchstöbern, um diesen Phönix unter den Eseln aufzufinden, und damit wurden wir denn alle beruhigt. Miß Lucy war vor Freude außer sich, wenn sie an ihren morgenden Ritterzug dachte; als wir aber am andern Morgen früh um fünf Uhr in den Hof traten, um beim herrlichsten Wetter abzufahren, sahen wir mit Erstaunen auch ihren Wagen angespannt. Ihr war besserer Rath über Nacht gekommen, die Furcht vor dem Tollwerden war von ihr gewichen, sie hatte beschlossen, wie andre Leute zu fahren, und alle Gedanken an den Esel aufgegeben, der indessen völlig gerüstet zu ihrem Befehl dastand. Unterweges aber ergriff sie auf's Neue die Reue, da wir ohngefähr in der Mitte des Weges einer wahrscheinlich kranken Dame begegneten, die in einer ordentlichen Portechaise von Menschen getragen ward. Schmerzlich bedauerte

Lucy, nicht auf diesen Einfall gekommen zu seyn, und wenig fehlte, so wäre sie wieder umgekehrt, um in Toulon eine Sänfte zu nehmen.

Hieres.

Unser Weg führte uns zuerst über eine weite, herrlich angebaute Ebne; die Felsen von Toulon blieben seitwärts liegen. Der Weg ist zwar mit Steinen besäet, die uns manchen unangenehmen Rippenstoß versetzten, hin und wieder auch voll tiefer Löcher, wo der Fuhrmann Vorsicht brauchen mußte, aber durchaus nicht so gefährlich als er uns beschrieben war, und auf keinen Fall dem zu vergleichen, den wir zwischen Paris und Bourdeaux zu unsrer eignen Verwunderung glücklich überstanden. Selbst die so grausend beschriebne pièce de toile ist nur ein großer, etwas sumpfiger Fleck, auf welchem freilich ein Wagen umwerfen könnte, wenn der Fuhrmann sich nicht in Acht nimmt, den man aber mit wenigen Schritten zu Fuße umgeht. Näher an Hieres wird das ganze Land ein köstlicher Garten; Goldlack, Tazetten, Narcissen, tausend wunderschöne Blumen, die wir sorgsam pflegen müssen, bedecken die Wiesen und Felder,

Balsamduft von Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrten, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den schönsten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypressen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelsten Obstbäume beschatten die Landstraße. Auch beim besten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenstern anzuschauen. Kurz vor der Stadt öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladne Drangenbäume hervor.

Hieres selbst liegt auf einem steilen Felsen und ist ein enges, schmuziges Nest, aber am Abhange des Berges sind sehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen sehr gut eingerichteten Gasthof, er heißt auch l' hôtel des Ambassadeurs wie der in Marseille, die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verschloßnen Jalousien, und da sie diese öffnete, standen wir alle sprachlos da vor überraschendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus steht, senkt sich sanft hinab bis an's Gestade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuselt von

kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben sich aus der Fluth, schwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hierischen Inseln, etwas entfernt seitwärts hohe Felsen, einen Wald von Olivenbäumen schirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie sahen wir diese Bäume so frisch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das blauliche Grün. Drangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hause an, so weit das Auge reicht; berauschend stieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tausend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube der von der Last schöner Früchte tief gesenkten Zweige.

So ist es in diesem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch, ewig herrschen hier Frühling und Herbst im herrlichsten Verein, die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis als einer seltnen, furchtbaren Naturerscheinung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erschreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch soll die Luft dann weniger gesund seyn,

weil nahe Sümpfe sie mit ihrer schädlichen Ausdünstung verderben, ohne daß man es spürt, aber im Frühling, im Herbst, und vor allem im Winter ist sie die reinste und mildeste in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewiesen uns augenscheinlich die vielen schönen, blühenden Gestalten unter den Einwohnern; die Mädchen besonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet. Der ihnen Vortheil bringende Umgang mit Fremden hat die eigentlichen Bewohner von Hieres sehr humanisirt, doch ist besonders dem Landvolk dieser Gegenden nicht zu trauen. Man sagt, sie seyen wild, falsch und raubsüchtig; beim kleinsten Anlaß wallt ihr schnell rollendes Blut im heftigsten Zorn auf, und verleitet sie oft zu Unthaten, die sie nicht leicht bereuen, und dann, um den Folgen zu entgehen, zur Flucht in die nahen Felsen, besonders in das zum Räuberhandwerk so wohl geeignete Thal von Oliulles, wo sie dann oft in Gesellschaft morden und rauben, bis die Hand der Gerechtigkeit sie erfassen kann.

Jeder Einwohner von Hieres hat seinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen desselben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Essenzen und Konfituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum

den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen; auch von diesen fallen viele in unvollkommnem Zustande ab, und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müssen immer einige Tage liegen, ehe sie ganz süß werden; zum Verschicken in ferne Länder pflückt man sie, wenn sie eben anfangen sich gelb zu färben, besonders im Herbst; sie reifen unterwegs. Der Besitz eines solchen Gartens ist sehr einträglich und erfordert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume ist die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat letzteres bei dem Mangel an frischem Wasser einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felsen entspringende Quelle in ihre Gärten geleitet; um jeden Baum sind kleine Wasserleitungen geführt, die jeden Abend angelassen werden, und allen Bäumen in wenig Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Dies ist sehr bequem, aber bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft sich mit Begießen so gut er kann. Wir besuchten beide berühmte Gärten, zuerst den des Herrn Fille, als den bedeutendsten wegen der Menge Drangenbäume, die er enthält und deren Anzahl man uns auf zwanzig-

tausend angab. Sie bringen ihm, wie man sagt, jährlich sechzigtausend Franken ein, obgleich das Hundert der Früchte nur mit etwa vier bis fünf Groschen bezahlt wird. Unmöglich ist es, die unendliche Pracht und Schönheit dieses Orangenhaines zu beschreiben, den Duft der von Millionen Bienen umschwirrten Blüthen, den Glanz der goldnen Früchte, deren Last die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut schmetterten, als wollten sie die Herrlichkeit, die sie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieses in alle Nuancen von Grün spielenden, glänzenden Laubes; immer sprossen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfalteten Blüthen, kleine grüne Früchte neben ganz goldenen, an Farbe und Größe bei weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume stehen alle neben einander in ziemlich dichte Reihen gepflanzt; ihre Zweige verschlingen sich und bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den schmalen Fußsteigen sich winden kann.

Im natürlichen Zustande hat der Orangenbaum eine ganz andere Gestalt als in unsern Orangerien.

Ihm fehlt der hohe Stamm; die Zweige wachsen nur wenige Fuß über der Erde heraus, sie breiten sich gewaltig aus und erreichen eine bedeutende Höhe, ungefähr wie ein mittelmäßiger Apfelbaum. Unten am Stamm sind die Bäume von großem Umfang, und die starken, gewaltsam in's Weite strebenden Zweige geben ihnen eln schönes, kräftiges Ansehen. Ein sehr hübsches, einfaches Landhaus, die beneidenswerthe Wohnung des Herrn Fille, liegt mitten in diesem Götterhain. Mit den seltensten Blumen geschmückt, breitet sich ein wunderschönes Parterre vor dem Eingange desselben aus. Der Menge von Heliotropen und Tuberosen mögen wir kaum erwähnen, die findet man bei jeder Bauernhütte, aber neben ihnen funkelte hier die Amarillis im Purpurkleide und die köstlichsten Liliaceen in bunter Farbenpracht. Die Yucca gloriosa, die Fuchsia coccinea, die Datura arborea und viele andre von unsern Treibhausblumen stehen hier immer in der mütterlichen Erde im Freien, beschattet von der Mimosa Farnesiana, dem Jasminum sambac, die wir kaum erkannt hätten, so üppig grünten und blühten sie. Die auserlesensten Bäume umgeben dieses Blumenland und das Haus, besonders herrliche gefüllte Granatbäume. Staunend betrachteten wir die Citronen, die Orangen, die Pompelmusen

von einer nie zuvor gesehnen Größe, und noch viele uns bis jetzt unbekannt gebliebne Arten der Hesperidenfrüchte, unter deren Gewicht die schlanken Zweige tief sich beugten. Muntre goldne und silberne Fischchen plätscherten in einem kleinen kristallhellen Wasserbecken, mitten unter den Blumen, und vollendeten den Feenzauber um uns her. Miß Lucy vergaß hier zum erstenmal ihren Yorick und alle Citationen ihrer Dichter; sie hüpfte unter den Blumen herum wie ein fröhliches Kind und wurde uns in dieser natürlichen Art sich zu freuen um vieles lieber.

Im zweiten Garten kam uns Herr Beauregard, der Eigner davon, selbst entgegen, um uns in seinem Paradiese herum zu führen; ein schlanker, freundlicher Greis, dem achtzig Jahre die Locken bleichten, aber seine hohe Gestalt nicht beugen konnten. Unser Entzücken über Alles, was wir sahen, schien ihm große Freude zu gewähren, und recht väterlich sorgsam bemühte er sich, uns auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen. Sein Garten schien uns noch größer als der des Herrn Fille, aber die Orangenbäume nehmen nur ungefähr zwei Drittel des Raumes ein; die edelsten Fruchtbäume und viele andre aus dem Auslande, die hier aber einheimisch wurden, wachsen

in üppiger Pracht im übrigen Theile des Gartens. Ein großer Mahagonybaum und eine prächtige, hoch hinauf in den dunkelblauen Aether strebende Dattelpalme zogen, als zuvor nie gesehen, besonders uns an. Keine Zeichnung, kein Gemälde gibt nur eine Idee von dem Eindruck, welchen die hohe, dem Süden so ganz eigen angehörende Gestalt der Palme in der Wirklichkeit macht. Traurig ist es, daß man in diesem schönen Lande nicht mehrere pflanzt; sie gedeihen herrlich und lohnen jedes Jahr zwei Mal mit ihrer süßen Frucht. Herr Beauregard besaß sonst zwei dieser edlen Bäume, sie standen dicht neben einander; aber der eine davon ist abgestorben und seitdem bringt der zweite keine reifen Früchte mehr, mit denen er sonst, ehe er einsam stand, im Ueberfluß seinen Pfleger lohnte.

Außer den seltensten Früchten baut Herr Beauregard auch die herrlichsten Blumen und unglaublich viel Gemüse von allen Gattungen. Er sagte uns selbst, daß er jährlich allein aus den Artischocken über tausend Franken löst, obgleich dies Gemüse hier sehr wohlfeil ist. Es war für uns etwas rührend Erfreuliches im Anblick dieses Greises, der hier unter mächtigen Bäumen wandelte, die er selbst gepflanzt hatte, und der mit so inniger Liebe an seiner Schöp-

fung hing. Ungern verließen wir ihn; jetzt ruht er wohl schon unter seinen Blumen, nach einem langen glücklich-thätigen Leben. Leicht sey ihm die Erde, die er schmückte!

Irre geführt durch die Berichte einiger Reisenden, wollten wir zu den Hierischen Inseln herüberschiffen, und hofften dort auf neue Orangenhaine; doch gaben wir den Plan auf, da alle Welt in Hieres uns versicherte, daß wir dort nur wilde waldbewachsene Felsen, aber durchaus keine Kultur, noch weniger einen Orangenbaum finden würden. Uns genügte also an dem unbeschreiblich schönen Anblick dieser Inseln vom festen Lande aus. Die größte derselben heißt Porquerolles; eine kleine Citadelle steht darauf, übrigens ist sie durchaus mit wildem Gehölz bewachsen, besonders mit immer grünen Eichen und Korkbäumen; einige arme Fischerfamilien sind ihre einzigen Bewohner. Die von den Inseln welche in der Mitte liegt, heißt Port-cros; auch diese hat eine Citadelle, ist fruchtbarer, aber noch weniger bewohnt als Porquerolles. Die dritte Insel liegt vom Lande am entferntesten; sie ist ganz öde und unbewohnt, nur die Algierer Schiffer landen zuweilen auf ihr, um sich mit frischem Wasser an einer kleinen Quelle zu versehen, die dort dem Felsen entquillt.

So hatten wir also den schönsten und weitesten Punkt unsrer Reise erreicht, wir hatten Hieres gesehen. Erde und Himmel, Luft und Meer machen es zum Paradiese der Welt, und doch läßt sich so wenig davon sagen, wie von allem wahrhaft Schönen und Großen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können oder auch nur daran zu glauben. Gibt es einen Aufenthalt auf Erden, wo der Anblick der Natur ein durch bittre Erfahrungen zerrüttetes Gemüth heilen, wo milde Luft eine zerstörte Brust wieder stärken kann, so ist es Hieres. Dieser ewige Frühling, dieser reine dunkelblaue Aether, diese Sonne, diese Düfte, diese Nachtigallenlieder müssen den zerrüttetsten Nerven wieder Spannkraft geben, in diesen Orangenhainen muß jeder herbe Schmerz zur süßen Wehmuth werden, wenn es auf dieser Welt noch irgend möglich ist.

Der Ort ist zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren in Friedenszeiten sich immer viele einfinden; dann gibt es auch Bälle, Concerte, Gesellschaften wie überall. Kranke, wie wir sie meinen, würden wohl wenig Freude daran finden, uns selbst, in der Fülle der Gesundheit, schien der Gedanke unerträglich, das unruhige Treiben der großen Welt

oder vollends eines Brunnenorts hier im schönsten Tempel der Natur sehen zu müssen, wo jeder Schritt, jeder Blick den Geist erhebt und Genüsse beut, die sich mit jenem lärmenden Wesen nicht vereinen können.

Mit Tagesanbruch machten wir uns den Morgen nach unsrer Rückkunft in Toulon auf den Weg, um noch den Abend Marseille zu erreichen. Miß Lucy hatte in Hieres diesen Plan vortrefflich gefunden, aber so wie sie die Orangenhaine nicht mehr sah, kehrte sie auch wieder zu ihrem gewohnten Wesen zurück. Sie ließ uns sagen, sie müßte durchaus bis zehn Uhr im Bette bleiben und dann noch hartgekochte Eier essen, ehe sie sich neuen Ermüdungen aussetzen könne, daher möchten wir ihr nur jemanden zum Schutz da lassen und selbst für uns nach unserm Willen handeln. Das thaten wir denn auch, und sahen sie wirklich erst den andern Abend in Marseille anlangen. Die armen Pferde hatten am mehresten dabei gelitten, weil ihre Herrin beide Tage erst um eilf Uhr ausfuhr, also gerade in den heißesten Stunden unterwegs gewesen war, und John fluchte nach Herzenslust über die Provence, wo die Sonne so unverschämt heiß ist, und pries das milde Klima von Altengland.

Unsre Rückreise von Toulon nach Marseille fiel gerade auf einen Feiertag, die ganze Gegend, durch

welche wir kamen, glich einem großen ländlichen Fest, überall ertönte die lustige Pfeife und das Tambourin, nur im dunkeln Thale von Olülles war Alles öde und still. Das junge provençalische Volk tanzte im Freien, umgeben von einem großen Kreis von Zuschauern, die allem Ansehen nach längst ausgetanzt hatten. Die bunten Tücher flatterten von den Locken der sehr hübschen Mädchen, andre trugen weiße Mützen oder runde schwarze Hüte, alle waren im Sonntagsschmuck, bewegten sich recht grazienhaft zum Tact des Rondelay und sahen allerliebst aus mit ihren großen schwarzen Augen; viele waren sogar recht weiß von Farbe; Alles blüht, Alles gedeiht unter diesem schönen Himmel. Wir bedauerten Miß Lucy, daß sie dies allgemeine Fest nicht sah, das war denn doch einmal ihres Yoricks: „viva la joya, fi donc la tristessa!“

Wenige Tage nach unsrer Rückkunft in Marseille mußten wir leider zur Abreise Anstalt machen. Ungern verließen wir die schöne Stadt, ihre herrlichen Umgebungen, in denen es uns so wohl gewesen war, den kleinen freundlichen, geistreichen Kreis, der uns gastlich aufnahm, und uns zum einzigen Zufluchtsort gegen die übrige, so wenig zusagende Gesellschaft in Marseille ward. Den südlichsten Punkt unsrer Reise

hatten wir erreicht, die Deichsel unsers Wagens ward wieder dem Norden zugewendet, wir sahen dies nicht ohne ein trübes Gefühl, obgleich wir wohl wußten, daß unsrer noch viel Schönes harrte, ehe wir die Heimath wieder erreichten.

Wenige Tage vor der Abreise weckte uns um drei Uhr des Morgens ein gewaltiges Hin- und Herlaufen und Streiten vieler Stimmen im Hause. Der Lärmen näherte sich unsern Zimmern, wir hörten unsern Bedienten wecken und vernahmen durch die Thüre: die Polizei sey da, um unsre Papiere zu sehen. Die Pässe waren ihr schon zwei Mal vorgezeigt, die konnte sie doch wohl nicht wieder verlangen, und was sie mit unserm unschuldigen Tagebuch und unsern Briefen anfangen wollte, war uns unbegreiflich, doch nahmen wir im Stillen unsre Maaßregeln, sie ihren Späherblicken zu entziehen und bereiteten uns, die Thüre zu öffnen, so bald es verlangt würde. In einem großen Gasthofe uns gegenüber war auch Alles in Bewegung, wir sahen Lichter in allen Zimmern und emsiges Hin- und Wieder-Laufen vieler Leute. Der Lärm entfernte sich indeß von unsrer Thüre, währte aber im Hause noch lange fort, alle Thüren wurden geöffnet, selbst die der unbewohnten Zimmer

über uns, nur wir, Miß Lucy und eine kranke deutsche Dame blieben von allen im Hause Wohnenden allein verschont, weil der Wirth sich verbürgt hatte, daß wir am Morgen noch dort zu finden seyn würden.

Beim Frühstück erfuhren wir denn, daß zur nämlichen Stunde in allen Gasthöfen der Stadt eine allgemeine Hausfuchung von Polizei wegen vorgenommen worden war. Gott weiß, wen die Herren suchten und auch wohl fanden, denn alle Diligencen nach Paris waren an diesem Tage wieder mit Gefangnen und ihren Wächtern besetzt. Aus dem Gasthofe uns gegenüber wurden mehrere Fremde mitgenommen, aus unserm wollte man doch auch nicht ganz leer gehen und bemächtigte sich daher eines ganz frisch ausgeflognen jungen Straßburgers, der bei der Ankunft vergessen hatte, seinen Paß der Polizei zu präsentiren, nnd es sich nun dafür gefallen lassen mußte, den Rest der Nacht auf der Hauptwache zu verschlafen. Doch wurde er in Marseille zurückgelassen und der Wirth hoffte, ihm seine Freiheit bald wieder auszuwirken. Zu uns kam die Polizei, so wie wir außer dem Bette waren; stillschweigend legten wir ihr unsern Paß hin, stillschweigend sah sie ihn an, und ging wieder; nach

andern Papieren ward weder bei uns noch den übri=
gen Fremden gefragt. Diese an sich unbedeutende
Begebenheit trug aber doch dazu bei, uns den Ab=
schied von Marseille zu erleichtern, und machte auch
auf die übrigen Fremden einen so unangenehmen Ein=
druck, daß die mehresten bald abreiseten wie wir.

Reise von Marseille nach Lyon.

Bis Orgon blieb unser Weg der nämliche, den wir gekommen waren; hinter Orgon wird das Land ebner, die Felsen weichen zurück, die Olivenbäume verschwinden allmählig und große Maulbeerbäume nehmen ihre Stelle ein. Diese sind sehr schön und würden herrlichen Schatten gewähren, wenn man sie nicht ihrer jungen Blätter beraubte, um Seidenwürmer damit zu ernähren, die hier in unendlicher Anzahl gepflegt werden. So sind sie oft ganz kahl und traurig anzusehen, ein Bild des Winters mitten im Sommer, und es nimmt sich sonderbar aus, wenn Bäume der nämlichen Gattung, zum Theil frisch belaubt, zum Theil mit ganz entblätterten Zweigen, dicht neben einander stehen. Weiterhin kamen wir durch ein höchst fruchtbares, bebautes Land, in welchem Wein und Korn im Ueberfluß wächst. Nur die Cypressen, die Feigen und Maulbeerbäume, die warme, südliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutschland waren; denn am Ufer lustiger Bäche üppig wachsende, himmelhohe

Buchen, Linden, Pappeln und flüsternde Weidenbäume begrüßten uns recht heimathlich, wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen, ganz unscheinbaren Flecken Noves, in welchem Petrarca'n die Sonne seines Dichterlebens aufging, denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben sich die düstern Kalkfelsen von Vaucluse; näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher, nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance setzen. Sie ist nicht breit, aber ein tückischer, reißender Bergstrom, der oft, wenn der Schnee in den Piemontesischen Alpen schmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überschwemmt und durch sein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Ueberfahrt unmöglich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabei unbändig genug, so daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unserm mächtig hin und her schwankenden Schifflein am andern Ufer ausstiegen.

Der erste Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours, eine sehr reizende Promenade, die zwischen dem Ufer der Rhône und der Außenseite der nicht bedeutenden, aber zierlich gehaltenen Wälle, rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittag, die Einwohner von Avignon

erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzosen an diesem Tage, und spazierten im besten Putz gar gemüthlich im Schatten der dreifachen Reihen hoher Platanen. Lustig hin und her kreuzende Bote belebten die silberne Fläche des breiten Stroms, den hier drei große waldige Inseln verschönern, ferne blaue Berge kränzen den Horizont des entgegengesetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reizenden Anblicks, denn unser Postillon fuhr uns fast um die ganze Stadt herum, desto abschreckender aber erschien uns diese, als wir durch ein dunkles Thor hineinfuhren. Schmuziger, enger und düsterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große, palastähnliche Gebäude, Ueberbleibsel aus den Zeiten, wo die Päpste in Avigon residirten, aber sie sehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunklen Häusern umgeben. Auch der ehemalige päpstliche Palast ist jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern sich indessen recht malerisch ausnehmen. Ueberhaupt trägt Alles in Avignon ein unheimliches, zerstörtes Ansehen. Die wilden Gesichtszüge des Volks, seine heftige, einem ewigen Zürnen ähnliche Sprache und Geberde haben

etwas unbeschreiblich Widerwärtiges. Alles erinnert nur zu lebhaft daran, welch ein Schauplatz jeder möglichen Laster und Gräuelthaten diese Stadt sowohl früher zu den Zeiten der Päpste, als später während der Revolution war. In den letzten furchtbaren Schreckenstagen stieg die Wuth des Volks hier auf's Höchste, alle Einwohner schienen in blutdürstige Tiger verwandelt, und mordeten und raubten ohne Scheu und Schonung selbst des dem Menschen Heiligsten.

Nichts konnte uns sonach zu einem längern Aufenthalt in Avignon reizen, als nur nöthig war, um auszuruhen. Doch überlegten wir den Abend, ob wir nicht am folgenden Morgen zur Quelle von Vaucluse wallfahrten wollten. Reisende, die dort gewesen waren, versicherten uns, daß nur Petrarca's Name der Gegend einigen Reiz verleihen könne; der Wasserfall sey als solcher unbedeutend, besonders in dieser trocknen Jahreszeit, und das Thal gleiche vollkommen der öden Steinwüste von Oliulles. Unser Gastwirth, den wir zu Rathe zogen, machte eine höchst abschreckende Beschreibung von dem entsetzlichen, in fünf Stunden kaum zu fahrenden Wege, dennoch versprach er uns am folgenden frühen Morgen einen guten Wagen mit zwei Pferden zu verschaffen, weil wir mit

dem unsrigen dort nicht fahren könnten. Wir nahmen seinen Vorschlag an, und sahen am andern Tage nach langem Warten einen elenden zweirädrigen Karren ankommen, dem man die Ehre anthat ihn ein Kabriolet zu nennen, bespannt mit einem blinden Karrengaul und einem lebensatten Maulesel; der Führer, ein großer, sehr wild aussehender Kerl, wollte zu Fuße nebenher gehen. Nur zwei von uns hätten auf dem schönen Fuhrwerk zur Noth Platz gehabt, und gerade den beiden, die des Schutzes am bedürftigsten waren, lag am mehresten daran, den Quell von Vaucluse zu sehen. So ganz allein, ohne einen Bedienten mitnehmen zu können, uns diesem Menschen, dessen Sprache wir nicht verstanden, anzuvertrauen, zehn Stunden lang von dem elenden Gespann uns durch eine wilde Gegend schleppen zu lassen, deren Einwohner allgemein für Räuber gelten, und dabei vor der Nacht nicht wieder zurückkommen zu können, vielleicht gar erst am andern Tage, schien uns dennoch nicht rathsam. Ueber das Hin- und Herreden war wieder viel Zeit verstrichen, ein andres Fuhrwerk, den Versicherungen des Wirths zufolge, nicht zu haben. Alles dieses bewog uns, obgleich mit schweren Herzen, den ganzen Plan aufzugeben, und so verließen wir Avignon, ohne die Quelle von Vaucluse gesehen zu haben, nachdem

wir noch, die Stadt in nähern Augenschein genommen hatten.

An den schönen Ufern der Rhône vergaßen wir bald unsre getäuschte Erwartung. In Sorgue, dem ersten Ort, wo wir die Pferde wechselten, trat ein Mann an unsern Wagen, um uns seine Dienste anzubieten, welcher jetzt bei der neuen Mode des um die Wette Gehens in England reich werden könnte, denn als Botengänger gibt es in Hinsicht auf Schnelligkeit und Ausdauer vielleicht nicht seines Gleichen. Er überreichte uns seine gedruckte Adresse, die ihn als einen bekannten Einwohner von Avignon bezeichnete und viele Zeugnisse seiner Treue und Ehrlichkeit, von bekannten und bedeutenden Männern unterzeichnet, die sich seiner bedient und ihm ansehnliche Summen anvertraut hatten. Es war ein langer, hagrer Mann von sehr rechtlichem Ansehen, der in gutem Französisch recht vernünftig sprach. Wir bedauerten, ihn nicht am Morgen bei uns gehabt zu haben, denn unter seinem Schutz hätten wir das gefahrvolle Abentheuer von Vaucluse wohl bestanden. Seine Schnelligkeit übertrifft auf die Dauer bei weitem die eines Pferdes, denn von Avignon bis Marseille, ja bis Toulon geht er in vier und zwanzig Stunden, bis Montpellier in zwei Tagen, bis Paris in sechsen, und überall ist er

bekannt. Sein Sohn, damals ein Knabe von neun Jahren, ging sogar schon zwei deutsche Meilen in einer Stunde, so sehr kann frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft stärken und ausbilden. Mit mehr als tausend Louisd'oren in Gold belastet dieser Bote sich nie, weil er dann noch einen Karabiner und Pistolen mitnimmt, um sich im Nothfall seiner Haut zu wehren, auch zieht er sich dann ganz schlecht an, um der Aufmerksamkeit der Räuber zu entgehen, von denen, seiner Aussage nach, diese Gegenden nicht frei sind.

Zwischen Sorgue und Courtezon bedeckt eine ungeheure Menge von Maulbeerbäumen das ganze Land, dazwischen erblickten wir wieder unsre lieben Olivenbäume und athmeten balsamischen Kräuterduft der Provence. Eine am Wagen nöthig gewordne Reparatur hielt uns in Courtezon eine kleine Stunde auf, während der wir uns auf einer wunderschönen Wiese im Schatten großer Maulbeerbäume ergingen. Eine freundliche Frau, die auch gut französisch sprach, redete uns an; sie trug ein allerliebstes Mädchen von zwei Jahren auf dem Arm und einige zwanzig Kinder, die ihrer Obhut vertraut schienen, spielten lustig um sie her im blumigen Grase. Allen diesen Kindern waren eben die Schutzblattern eingeimpft, und das

geschieht alle Jahre in der ganzen Gegend auf Befehl der Regierung, hier, wo noch vor wenig Jahren der Aberglaube in dieser wohlthätigen Vorsichtsmaaßregel einen Eingriff in die Rechte Gottes sah, und eine Todsünde damit zu begehen glaubte. Die Frau erzählte uns viel von der Pflege der Seidenwürmer, wie viel Sorgfalt diese erfordert, wie sorgsam die Blätter gewählt werden müssen, daß sie nicht zu alt, nicht zu jung und ja nicht feucht oder welk sind, aber auch von der Einträglichkeit des Seidenbaues, der die Bewohner dieser Gegend, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, alle wohlhabend macht. Touchés là, sagte die Frau, da der Wagen fertig war, und schüttelte uns recht treuherzig die Hand, wir erwiederten gern diese ächt deutsche Begrüßung und rollten dann fröhlich fort durch ganze Wälder von Maulbeerbäumen, bis wir zum Städtchen Orange gelangten.

Orange.

Unter dem Namen Arausia war dieser Ort einst zu den Zeiten der römischen Herrschaft eine beträchtliche, schöne Stadt, jetzt ist er ein so schmuziges, winkliges Nest, als nur irgend ein Städtchen im südlichen

Frankreich es seyn kann. Doch finden sich darin noch hin und wieder Spuren antiker Herrlichkeit in verstümmelten Inschriften, Basreliefs und Ornamenten an Mauern und Häusern. Die Ueberreste eines römischen Theaters verbergen jetzt zum Theil die dunkeln Mauern eines Gefängnisses für gemeine Verbrecher, theils liegen sie versteckt zwischen ekelhaft schmuzigen Hütten. Nur große Vorliebe für die Geschichte der Kunst könnte einen Antiquar bewegen, sich in diese widerlichen Labyrinthe ihretwegen zu wagen. Wir entsagten ihrem Anblick, und begnügten uns mit dem des einzigen Wohlerhaltnen, des Triumphbogens des Marius, der sich ganz nahe vor der Stadt auf einer Ebne stolz erhebt, und, obgleich hin und wieder verfallen und dem Untergange sich nahend, dennoch einen höchst imposanten Effekt schon aus der Ferne macht.

Das ganze Prachtgebäude ist sechs und sechzig Fuß lang, sechzig Fuß hoch, und bildet drei dicht neben einander stehende Bogen, von denen der mittlere beträchtlich größer ist als die beiden ihm zur Seite stehenden. Das Innere des Gewölbes bedecken bei allen dreien, in höchst zierlichen Mustern zusammengesetzte Rosetten von Bilhauerarbeit, und Gewinde

von Epheu, Trauben, Blumen und Früchten umfassen die Oeffnungen der Bogen; Alles daran ist mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet und höchst vollendet. Die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes hat am wenigsten von der Zeit und der Witterung gelitten; vier korinthische Säulen schmücken sie, zwei davon an den Ecken, und zwei in dem Zwischenraum, welcher den größern Bogen von den kleinern trennt. Diese beiden Säulen unterstützen einen dreieckigen Giebel, welcher sich über den mittleren Bogen erhebt. Eine mit einem schönen Gesims und einem Basrelief reich geschmückte Attika ragt über den Giebel und krönt das ganze Gebäude. Das Basrelief über dem mittleren Bogen stellt ein sehr wildes Gefecht zwischen Reitern und Fußvolk vor; an der einen Seite desselben sind einige alte Opfergeräthe abgebildet, die Mauer an der andern Seite ist ganz eingefallen. Ueber den beiden kleinern Bogen, unter der Attika neben dem Giebel, sind aus Schiffsschnäbeln, Ankern, Dreizacken, Rudern und andern die Schifffahrt bezeichnenden Attributen zusammengesetzte Trophäen angebracht, und darunter, dicht über den Bogen zwischen den Säulen andre Trophäen von Fahnen, Helmen, Schilden und Schwertern.

Die der Stadt abgewandte Seite des Gebäudes gleicht ganz der eben beschriebnen, nur haben Wind und Wetter sie weit mehr zerstört. Von den vier korinthischen Säulen stehen nur noch zwei und die Basreliefs sind zum Theil ganz vernichtet, zum Theil fast unkenntlich geworden. Das große Basrelief in der Mitte ist ziemlich wohl erhalten, es stellt, wie das auf der andern Seite, ein Gefecht vor. Von der einen Trophäe neben dem Giebel sind nur wenige Spuren noch sichtbar, die darunter über dem einen kleinen Bogen fehlt ganz, hingegen ist die über dem zweiten beinahe unverletzt geblieben. Auf einem der Schilde, die mit mehreren Waffenstücken sie bilden, lasen wir das Wort „Mario“ ganz deutlich, auch auf noch mehreren Schilden in den Trophäen sind Namen eingegraben, die aber so verwittert dastehen, daß es uns unmöglich war, sie zu erkennen.

Die Verzierungen der einen schmalen Seite des Gebäudes sind gänzlich zerstört, die andern schmücken vier kannelirte korinthische Säulen und theilen sie in drei gleich große Zwischenräume; in jedem derselben sind Trophäen von Fahnen, Küraſſen, Schildern, Helmen und andern Waffenstücken angebracht, und unter jeder von diesen zwei fast unkenntlich gewordne

Figuren, die uns wie gebundne Kriegsgefangne vorkamen. Auf einem Fries über den Säulen ist eine Reihe neben einander stehender Fechter abgebildet. Ueber die beiden mittelsten Säulen erhebt sich ebenfalls ein dreieckiger Giebel, in dessen Mitte befindet sich ein halber Kreis, in welchem eine Figur sichtbar ist, die uns wie ein altes Heiligenbild erschien, wahrscheinlich also neuern Ursprungs ist als das übrige Gebäude. Auf jeder Seite des Halbkreises, noch innerhalb des Giebelraums, ist ein fast unkenntlich gewordnes Füllhorn angebracht, und zwei Nereiden lehnen sich an die oben spitz zusammenlaufenden Seiten des Dreieckes, so er bildet; die über ihn sich erhebende Attika schmückt ein zierlicher Fries.

Nach langem und vielem Streiten sind die Alterthumskenner übereingekommen, dem Marius die Ehre dieses Triumphbogens zuzuschreiben, weil er in dieser Gegend einen großen Sieg über die Cimbrer und Teutonen erfochten hat.

Mag der Held übrigens auch ein andrer gewesen seyn, dessen Andenken dies Prachtgebäude verewigen soll, uns genügte die hohe Schönheit seines Anblicks ohne weiteres Grübeln über die Geschichte desselben, und doch fuhren wir mit Schaudern zurück, als wir vernahmen, daß gerade an dieser Stelle das Blut

vieler Hundert Unglücklicher vor wenigen Jahren vergossen ward. Mit ausgesuchter Grausamkeit hatten die Tiger von Avignon die Guillotine neben diesem Bogen errichtet; die angesehensten, achtungswerthesten Einwohner jener Stadt wurden den langen Weg hieher unter bittrer Verhöhnung geschleppt und fanden nur Ruhe unter dem mörderischen Beil. So bezeichnen die schrecklichsten Unthaten fast jeden Schritt in diesem, vom Himmel mit Allem, was der Mensch zum ruhigen Glück bedarf, reich ausgestattete Lande.

Rasch ging es nun vorwärts längs den schönen Ufern der Rhône durch ein sehr kultivirtes Land. Im Städtchen Donzère begegneten wir einer großen Procession. Wohlbeleibte Priester ließen sich von Chorknaben die langen Schleppen nachtragen, weiß verschleierte Devoten pipten lateinische Gesänge, von denen sie kein Wort verstanden, hinter ihnen drein zogen die Männer in weißen Weiberröcken und zu engen Hemden über ihre Kleider; in den Händen trugen sie große brennende Wachskerzen, mit denen sie sich ängstlich hin- und herdrehten, damit der Wind sie nicht ausblase. Der ganze Aufzug kam uns nicht besonders erbaulich vor, und manche komische Gruppe

erregte unsre Lachlust auf's unwiderstehlichste, so daß wir froh waren, die Schaar der Frommen bald hinter uns zu wissen. Man sah es zu deutlich, Priester und Layen waren in der langen Reihe von Jahren, in denen dergleichen nicht gestattet wurde, aus der Uebung gekommen, und wußten nicht mehr recht, wie sie sich dabei zu benehmen hatten.

Die Nacht blieben wir in dem ziemlich großen Landstädtchen Montelimart. Die Lage dieses Orts ist himmlisch schön, dicht vor den Mauern desselben vereinen sich zwei kleine Flüsse und strömen dann, lustig eilend, der mächtigen Rhône zu. Auch am folgenden Morgen kamen wir durch ein herrliches Land, denn die Dauphiné ist eine der schönsten Provinzen Frankreichs; nirgend sahen wir reichere Kornfelder und eine üppigere Vegetation. Allmählig verschwinden die Oliven- und Feigenbäume der Provence, auch die Maulbeerbäume werden seltner, aber unzählige große Wallnußbäume treten an ihre Stelle, aus deren Früchten man sehr gutes Oel preßt, welches in diesen Gegenden, wie das Olivenoel in der Provence, im Haushalt allgemein benutzt wird. Die schneebedeckten Häupter ferner hoher Gebirge leuchteten zu uns vom fernsten Horizont herüber, die Luft

war Wohlgeruch, und tausend Nachtigallenlieder ertönten freudig aus jedem Busch, jedem Baum, denen wir vorüber kamen.

Wir sahen manches freundliche Dorf, manches artige Städtchen an diesem Tage. Alle sind weit reinlicher und heller als im eigentlichen Süden von Frankreich. Häuser und Mauern baut man in diesen Gegenden häufig von Pisai, so nennt man hier die aus gestampfter Erde geformten Quadern. Schon in dem nahe an Paris belegnen Charenton hatten wir Gelegenheit gehabt, diese Bauart näher kennen zu lernen. Die zu diesem Zweck von Natur dienliche oder durch Kunst dazu bereitete Erde wird beinahe trocken in hölzernen Formen von der Größe beträchtlicher Quadersteine fest gestampft. In einem Tage trocknen diese künstlichen Steine genug, so daß man sie, von der Form befreit, umwenden kann, in ein paar Tagen sind sie ganz hart und können wie andre Steine mit Mörtel vermauert werden. Nur den Grund solcher Gebäude baut man auf gewöhnliche Weise aus Ziegeln oder Steinen; mit Kalk beworfen, sahen sie wie andre Häuser aus, auch kann man darauf mit Leimfarben malen wie auf jede andere Mauer. Die Wände in den Zimmern erscheinen ungewöhnlich stark, das gibt einen

kleinen Uebelstand, übrigens aber sind diese Häuser sehr trocken und warm, man kann sie zwei, auch wohl drei Stockwerk hoch bauen, und sie kosten nur etwa den achten Theil dessen, was ein auf gewöhnliche Art aufgeführtes Gebäude von der nämlichen Größe kosten würde. Zur Umfassung von Gärten, Weinbergen und andern großen Plätzen, die einer Ringmauer bedürfen, ist diese Art von Mauern als zweckmäßig und wohlfeil besonders zu empfehlen. In Charenton machte man aus der Bereitung der dazu brauchbaren Erde ein Geheimniß, in der Dauphiné aber würde man sie leicht erfahren, da dort der größte Theil der neueren Gebäude aus Pisai aufgeführt wird.

In der ziemlich beträchtlichen Fabrikstadt Valence fanden wir unsre Miß Lucy wieder; zwar war sie ein paar Tage früher als wir von Marseille ausgereist, aber mit eignen Pferden geht die Reise weit langsamer als mit französischer Extrapost, besonders wenn man nicht früh aufstehen kann. Wir freuten uns gegenseitig über dies Wiedersehn, und nahmen Abrede, in Lyon wieder zusammen zu treffen. Nicht weit hinter Valence setzten wir in einer Fähre über die Isère. Sie ist, wie die Durance, nicht breit, aber ein wilder, tückischer Bergstrom, der oft weit umher das Land

durch Ueberschwemmungen verwüstet. Dennoch sind die Umgebungen dieses wilden Gewässers höchst reizend und mannichfaltig, sowohl in der Nähe als in der Ferne, aus welcher hohe, blaue Berge auf die das Ufer kränzenden Rebenhügel und blühenden Gärten herüber blicken.

Nicht lange währte es, so waren wir wieder ganz nahe der uns so lieb gewordnen Rhône. Wir kamen durch das freundliche, von ihren Wellen bespülte Städtchen Tain; es liegt zwischen dem Strome und hohen malerischen Felsen, die sich dicht dahinter erheben, wie eingeklemmt, mitten in Reben und Blüthen. Am andern Ende des Städtchens windet sich der Weg durch ein wunderschönes Thal, immer längs dem Strom bis St. Vallier; die Felsenreihe, an deren Fuß er hinführt, heißt mit Recht Côte rôtie, den ganzen Tag erglüht sie im Strahl der Sonne, die hier den berühmten Eremitagewein kocht, und ihm seine, ihn vor allen französischen Weinen auszeichnende, feurige Kraft gibt; auch ranken sich die Reben in üppigem Gedeihen bis zu den höchsten Felsengipfeln hinauf.

St. Vallier liegt fast noch schöner als Tain; wir blieben die Nacht im Posthause und weilten in dem dazu gehörigen kleinen Garten, bis uns tiefere

Dunkelheit und das Geschnatter einiger Comödiantinnen, die eben mit ihrern Verehrern auf der Diligence angelangt waren, daraus vertrieben. Alle Nachtigallen der ganzen Gegend schienen auf diesem lieblichen Fleck versammelt; dumpf brauste der Strom in ihre Lieder, und die milde Abendluft wehte uns den Duft aller Blüthen und Kräuter zu, welche die malerischen, einem Garten gleich angebauten Felsenufer bekränzen.

Am andern Morgen langten wir ziemlich frühe in Vienne an, die Rhône blieb uns auf dem Wege dahin immer zur Seite, und durchströmt ein paradiesisches Land. Gegen Vienne zu erheben sich höhere Felsen, wir mußten über Berg und Thal, aber Getraidefelder, herrliche Bäume, blühende Wiesen und Gärten kleiden die fruchtbaren Felsen bis hoch zum Gipfel hinauf; überall ist das Land angebaut wie in England oder den schönsten Gegenden des fruchtbaren Holsteins.

Vienne.

Diese zu den Zeiten der Römer bedeutende Stadt, deren Ursprung sich in das graueste Alterthum verliert, ist jetzt ein enges, schmuziges Nest, ein wahrer Knäuel

von dunkeln, verwornen durch einander sich winden-den, schmalen Straßen; doch bringen viele Tuch-fabriken, Drahtziehereien, Seidenspinnereien und Kupferhämmer einiges Leben und anscheinenden Wohl-stand unter die Bewohner. Ein kleiner Bergstrom, die Gère, setzt viele hundert dazu gehöriger Räder in Bewegung, theils in der Stadt selbst, theils dicht vor ihren Thoren. Die Gère entspringt auf einem nahen Felsen, an dessen Abhang mehrere künstlich angelegte kleine Kaskaden sie zu verweilen und dem Menschen bei seiner Arbeit zu helfen zwingen. Nach so vollbrachtem Tagewerk eilt sie dann der an den Mauern der Stadt vorüberströmenden Rhône zu, die sich nicht zwingen läßt, und setzt, mit ihr vereint, den fröhlichen Lauf weiter fort. In Vienne bemerkten wir wieder viele aus Pisai erbaute, recht hübsche Häuser, doch sind alle im Verhältniß niedriger als die sonst in Frankreich gewöhnlichen Häuserkolosse von sie-ben bis acht Stockwerken; es scheint, als ob man es nicht wage, viel höher als etwa dreißig Fuß aus Pisai zu bauen.

Wie Nismes, könnte auch Vienne auf viele wohl-erhaltne Denkmäler vergangner Pracht und Herrlich-keit stolz seyn, wenn nicht die Barbarei späterer Jahr-

hunderte hier noch vernichtender gewaltet hätte. Schon beim Hereinfahren zog ein altes römisches Grabmal unsre Aufmerksamkeit an, nicht unähnlich dem von St. Remi. Auf einer Wiese, ganz nahe vor der Stadt, erhebt es sich in Pyramidalform, etwa gegen siebenzig Fuß hoch. Das Fußgestell bildet ein großes viereckiges Gebäude, an den Ecken mit vier angelehnten Säulen geschmückt, die Seitenwände desselben haben große bogenförmige Oeffnungen, wie Thore, die den freien Eingang in das Gebäude verstatten, so daß man darin unter dem platten Dach, womit es bedeckt ist, wie in einem kleinen offnen Tempel herumgehen kann. Auf diesem platten Dach steht die aus Quadersteinen erbaute Pyramide; merkwürdig schien es uns, daß sie ganz allein auf der Bedachung des eben beschriebnen Piedestals ruht, ohne die Seitenwände desselben zu berühren, weil ihre Basis nach allen Seiten beträchtlich kleiner ist, als das Viereck, welches jenes bildet. Keine Inschrift, kein Bildwerk ziert dieses Monument, aber die schlank in den blauen Aether sich erhebende, edle, schmucklose Gestalt desselben macht, bei aller Einfachheit, einen sehr imposanten und schönen Effect. Leider bemerkt man bei genauerer Betrachtung viele Spuren früher und später daran verübter Gewaltthat. In den Zeiten

der Revolution ließ das entartete Volk auch an dieser Pyramide seinen zerstörenden Muthwillen aus, und beinahe wäre sie gänzlich vom Eigner des Feldes, auf welchem sie steht, vernichtet worden, zum Glück verhinderte ihn noch ein Verbot der Polizei bei Zeiten daran, diesen Vorsatz auszuführen.

Wem zu Ehren diese Pyramide errichtet ward, ist schwer auszumitteln, da keine Spur einer Inschrift hier zum Leitfaden dient. Alterthumskenner weihen sie dem Kaiser August, das Volk aber nennt sie l' Aiguille, die Nadel, und glaubt steif und fest, Pontius Pilatus liege darunter begraben. Dieser alte Landpfleger spukt in diesen Gegenden noch immer herum und spielt eine große Rolle in den hiesigen Volkssagen. Nahe an Vienne stehen am Ufer der Rhône noch die Trümmer eines alten, wahrscheinlich von den Römern erbauten Thurms, den das Volk auch den Pilatusthurm nennt, weil, wie behauptet wird, der Kaiser Caligula den Pilatus dort einsperren ließ; aus Verzweiflung erhängte sich dieser im Thurm, sein Körper ward in die Rhône geworfen, und diese wirbelt und schäumt noch immer an der Stelle, wo dies geschah, obgleich der Todte wieder herausgezogen, und von einem hohen, nahen Berge, der auch seinen

Namen trägt, in einen tiefen Abgrund gestürzt ward, wo er noch immer in furchtbarer Geistergestalt umher= geht. Viele aber glauben, er sey unter der Aiguille ehrenvoll begraben, finde indessen doch keine Ruhe.

In allen Straßen der Stadt sind noch alte In= schriften, Ueberbleibsel antiker Grabmäler, Trümmer von Säulen und Basreliefs in den Mauern dunkler, schmuziger Gebäude und Ställe. Schlechte steinerne Bänke vor elenden Hütten werden von schönen antiken Kapitälen getragen, überall ist die gegenwärtige Zeit mit der längst vergangnen im grellsten Kontrast. In einer der schmuzigsten Straßen steht ein alter Triumphbogen eingemauert, an dessen innrer Wölbung noch Spuren zerstörter Ornamente von Bildhauerarbeit sichtbar sind. Die Trümmer eines großen Amphitheaters liegen jetzt fast ganz zerstört mitten in Weinbergen dicht an der Stadt, und auf einem hohen Berge sieht man alte Mauern, welche der Sage nach einst ein römisches Ka= stell waren. Die sehr große Hitze des Tages verhinder= uns, diesen Berg zu ersteigen, die Aussicht oben wird aber als entzückend schön gepriesen, und ist es gewiß auch.

Ein Tempel des Augustus ist das einzige leidlich erhaltne antike Gebäude in Vienne; so viel man noch

davon urtheilen kann, muß er der maison carrée in Nismes sehr ähnlich gewesen seyn. Er bildet wie jenes ein längliches Viereck, und Säulen korinthischer Ordnung umgeben ihn an allen Seiten. Mehrere von diesen sind noch beinahe unverletzt und zeichnen sich durch trefflich gearbeitete Kapitäle aus, nur die Riefen in den Säulenschäften, welche ihnen ein so elegantes Ansehen geben, sind fast durchgängig muthwilliger Weise zerstört. Der Tempel war in seiner ursprünglichen Schönheit ringsum offen, bis auf die schmälere Hinterwand; die schlanken Säulen trugen das mit einem Giebel und trefflich gearbeiteten zierlichen Gesimsen und Friesen geschmückte Dach. Mönchische Unwissenheit führte Mauern zwischen den Säulen auf, und machte aus dem Göttertempel einen geschmacklosen viereckigen Kasten, um ihn als Capelle der Verehrung irgend eines Heiligen zu weihen. Durch dies allen Kunstsinn empörende Verfahren sind die Säulen weit über die Hälfte in dicken Mauern versteckt, kaum daß man noch errathen kann, was der Tempel ehemals gewesen seyn muß.

Wir bekennen, es ward uns beim Anblick dieser in einem barbarischen Zeitalter vom Aberglauben verübten Versündigung gegen das Schöne ganz heidnisch

zu Muthe, und Schillers Götter Griechenlands wollten uns gar nicht aus dem Sinn. Der Tempel ist übrigens keine Kapelle mehr, aber etwas noch ärgeres, eine Gerichtsstube.

Nur von einem Miethbedienten begleitet, gingen wir, das Museum zu besehen, und fanden einen sehr unterrichteten Mann an dem Aufseher desselben, der zugleich Lehrer der Zeichenkunst in einer damit verbundnen öffentlichen Erziehungsanstalt ist. Obgleich wir ohne alle Empfehlung zu ihm kamen, empfing er uns dennoch sehr freundlich, und zeigte uns mit unermüdender Gefälligkeit sowohl die im Museum als in seiner eignen Wohnung aufbewahrten beträchtlichen Sammlungen von Alterthümern. Von Geburt ist er ein Deutscher, mit Namen Schneyder, hat aber während seines vieljährigen Aufenthalts in Frankreich die Leichtigkeit verloren, sich in seiner Muttersprache gut auszudrücken oder auch sie schnell im Gespräch zu verstehen. Seit einer langen Reihe von Jahren macht er es sich zum Hauptgeschäft, Alles zusammen zu tragen und zu retten, was er von Ueberresten alter Kunst, in Vienne und der umliegenden Gegend, habhaft werden kann. In den nahen Weinbergen, besonders in dem, der das alte Amphitheater umschließt, auch in Feldern und Gärten finden die Landleute täg-

lich mitunter recht schöne Fragmente von Statuen, Basreliefs und Säulen, sobald sie etwas tief graben, auch Mosaikpflaster, Lampen, Münzen, Urnen, architektonische Verzierungen und kleine Hausgeräthe und Schmuck der Alten. Herr Schneyder hat die Leute so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm von jedem Fund dieser Art sogleich Nachricht geben, kann er ihn dann für Geld und gute Worte habhaft werden, so versäumt er die Gelegenheit nicht; was sich nicht transportiren läßt, zeichnet er wenigstens ab, und erwirbt sich so ganz in der Stille ein unsterbliches Verdienst um die Alterthumskunde. Die Freude daran ist die einzige seines Lebens und auch die einzige Belohnung seiner unbeschreiblichen Mühe und Geduld. Seine Bekanntschaft machte uns großes Vergnügen; glückliche Menschen zu sehen, ist der erfreulichste Anblick, und es gibt vielleicht in der Welt keine glücklichern, als diese Sammler, besonders wenn sie an einem Ort wie Vienne leben, wo ihnen täglich neue Ausbeute wird, die ohne sie spurlos verschwände. Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen den vielen, in dieser Hinsicht merkwürdigen Städten des südlichen Frankreichs solche Herren Schneyder lebten, noch besser, wenn alle die zerstörenden Jahrhunderte hindurch dort immer solche Männer gelebt hätten.

Die Sammlung, welche Herr Schneyder auf diese Weise zusammengebracht hat, ist unglaublich groß, wenn man den kleinen Kreis betrachtet, auf den er sich beschränken mußte, leider aber besteht sie fast nur aus Fragmenten. Mehrere große Stücke antiker Fußböden von Mosaik zogen uns besonders an, da sie historische Darstellungen enthalten, wie wir sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Seine fast unzählbaren Zeichnungen, die er in großen Mappen aufbewahrt, sind alle von seiner eignen Hand bis in's kleinste Detaile höchst sauber und zierlich ausgeführt. Was sich an Mauern, in Häusern, in Kirchen, in Ställen, ja in den abgelegensten Winkeln in und um Vienne von römischen Alterthümern noch erhalten hat, griff er mit kunstreicher Hand auf und bewahrte wenigstens den Schatten davon vor gänzlichem Untergang. Nur sah er dabei zu viel in die Vergangenheit, und suchte die Zerstörungen der Zeit durch seine Phantasie zu ersetzen. Wohl mag Alles noch weit herrlicher gewesen seyn, als er es darstellte, aber im gegenwärtigen Zustande hätten wir viele seiner Originale in der Zeichnung nicht wieder erkannt. Die Barbarei des Fanatismus, die hier so viel Schönes theils vernichtete, theils durch mißverstandne Heiligung entheiligte, ist sein größter Kummer. Schmerzlich beklagte er eine

schöne Säule von verde antico, die vernichtet ward, um den Altar einer Kirche mit dem kostbaren Material zu bekleiden; dann ein prächtig gearbeitetes Kapital einer korinthischen Säule, das jetzt, ausgehöhlt, zum Taufbecken dienen muß, und unzählige Inschriften und Basreliefs, die von den Marmortafeln herunter gehauen wurden, damit diese hernach zu Leichensteinen verbraucht werden könnten.

Bei einer armen Bauerfrau nahe an der Stadt, zu welcher Herr Schneyder uns wies, sahen wir die lieblichste Kindergruppe von Marmor, die man sich nur erdenken kann, und dazu bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten ganz vollkommen wohl erhalten; was um so mehr zu bewundern ist, da die Frau sie vor etwa anderthalb Jahren beim Graben in ihrem Weinberge, kaum zwei Fuß tief unter der Erde fand. Sehr bereitwillig holte sie ihre Engelein, wie sie sie nannte, aus ihrem Kasten hervor, wo sie in grünen Flor gewickelt auf ihren Sonntagskleidern recht weich gebettet lagen. Die Gruppe stellt ein paar Knaben von ein- bis zweijährigem Alter, fast in Lebensgröße vor, der ältere hält mit der linken Hand einen Vogel fest an die Brust gedrückt, und wehrt mit vorgehaltnem Arm den kleinern Bruder ab, der ihm den Vogel ent-

reißen will, und ihn im kindischen Grimme in den Arm beist, da er dessen nicht habhaft werden kann. Der ältre Knabe scheint bei dem Biß des schwachen Säuglings keinen Schmerz zu fühlen, sondern sieht, halblächelnd, dem ohnmächtigen Zürnen zu; die Körperchen, die Köpfchen, Ausdruck und Stellung kann man sich nicht lieblich genug vorstellen. Ein Baumstamm steht jedem der Kinder zur Seite, neben dem älteren windet eine Schlange sich daran herauf, neben dem kleineren kriecht eine Eidechse in die Höhe, welche nach einem Schmetterling schnappt. Nur der eine Flügel des Vogels und ein Finger des kleineren Knaben fehlen diesem unbeschreiblich reizenden, antiken Kunstwerk, übrigens ist es ganz unversehrt.

Mehrere, welche diese Gruppe sahen, haben allerlei Allegorien darin finden wollen, Herr Schneyder hält sie, wahrscheinlich mit Recht, für Porträts zweier Kinder irgend eines reichen, vornehmen Römers, der sie vielleicht zufällig in dieser Stellung sah und sie so von einer Meisterhand abbilden ließ; die Schlange, die Eidechse, den Schmetterling erklärt er für unbedeutende, willkürliche Verzierungen des Künstlers.

Die Eignerin dieser Gruppe sah mit einigem Wohlbehagen unsrer Freude darüber zu, dann küßte sie ihre

Engelein, wickelte sie wieder in den grünen Schleier und legte sie sorgsam in ihr Bette. Arm, wie sie ist, will sie sie jetzt doch nicht verkaufen, obgleich der Präfekt ihr eine für sie bedeutende Summe dafür geboten hat, um sie nach Paris ins Museum zu schicken. Wenn einmal die Milords Anglois mit großen Beuteln voll Guineen wieder in's Land kämen, dann, meinte sie, könnte sie sich vielleicht entschließen, ihre Engelein wegzugeben, obgleich es ihr sehr schwer fallen würde; sogar von Reisenden und auch von uns etwas für die Mühe des Vorzeigens anzunehmen, weigerte sie sich, und es kostet wirklich Ueberredung, sie dazu zu bewegen.

Nachdem wir uns in Vienne lange genug bei den Ueberresten des Heidenthums aufgehalten hatten, besuchten wir auch die große alte Kirche, St. Maurice, eine der schönsten in Frankreich. Schon die Höhe, auf welcher diese prächtige Kirche steht, gibt ihr ein imposantes und feierliches Ansehen; acht und zwanzig breite steinerne Stufen führen zu ihr hinauf, die reichen Verzierungen des Portals, die Statuen, welche die Façade schmückten, wurden in der Revolution zerstört und verstümmelt, ohne daß der majestätisch große Eindruck des Ganzen darunter litt. Lange ward sie als Fouragemagazin mißbraucht, jetzt war

man eifrig damit beschäftigt, sie wieder, wenigstens im Innern, herzustellen, um sie auf's Neue zum Gottesdienst weihen zu können. Die prächtigen gemalten Fenster, einige Altäre, vieles schön gearbeitetes altes Schnitzwerk und einige Monumente sind, wie durch ein Wunder, dem allgemein herrschenden Zerstörungsgeist entgangen. Das marmorne Denkmal, welches hier zu Anfange des siebzhenten Jahrhunderts dem Kardinal Armand de Montmorin errichtet ward, gehört gewiß zu den besten plastischen Kunstwerken jener Zeit, und steht fast unverletzt da. Es ist die Arbeit eines, dem Namen nach deutschen Künstlers, Slodtz, der damals in Rom lebte und es dort ausführte. Auf einem Sarkophage ruht der Kardinal in halb liegender Stellung, im priesterlichen Ornat; mit der Linken hält er die Rechte seines neben ihm stehenden Nachfolgers, der dies Monument errichten ließ, mit der Rechten deutet er auf den Bischofsstab und die Mitra, welche beide neben dem Sarkophage auf einem Kissen ruhen; ein Genius hält das Wapenschild des Nachfolgers, das des Hauses Montmorin ist an dem Sarkophage angebracht. Die Köpfe der beiden Kardinäle sind edel und ausdrucksvoll, besonders der des Sterbenden, die Ausführung des Ganzen höchst vollendet, vorzüglich in den gut

gehaltnen Draperien. Die Spitzenkanten unten an den Chorröcken sind fast bis zur Täuschung fein gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir Vienne, um die wenigen Meilen bis Lyon vollends zurück zu legen. Zuerst empfing uns ein von der Rhône durchströmtes Felsenthal, dann kamen wir reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schönen Weinbergen vorüber, bald nahe, bald entfernter vom breiten, mit grünen waldigen Inseln geschmückten Strome, bald über die Felsenreihen am Ufer, bald tief unten in schattigen Thälern, bis wir noch vor gänzlichem Einbruch der Nacht die große, einst vor allen andern blühende Stadt erreichten, deren gänzliche Vernichtung in den Tagen der Schreckenszeit gesetzlich ausgesprochen ward, und die jetzt anfing, sich von überstandnem Elend langsam zu erholen.

Lyon.

Lyon ist eine der häßlichsten, der schönsten, der größten Städte in Frankreich, auch wohl in Europa, wenn man einige Residenzen abrechnet. Dicht vor ihren Mauern vereinigen sich zwei große schiffbare

Ströme, und diese günstige Lage bestimmt sie zur bedeutenden Handelsstadt. Die Saone strömt mitten durch die Stadt und trennt den ältern Theil derselben von dem neuern, der auf einer Halbinsel oder vielmehr Erdzunge zwischen ihr und der Rhône erbaut ist. Diese begränzt die Stadt von der Mittagsseite, an dem andern Ufer derselben liegt eine später erbaute kleine Vorstadt. Mit schönen großen Gebäuden besetzte breite Quais schmücken die Ufer beider Ströme, und bilden den schönsten und volkreichsten Theil der Stadt. Beide wurden eben mit Reihen von jungen Bäumen besetzt, weil die, welche sonst hier reichen Schatten gaben, in der Revolution gefällt wurden.

Die Straßen mitten in der Stadt sind beinahe alle sehr enge, schmal, winklig und krumm, doch sieht man in ihnen viele schöne, oft sieben bis acht Stockwerk hohe Häuser, auch gibt es hier mehrere freie Plätze, zum Theil mit ansehnlichen Gebäuden umgeben, diese aber tragen besonders die Spuren, theils absichtlicher, theils in der fürchterlichen Belagerung der Stadt entstandner Verwüstung.

Wir wohnten im Hôtel de l' Europe am großen Platz Bellecour, dem schönsten der Stadt, der zugleich ein Lieblingsspaziergang der Einwohner war,

als die vielen Reihen prächtiger Bäume hier noch standen, die ebenfalls in der Revolution fielen, und an deren Stelle man jetzt anfing neue zu pflanzen. Mehr als zwanzig, vor wenigen Jahren noch große, prächtige Häuser lagen jetzt hier völlig zerstört als Schutthaufen da, sie wurden in der Schreckenszeit demolirt, als die Majestät des Volks, Lyon spurlos zu vertilgen, förmlich dekretirte, weil diese Stadt allein dem Schwarm der wüthenden Republikaner widerstand und der alten Ordnung so wie dem König treu bleiben wollte. Jetzt fing man an, auf Befehl des Kaisers die Häuser ganz langsam wieder aufzubauen, die in wenig Tagen vernichtet worden waren. Auch im übrigen Theil der Stadt, besonders an großen Plätzen, ist die Anzahl der auf diese Weise niedergerißnen Häuser nicht klein, aber noch größer die Zerstörung, welche die Kugeln der Karmagnolen während der Belagerung anrichteten; überall findet man noch traurige Spuren davon, besonders an dem Quai längs der Rhône. Hier liegt das sehr große, prächtige Hôtel Dieu; es gleicht von außen mehr einem fürstlichen Palast als einem Hospital. Zweitausend Kranke und schwache Arme werden in dieser der Wohlthätigkeit geweihten Anstalt, größtenheils von barmherzigen Schwestern verpflegt, aber leider stimmt die

innere Einrichtung derselben nicht zu dem prachtvollen Aeußern und macht noch manche Verbesserung wünschenswerth. Auf Erhaltung der Reinigkeit der Luft wird wenig darin gesehen, hundertweise liegen die Kranken in großen Sälen zusammen, oft zwei in einem Bette, Sterbende und Genesende, und jeder muß neben seinem eignen Jammer auch noch den der Andern ertragen.

Auf dieses Gebäude richteten die Republikaner mit tigerartiger Grausamkeit recht absichtlich ihre mörderischen Feuerschlünde, und beschossen es mit glühenden Kugeln; die schöne Façade trägt noch die Spuren davon. Sie wollten die Verwundeten, die hier herein gebracht wurden, vollends tödten und leider wurden auch viele das Opfer ihres unersättlichen Blutdursts.

Eine lange, mit schönen Pappeln besetzte Allee endet den Quai und geht längs der Erdzunge bis zu dem schönsten und interessantesten Punkte in Lyon, da, wo die Saone sich mit der Rhône vereinigt. Die große Wassermasse beider Ströme, der Anblick der Stadt, die mit schönen Landhäusern geschmückten hohen malerischen Felsenufer der Saone, die reich bebauten, hier flächeren Ufer der Rhône, die Vorstadt

auf diesen, Alles bildet hier eine entzückend-mannigfaltige Aussicht, die sich mit keiner andern vergleichen läßt.

Der jenseits der Saone auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt verdankt seine erste Entstehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten, eine reiche, herrlich-blühende Pflanzstadt, zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in seinen Sümpfen halb begraben lag. Sehr zerstörte Trümmer eines Aquädukts in der Nähe, Grundmauern eines Theaters, einiger Palläste und Tempel zeigen dem Alterthumskenner noch Spuren versunkner Herrlichkeit, können aber auch nur ihn interessiren, denn kaum läßt sich aus hin und wieder, zwischen elenden Hütten verstecktem, altem Gemäuer die ehemalige Gestalt der einst hier stehenden Gebäude einigermaßen errathen. Der Weg zu ihnen ist höchst beschwerlich und ihr Anblick im jetzigen Zustande nicht lohnend für den, welcher ohne andern Zweck, als dem der Schauluft, sie aufsucht.

Jetzt ist dieser unbeschreiblich schmuzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz seiner ärmsten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikstädten, stieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für sie

thut. An öffentlichen Anstalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, auch für Findelkinder und Waisen ist gesorgt, doch kann dem Uebel dadurch nicht gesteuert werden, denn die immer kümmerliche Existenz dieser sehr fleißigen, arbeitsamen Menschen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaus ab, und vor allem von den ewig schwankenden Gesetzen der Mode. Letztere waren ihnen seit längerer Zeit bei der allgemeineren Einführung baumwollner Zeuge nicht günstig, und das Unheil, welches die Revolution stiftete, zerstörte in Frankreich vollends allen bürgerlichen Wohlstand. Neues Erblühen des Handels und der Gewerbe können nur allmählig die Wunden alle heilen, die eine lange Reihe unglücklicher Jahre schlug. Napoleon suchte jetzt freilich durch große Bestellungen für seine ungemessene Prachtliebe die Fabriken wieder zu beleben, aber auch diese konnten doch verhältnißmäßig nur Wenigen Brod und Beschäftigung geben.

Die wohlthätigen Stiftungen, einige Kirchen und öffentliche Gebäude ausgenommen, findet der Fremde in Lyon wenig sogenannte Sehenswürdigkeiten. Bedeutende Kunstsammlungen existiren hier nicht, die Stadtbibliothek war sonst, als die zahl-

reichste in Frankreich, nächst der in Paris sehr merkwürdig, aber die Karmagnolen quartierten nach der Einnahme der Stadt eine große Anzahl Soldaten in dem Gebäude ein, welche sechs Monate hindurch die Bücher zum Einheizen benutzte. In welchem Zustande also diese Büchersammlung jetzt ist, läßt sich denken.

Das dermalige Lyceum war sonst ein großes prächtiges Jesuitenkloster, liegt am Quai der Rhône, hat aber auch während der Belagerung viel gelitten. Die Aussicht aus den Fenstern desselben auf den Strom und den gewühlvollen Quai ist wunderschön, am schönsten aber von der Terrasse, welche das Lyceum mit dem dazu gehörigen Bibliothekgebäude verbindet. Die reiche Façade des Rathhauses, eines der schönsten Gebäude in Lyon, steht jetzt ebenfalls verwüstet da, und zeigt nur noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit, denn die sie schmückenden Statuen und Verzierungen wurden alle herunter gerissen oder verstümmelt. Der Hof eines nahe am Rathhause liegenden ehemaligen Nonnenklosters ist jetzt als Börse der Versammlungsort der Kaufleute. Ob die frommen Schwestern, die sonst hier hauseten, es im Grabe ruhig ansehen, daß so viel Männer an dem heiligen Ort jetzt Handel und Wandel treiben, und nicht zu-

weilen gespenstisch dazwischen fahren, wissen wir nicht, wohl aber, daß der große Raum und die ihn umgebenden, oben bedeckten Säulengänge ihrer jetzigen Bestimmung recht angemessen sind.

Die nah an der Börse auf einer Anhöhe erbaute große alte Johanniskirche besuchten wir auch. Das Aeußre derselben ist schmuckloser und weniger imposant, als das der Moritzkirche in Vienne, aber der Eintritt in das Innere machte auf uns einen höchst feierlichen Eindruck. Ein röthliches Dämmerlicht erfüllte das hohe, wunderbar in einander verschlungne Gewölbe, die hohen, gemalten Fenster erglänzten wie farbige Juwelen im Strahl der gemildert durch sie hindurch schimmernden Sonne, und bildeten wunderbare Reflexe an den kühn emporstrebenden Pfeilern, welche das Gewölbe unterstützen. Ueberall herrschte feierliche Stille in dem großen, der Andacht geweihten Tempel.

Ein sehr künstliches Uhrwerk in dieser Kirche war sonst berühmt, es zeigte nicht nur Tage, Stunden, Minuten und Sekunden, auch die hohen Festtage, den Mondwechsel, die Jahreszahl und Alles, was auf die Zeit Bezug hat, in der man eben lebt. Die Dreifaltigkeit, die heilge Jungfrau, alle Apostel, viele Heilige, auch der Hahn des Petrus spazierten

zu bestimmten Stunden heraus und hinein, und machten allerhand Künste. In der Belagerung ward auch dies Kunststück verdorben und wird wohl schwerlich wieder in den vorigen Zustand versetzt werden können.

Vom Thurm der Kirche, den wir bestiegen, überblickten wir die ganze große Stadt zu unsern Füßen und ihre von zwei großen Flüßen durchströmte, wunderschöne Umgegend. Am fernen Horizonte schimmerten die schneebedeckten hohen Alpen der Schweiz und Savoyens uns entgegen, ein weißliches, glänzendes Wölkchen in der fernsten Ferne ward uns als der Montblanc bezeichnet, den wir hier voll froher Erwartung zum erstenmal begrüßten.

Lyons Umgebungen.

Miß Lucy hatte ihrem Versprechen gemäß sich wenig Tage nach unsrer Ankunft wieder bei uns eingefunden, und war uns eine recht liebe Begleiterin bei allen unsern kleinen Exkursionen, indem Yorick hier wenig zur Sprache kommen konnte, und auch weder von frühem Aufstehen noch bösen Wegen die Rede war. Die von England so ganz verschiedne und doch so schö-

ne Gegend um Lyon entzückte sie besonders, auch ist deren erster Anblick wahrhaft bezaubernd, besonders an den Ufern der Saone. Hohe, dicht aneinander gereihte Felsen umgeben hier den Strom an beiden Seiten, und freundliche, mitunter sehr ansehnliche Landsitze der reichen Bewohner Lyons liegen in langen Reihen am Abhange der bis oben hinauf mit Reben und Gesträuch bedeckten Berge, aus deren reichem Blätterschmuck nur an einzelnen Stellen eine Felsenspitze schroff und kahl in malerisch-gezackter Form emporsteigt. Still und silbern fließt der breite, von Booten lebendige Strom, und nur die sehr schöne Chaussée trennt ihn von den Gärten, welche die Landhäuser an beiden Ufern rings umgeben.

Wie ein Smaragd in Silber gefaßt, liegt, nicht sehr entfernt von der Stadt, die Insel Barbe mitten in der sich an dieser Stelle sehr ausbreitenden Saone. Sie ist der Lieblingsort der Lionaiser, welche keine eignen Landhäuser besitzen, das heißt, fast aller aus dem Mittelstande, denn hier hat nicht jeder Schuster oder Schneider seine Bastide, wie in Marseille. Sonntags und an Feiertagen wimmelt es auf dieser Insel von fröhlichen Menschen, die dort Alles finden, was besonders dem Franzosen zum Leben unentbehrlich ist;

dahin gehört ein hübscher Garten an dem wohleingerichteten Gasthofe, vorzüglich Musik, Tanz, Erfrischungen, und vor allem Gelegenheit zu schwatzen, zu sehen und gesehen zu werden.

Das Landhaus und der Garten, welche man für die schönsten um Lyon hält, gehören einem sehr angesehenen Kaufmann, dem wir addressirt waren. Der Eigner hatte die Güte, uns selbst in seiner schönen Besitzung herum zu führen, dabei erwähnte er wiederholentlich und mit großem Behagen, daß das Haus genau nach dem Plan des Schlosses zu Versailles erbaut, und dabei hier auf jeden dortigen Fuß ein Zoll gerechnet sey. Einem Franzosen ist bekanntlich Versailles das erste Wunder der Welt, wir aber konnten nur die Idee etwas wunderlich finden, ein solches großes Modell zum bürgerlichen Wohnhause zu machen. Unerachtet des sehr verkleinerten Maaßstabes hat dies Gebäude noch immer ein schloßartiges, grandioses Ansehen, aber ihm mangelt die zierliche häusliche Bequemlichkeit, die bei einem ländlichen Aufenthalt uns vor allem wünschenswerth erscheint, und welche den kleinern englischen Landhäusern einen so unbeschreiblichen Reiz gibt. Ein hübsches Blumenparterre vor dem Hause mit zwei ziemlich hohen Springbrunnen,

und an beiden Seiten mit ſchattenden Alleen umgeben, kam uns zwar auch ein wenig à la mode de Versailles vor; iſt aber doch recht angenehm. Auch ſind hier ein Paar Kaskaden, die indeſſen nur bei feſtlichen Gelegenheiten angelaſſen werden, und dann, vom Felſen herabſtrömend, ſich recht hübſch machen. Dicht hinter dem Hauſe erhebt ſich ein ſteiler, mit Bäumen und Geſträuch bewachſener Fels, mannigfaltige, oft etwas unbequeme Fußwege ſchlängeln ſich dort durch die dichten Schatten, und gewähren an einzelnen Stellen ſehr reizende Ausſichten auf den Strom, auf das entgegengeſetzte Ufer und die Inſel Barbe. Dieſem Theil der Anlagen erzeigt man die Ehre, ihn einen engliſchen Park zu nennen, denn die Franzoſen haben, wie auch hin und wieder die Deutſchen, gar ſonderbare Begriffe von dem, was ein ſolcher Park eigentlich iſt.

Die übrigen Landſitze um Lyon ſind, bei weniger Prätenſion, von minder vornehmen Anſehen, mitunter aber auch recht groß und ſchön. Alle haben eine herrliche Lage und köſtliche Umgebungen, aus denen ſich viel Schönes machen ließ, doch konnten wir nun einmal den kleineren franzöſiſchen Gärten im neuern Stil wenig Geſchmack abgewinnen, da wir die engliſchen kannten, wo man bei beſchränktem

Raum es selten versucht, etwas Großes machen zu wollen, sondern sich mit einem einfachen, mit Blumen geschmückten Grasplatz, und einigen, von blühendem Gesträuch umgebenen, schattenden Baumgruppen gern begnügt.

Die großen altfranzösischen Gartenanlagen, welche in alterthümlicher Pracht die königlichen Schlösser umgeben, sind in ihrer Art wahrhaft schön und imponirend, so lange sie bleiben, was sie seyn sollen, eine Fortsetzung der großen Gallerien und Säle des Palasts, wo sich der stattlich geschmückte Hof im Freien ergehen kann. So wie sich dieses Volk aber der Natur nähern will, wird es kleinlich und manierirt, und in seinen ländlich seyn sollenden Gärten mußten wir immer bei jedem Schritt an die in Rosa-Atlas gekleideten, zierliche Schäferstäbe in den Händen haltenden, Schäfer und Schäferinnen seiner Bühnen und seiner Idyllen denken, als die einzige zu diesen Landschaften passende Staffage.

So reizend uns die Lage aller dieser Landhäuser an der Saone auf den ersten Anblick erschien, so fühlten wir doch, daß diese Gegend uns auf die Länge zu einförmig erscheinen würde. Den Aussichten mangelt nämlich alle Ferne, alle Mittelgründe; man sieht ewig

nur den Strom, die Insel, das gegenüber liegende, freilich herrlich bebaute Ufer und seine waldbekrönten Felsen. Wer nicht wie eine Gemse klettern kann oder mag, ist einzig auf das lange, schmale Thal beschränkt, hat keinen andern Spaziergang, als den längs dem Ufer des Stroms auf der Heerstraße, und muß immer wieder umkehren, um denselben Weg zurück zu gehen, den er hinwärts nahm. An den Ufern der Rhône ist es hier eben so, diese sind indessen weniger mit Gartenhäusern angebaut, weil sie weniger schön und flächer sind, und werden deshalb seltner besucht.

Lyoner Fabriken.

Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgend besser und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidne Stoffe, Bänder, Stickereien, die schönsten, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldne und silberne Tressen

und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze, Sammet. Das lange Regiſter von allem, was hier in den vielen Manufakturen entſteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollſtändig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir wünſchten ſehr, die Entſtehung einiger Hauptfabrikate vom Anfange an zu ſehen, aber das iſt in Lyon unmöglich. Die nach engliſcher Art eingerichteten Maſchinen, auf welchen die Seide geſponnen wird, ſind alle theils auf dem Lande, theils in kleineren Städten, und die Seide ſelbſt wird daher ſchon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geſchäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muſter vorgeſchrieben, und die Arbeit nach dem Staab bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohl bewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicher Weiſe gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichſten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas davon ſehen will. Dennoch iſt der Anblick bei weitem nicht ſo belehrend und intereſſant als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter, in einem großen Gebäude verſammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder Einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervor zu bringen verſteht.

Unangenehm ist es zwar, in den schmuzig-engen Straßen oft sieben bis acht Treppen hoch zu steigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Besuch oft störend erscheint, dennoch machten wir mehrere solche Besuche. Wir erstaunten bei jedem über die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der hier das Schönste und anscheinend Schwierigste hervorgebracht wird, während uns die augenscheinlich große Armuth dieser fleißigen, durchgängig rechtlichen Menschen mit stiller Wehmuth ergriff. Nichts kann schneidender kontrastiren, als ihre kümmerliche, fast nur auf das Unentbehrlichste beschränkte Existenz mit der Pracht der unter ihren Händen entstehenden glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unser Daseyn schmücken, entspringt leider in den Hütten der Armen, oft unter Seufzern und bittern Thränen; wir denken in unsrer Freude nicht daran, und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Genuß uns zwecklos verbittern wollen, aber doch ist es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bei verhältnißmäßig wenig bedeutenden Bestellungen, hat den Preis ihrer Arbeit so herabgesetzt, daß sie, mit aller Anstrengung, kaum das Nothdürftigste erwerben

können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer eine ganze Familie bei ihrem kargen Mittagsbrod vereint; nur die älteste Tochter, ein schönes blasses Mädchen von achtzehn Jahren, saß am Weberstuhl, und arbeitete ämsig an einem reichen Stoff mit wunderschönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiserin zu schmücken bestimmt war; sie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt würde, und der einzige Weberstuhl, den sie besaßen, keine Minute ruhe, selbst in den Stunden des Schlafes wechselte sie so mit dem Vater, und doch sahen wir deutlich, daß dieser angestrengte Fleiß die noch aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern bestehende Familie nur dürftig ernähre, obgleich dieser Arbeiter gewiß einer der vorzüglichsten war, da man ihm die Ausführung einer so bedeutenden Bestellung anvertraut hatte.

Also trafen wir es durchgehends bei mehreren ähnlichen Besuchen, überall Armuth, und dennoch knattert der Webstuhl in allen diesen Wohnungen beinahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster, welche auf ihm entstehen, übertreffen in dieser Hinsicht oft selbst die Zau-

bereien des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, sie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbne Kunst mit dem frühern Verlust ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammetweben interessirte uns besonders, weil wir es nie vorher gesehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben, und das Hervorbringen der Muster hat die größte Aehnlichkeit mit dem Weben des damastnen Tischzeugs, anders ist es mit dem Sammet. Eine platte messingne Nadel, oben mit einem feinen, fast unsichtbaren Einschnitt der Länge nach versehen, wird blitzschnell zwischen die doppelten Fäden des Einschlags geschoben, und dann mit einem Faden festgewebt, jedem Faden folgt eine Nadel, jeder Nadel ein Faden, bis der Webestuhl angefüllt ist. Mit einem eignen, haarscharfen Instrument von Stahl, das genau in den Einschnitt der Nadel paßt, schneidet der Weber zuletzt die die Nadel bedeckenden Fäden auf, und das geschieht mit so unbegreiflicher Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Beim ungerissenen Sammet werden die Nadeln nur herausgezogen, und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillschweigen, um nicht zu weitläuftig zu erscheinen, alle beschäftigen mehrere Tausend fleißiger Hände; selbst das Erfinden und Ausmalen der Muster ist ein Haupterwerb für viele, die in bessern Verhältnissen vielleicht bedeutende Künstler geworden wären.

Die Bewohner von Lyon und ihr geselliges Leben.

Aus allem diesem geht hervor, daß das Lyoner Volk sehr arbeitsam und fleißig ist, und diese Tugend ist bei ihm der Quell vieler andern, besonders im häuslichen Leben, die man im übrigen Frankreich weit seltner antrifft. Ihre treue Anhänglichkeit an den König, an ihren Glauben, an die Gesetze, mußten die Lyonaiser mit Strömen des edelsten Bluts, mit fast gänzlicher Zerstörung ihres ehemaligen Wohlstandes büßen, und daß nicht die ganze Stadt von der Erde vertilgt ward, rechnete man ihnen noch obendrein als unverdiente Gnade an. Achttausend der geachtetsten Einwohner wurden nach dem endlichen Einrücken der Karmagnolen in dieser Stadt hingerichtet; die Frauen fielen unter dem Mordbeil der Guillotine,

die Männer wurden in Masse dicht vor der Stadt erschossen, weil das Guillotiniren den Mördern zu langsam dünkte. Die Kanonen, mit denen man sie mordete, waren mit gehacktem Eisen geladen, nach mehreren Schüssen, als alle niedergesunken waren, rief man den nur Verwundeten zu, sich aufzurichten, weil man sie begnadigen wolle, viele folgten dem Ruf und wurden im nämlichen Moment von neuen Schüssen zu Boden gestreckt. Niemand durfte den Sterbenden nahen, alle lagen hülflos verlassen, bis der Tod ihrer Qual ein Ende machte.

Der Sohn eines dieser Gemordeten erzählte uns diese grausenvolle Geschichte an dem Orte, wo sie geschah, auf einer großen Wiese vor dem Thor; er selbst war damals noch nicht dem Knabenalter entwachsen gewesen, nur seine Jugend hatte ihn vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt. Es lebt keine angesehene Familie in Lyon, die nicht an diesem verhängnißvollen Tage durch den Verlust naher Verwandten und Freunde in tiefe Trauer versetzt ward; der gröβte Theil dieser Schlachtopfer waren Hausväter, die sonst in Ehre und Ansehen lebten, alle ausgezeichnet rechtliche Männer aus dem Bürgerstande.

Unfern der Wiese, auf welcher die Väter langsam verbluteten, fielen wenig Tage vorher ihre Söhne

in einer Pappelallee, dreitausend blühende Jünglinge, fast alle aus den ersten Familien der Stadt, die sich muthig den eindringenden Tigern entgegen stellten, und nicht wankten und wichen bis in den Tod. Sie waren die Glücklichen, sie starben, den Degen in der Hand, im gerechten Kampf, vor ihrer Eltern schmachvoller Ermordung, deren Anblick ihr ehrenvoller Tod ihnen ersparte.

Wenn wir alle diese blutigen Gräuel hier auf dem Schauplatz derselben von Augenzeugen erzählen hörten, von jungen Männern, deren Väter, deren Freunde und Verwandte zum Opfer wurden, so staunten wir, daß noch ein Mensch in Lyon fröhlich seyn oder gar lachen kann. Wir begriffen die Möglichkeit nicht, hier zu leben, davon sprechen zu können, ohne vor Schmerz zu vergehen. Die vielen Blumen auf der unseligen Wiese sahen wir mit Blut befleckt blühen, die hohen Pappeln flüsterten uns schauerlich wie Seufzer der unschuldig Gemordeten, aber der diesem Volke angebohrne Leichtsinn weiß nichts von alle dem. Daß die Franzosen keine Sehnsucht kennen, ist eben so bekannt, als daß ihre arme Sprache kein Wort für dies Gefühl hat; indessen auch Erinnerung scheint ihnen zu mangeln, sie haben es nicht nöthig,

ein unglücksvolles Geschick allmählig zu verschmerzen, sie vergessen es, so wie es überstanden ist. Das Geschichtliche davon bleibt ihnen zwar, aber der Eindruck davon verfliegt; wie wäre es sonst möglich, daß wir hieher geführt wurden, als zu einer Merkwürdigkeit!

Doch ist der Charakter der Bewohner von Lyon ernster, sittlicher, als es in Frankreich sonst gewöhnlich ist, fast möchten wir sagen, sie haben etwas Deutsches in ihrer Art zu seyn, was wohl aus ihrem thätigen, arbeitsamen Leben entspringt, vielleicht auch mit der Nähe der Schweiz zusammenhängt. Sie tanzen, sie singen zwar auch, und während der Carnevalszeit geht es ebenfalls in Lyon unter Armen und Reichen gar lustig her, aber ihre Freude ist geregelter, als in andern französischen großen Städten, und artet seltner in niedre Ausschweifung aus. Der Luxus ist geringer und die Alles verwüstende Spielsucht ein hier fast unbekanntes Laster, das wenig Gelegenheit zur Befriedigung findet. Der ehemalige Wohlstand, welchen der sonst blühende Handel in dieser großen Stadt verbreitete, ist mit seiner Quelle in der Schreckensperiode ganz gesunken. Zwar fängt man an, sich allmählig zu erholen, und die großen Manufakturen und Handelshäuser erheben ihre Häupter wieder, aber

die ärmere Klasse wird noch lange mühselig arbeiten müssen, ehe ihr die vergangnen guten Zeiten wiederkehren.

Den geselligen Ton in den Häusern bedeutender Kaufleute fanden wir sehr angenehm, es liegt etwas Herzliches, etwas Familienhaftes darin, das uns oft an unser Deutschland mahnte. In den Häusern herrscht Ordnung und Reinlichkeit, aber wenig Prunk, und Alles deutet darin auf freundliche, ruhige Häuslichkeit, auf trauliches Zusammenleben der Mitglieder der Familie unter sich, bei sehr zuvorkommender Gastlichkeit gegen Fremde. In Lyon fällt es niemandem ein, ein zweites Paris daraus zu machen, obgleich die Stadt nicht minder groß und volkreich ist, als Bourdeaux und Marseille. Kleidung und Sitte der Frauen sind bescheiden, den Tag über gehen die Männer ihren Geschäften nach, später suchen sie Erholung im Kreise ihrer Familie und ihrer Freunde. Das Visitenwesen wird weniger eifrig betrieben, aber Abends um sieben oder acht Uhr versammeln sich gute Bekannte ungeladen, bald in diesem, bald in jenem Hause. Der ältere Theil der Gesellschaft spielt ein sehr niedriges Spiel, die jüngere Welt belustigt sich auf ihre Weise, oft mit Musik und Tanz, zuletzt wird

ohne viele Umstände ein leichtes Abendessen aufgetragen, wie es eben vorhanden ist. Denn da man hier durchgängig schon zwischen zwei und drei Uhr zu Mittage ißt, so gibt es auch einen Nachmittag und Abend, und die gute alte fröhliche Sitte, mit einander zu Abend zu essen, ist nicht in Lyon, wie sonst fast überall, verschwunden.

Bei größern dazu eingeladnen Gesellschaften, deren es viele gibt, sind diese Abendessen recht gewählt und reichlich ohne Ueberfluß, doch bleibt auch bei ihnen der Ton der Gesellschaft leicht und fröhlich. Hohes Spiel sahen wir nie, selten eine Boulliotte, und nirgends hört man, wie in Bourdeaux, das ewige Klappern der Würfel.

In's Theater zu öffentlichen Concerten und Bällen darf jede rechtliche Frau ihre erwachsenen Töchter führen, ohne Furcht, sie in schlechte Gesellschaft zu bringen, denn das Laster wandelt hier nicht öffentlich mit frecher Stirn, wie in Marseille. Das Schauspielhaus ist weder von innen noch außen elegant, und steht in dieser Hinsicht weit hinter denen andrer großer Städte zurück, aber die Truppe gehört zu den besten in Frankreich, auch wird das Theater fleißig besucht, und wir wohnten mehreren Vorstellun-

gen, besonders von Lustspielen bei, die bei vollem aufmerksamen Hause recht vorzüglich gut gegeben wurden. Ballette fehlten noch jetzt, doch sprach man davon, daß auch diese für die Zukunft eingerichtet werden sollten. Von kleinen Nebenschauspielhäusern vernahmen wir nichts, diese mußten also hier wenigstens nicht vorzüglich seyn, auch hat die minder begüterte Klasse der Einwohner wohl schwerlich viel Zeit oder Geld darauf zu verwenden übrig.

Alle Gebräuche der katholischen Kirche werden von den Einwohnern Lyons strenge beobachtet, und niemand versäumt leicht die Messe. Wir sahen eine große Procession durch alle Straßen ziehen, von mehrern Tausenden der Einwohner begleitet, welche den Himmel um gedeihliches Wetter für die Seidenwürmer anflehte. Die vielen Priester, welche sie anführten, waren fast alle hochbejahrte Greise, die während der Schreckenszeit, welche ihnen den Tod drohte, von den Frommen mit eigner Lebensgefahr geborgen wurden. Einem wunderthätigen Marienbilde, in einer Kapelle oben auf dem Berge, an dessen Abhang die Johanniskirche liegt, war vor's erste noch das Wunderthun untersagt, dafür aber hatte sich seit kurzer Zeit in der Kirche selbst ein anderes, bis dahin

wenig geachtetes, mit allerlei Mirakeln hervorgethan. Die Gläubigen strömten in großer Zahl jetzt diesem zu, und eine bedeutende Anzahl ganz neuer wächserner Ex voto's vor dessen Altar bezeugten, wie wohlthätig es sich an ihren kranken Armen, Beinen, Augen und andern Gliedmaßen bewiesen hatte und noch täglich bewies.

Der Tag unsers Abschiedes von Lyon war auch der von Miß Lucy, die nun mit schnelleren Schritten ihrem Vater in Verdun zuzueilen beschloß, und so wandten wir uns auf verschiednen Wegen von einander, wahrscheinlich für immer.

Reise von Lyon nach Genf.

Noch eine gute Strecke weit begleitete uns die Rhône durch eine entzückende Gegend, die hohen Alpen Savoyens und der Schweiz winkten uns aus der Ferne, jede Krümmung des breiten, wild brausenden Stroms gewährte eine neue lachende Aussicht, und so wie wir weiter kamen, so schien uns immer die, welche eben vor uns lag, noch schöner als die, welche wir eben bewundernd verlassen hatten. Hinter der ersten Station verloren wir die Rhône aus dem Gesicht, aber die Gegend blieb sich gleich an mannigfaltigem Reichthum. Bald kamen wir an großen Kornfeldern vorbei, bald an Weingärten, an grünenden Höhen und großen schattenden Baumgruppen. In mannigfaltigen Krümmungen windet sich der nicht breite, silberklare Strom Ain, durch ein blühendes Thal, das uns lebhaft an das schöne Thal von Richmond bei London erinnerte. Die prächtigen Villas, die dort die Ufer der reichen Themse verschönen, fehlen hier freilich, aber deren Stelle ersetzen rebenumschattete Bauerhäuser und freundliche Dörfer,

deren Bauart und Reinlichkeit schon die Nähe der Schweiz verkünden. Alles hat hier ein wohlhabiges, ländliches Ansehen.

Vier große Poststraßen stoßen in Pont d'Ain zusammen, daher wimmelt es in dem kleinen Ort immer von Fremden aus allen Gegenden. Das Posthaus ist hier der einzige gute Gasthof, auch diesmal waren beinahe alle Zimmer darin besetzt, und wir mußten uns glücklich preisen, noch leidlich für die Nacht unterkommen zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir schon um fünf Uhr ab. Wir hatten freilich nur noch zwölf Posten oder deutsche Meilen vor uns, die man sonst auf den herrlichen Chausséen in acht oder zehn Stunden bequem zurück legen kann, aber die vielen Berge sind hier dem schnellen Fahren nicht günstig. Gleich hinter Pont d'Ain geht es schon bergauf, und bald waren wir mitten im Gebirge, aber im schönsten, freundlichsten der Welt. Selbst die höchsten Felsen schmückt das herrlichste Grün, jedes der Kultur fähige Fleckchen ist sorgfältig benutzt, und selbst in England sahen wir kein besser angebautes Land. Alle Nachtigallen aus Hieres schienen uns hieher gefolgt zu seyn, und die frische Morgenluft umwehte uns mit dem Duft der blühenden Hecken und tausend würziger Bergkräuter.

Hinter Cerdon gelangten wir an den höchsten Berg, den wir für heute zu übersteigen hatten; er heißt Mont Cerdon und gehört schon zu der großen Bergkette des Jura, welche Savoyen von Frankreich scheidet. Hin und wieder ist der Weg ziemlich steil, aber die breite vortreffliche Kunststraße und die an diese Berge gewöhnten Pferde ließen keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, obgleich der Abgrund zur Seite uns oft fürchterlich genug angähnte. Denn in dieser sonst so schönen Straße fehlen die steinernen Brustwehren, welche man in England an jedem Abhange und hin und wieder auch in der Provence trifft. Wir kamen jetzt durch eine der romantisch schönsten Gegenden, so wir kennen. Bald fuhren wir hoch auf den Bergen, dann tief unten in einem von Bergströmen durchrauschten Thal, dann am Ufer eines stillen Sees, immer im Schatten duftender Wälder, umgeben von malerischen, reich bewachsenen Felsen. Rosen blühen in den Gärtchen, welche die freundlichen Hütten des Landmanns umgeben, und von den Bergen schimmern Wiesen und Kornfelder in's Thal herab, die aus der Tiefe wie einzelne Gartenbeete sich ausnehmen. An einer der schönsten Stellen dieses romantischen Weges stehen auf zwei hohen, aus einer tief zwischen ihnen liegenden engen Kluft senkrecht

steil empor steigenden Felsengipfeln die grauen Ruinen zweier uralten Schlösser einander gegenüber. Brausend und schäumend stürzt sich ein wilder Waldstrom dicht daneben hinunter in's tiefe Thal, und nur sein Tosen und das Singen der Vögel im Walde unterbricht die feierliche Stille dieser herrlichen Einsamkeit.

Im kleinen Dörfchen Bellegarde, das mitten in einer wilden Felsengegend einsam liegt, verließen wir unsern Wagen, um uns zum perte du Rhône führen zu lassen, während die Pferde gewechselt wurden. Wir stiegen hinab in ein nahes, von hohen waldigen Felsen eingeschlossenes, enges Thal. Unten in ihrem Felsenbett eingepreßt, brauf'te, zürnender als je, die hier sehr schmale, aber unergründlich tiefe Rhône. Bald standen wir an der Brücke, welche die mächtige Natur über sie aus Felsen wölbte. Donnernd stürzt der Fluß hinab in einen unsichtbaren Abgrund, dessen Tiefe noch niemand ermessen konnte, und verschwindet. Die Felsendecke, welche den Strom völlig verbirgt, indem sie sich über ihn wölbt, ist hohl und gedoppelt, wie die Einwohner der Gegend behaupten. Man kann, freilich wohl mit Lebensgefahr, hinabsteigen, unter ihr, wie in einer Höhle, trocknen Fußes eine ziemliche Strecke fortgehen, und hört das Brausen der Rhône noch weit tiefer unter

der Erde. Etwa funfzig Schritte vom Fall dringt der Strom aus seinem dunkeln Gefängniß wieder ans Sonnenlicht hervor, und setzt, noch immer wild aufgeregt, seinen stürmischen Lauf über große Felsenblöcke schäumend fort. Wir standen lange auf einer schwankenden hölzernen Brücke nahe am Fall, und sahen dem Tosen der widerstrebend in das Innere der Erde stürzenden Wassermasse zu. Die Wellen brechen sich an den Seitenwänden des Abgrundes und sprühen schäumend hoch empor, als scheuten sie die furchtbare ewige Nacht da unten; sie überströmen beim Zurückprallen einen Theil der Felsendecke, die dadurch weit kleiner erscheint, als sie wirklich ist. Die Umgebungen dieses furchtbar-schönen Schauspiels sind von hoher romantischer Schönheit, aber die gar nicht zu befriedigende Zudringlichkeit einer Unzahl von Bettlern, die mit unerträglichem Geschrei allen Genuß zerstörten, vertrieb uns nur zu bald. Sie müssen eigne Wachen ausstellen, die sie von der Ankunft der Fremden gleich benachrichtigen, denn aus allen Klüften, über alle Felsenwege strömten sie herbei und keine Gabe konnte uns von ihrer widrigen Gegenwart befreien.

Von Bellegarde aus wird das Gebirge immer wilder. Das kleine pittoreske Fort d' Ecluse liegt

hinter dem Städtchen Colonge auf einem steilen Felsen wie ein Schwalbennest. Dort mußten wir noch einmal unsern Paß visiren lassen; während dies geschah, ergetzten wir uns an der romantisch wilden Umgegend, die wir von dieser Höhe übersehen konnten. Tief im Thal fließt die hier einem Mühlenbach ähnliche Rhône, jenseits derselben beschränken die Savoyer Berge die Aussicht, und in der Ferne kränzen die schneeigen Gipfel des Jura den Horizont. Alles funkelte im Strahl der sinkenden Abendsonne, wie in einem Goldmeer; der Anblick war in dieser Beleuchtung bezaubernd schön, und wir mußten in laute Bewunderung desselben ausbrechen. Ein kleiner, kaum zwanzigjähriger Unterofficier, der unser Entzücken belauschte, riß uns aus der Begeisterung, mit der Versicherung: „Ecluse sey ein ganz erbärmliches Nest, in welchem er nächstens aus purer Langerweile verscheiden müsse; wir möchten uns nur einmal ein paar Wochen darin aufhalten, „dann," meinte er, „würde unsre Bewundrung der schönen Gegend wohl von selbst sich geben." Wir lachten zwar über den tragikomischen Eifer, bei welchem dem armen jungen Menschen fast die Thränen in die Augen traten, doch konnten wir nicht umhin, ihm Recht zu geben; wir wünschten ihm Geduld und baldige Ablösung, und

fuhren dann mit dem zum letztenmal in Frankreich unterzeichneten Passe weiter, auf jetzt ganz ebnem Wege.

Die Gebirge des Jura vermischten sich bald mit den Wolkengebilden, die neblig und grau sich erhoben, bald wich die Dämmerung der Nacht, und spät erreichten wir Genf, den Punkt, wo wir meinen, vom Leser scheiden zu müssen. Zwar lernten wir auf unserm ferneren Wege auch die Schweiz kennen, aber diese zu beschreiben, wäre ein unsern Kräften unangemessenes Wagniß. Was über dies wunderbare Land gesagt und geschrieben werden kann, ist schon vielfältig und oft meisterhaft geschrieben und gesagt; wir wissen diesen frühern Beschreibungen nichts hinzuzufügen als: „Komm und sieh!" Denn nach unsrem Gefühl ist es eben so schwer, dem, der dieses Land nie sah, mit Worten oder selbst Farben einen anschaulichen Begriff davon zu geben, als einem Blindgebornen die Sonne und das Licht des Tages durch Beschreibungen denkbar zu machen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verbesserungen.

S. 26 Zeile 9 v. unt. statt hôtel de Jumel, lies: hôtel de Fumel

— 33 — 5 — oben: — hôtel Jumel l. hôtel de Fumel

— 41 — 3 — unt. — des l. der

— 61 — 6 — oben: — in der fremden l. in der Fremde

— 75 — 13 — — — la Filte l. la Fitte

— 78 letzte Zeile: — Déconfit l. dekavirt

— 111 Zeile 3 v. oben: — Malanze l. Malauze

— 114 — 8 — — — Rauchflammen l. Rauch, Flammen ꝛc.

— 218 — 2 — unt. — Phokier l. Phocäer

— 224 — 2 und 5 v. unt. statt: Libertal l. Libertat

— 230 — 2 v. unten muß das Wort: „noch" gestrichen werden.

— 252 — 5 — — statt: würden, l. würde

— 262 — 5 — — — diese l. die

Rudolstadt,
gedruckt in Dr. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803, 1804 und 1805

Bd.: [3]

Rudolstadt 1817
It.sing. 1401 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468789-8